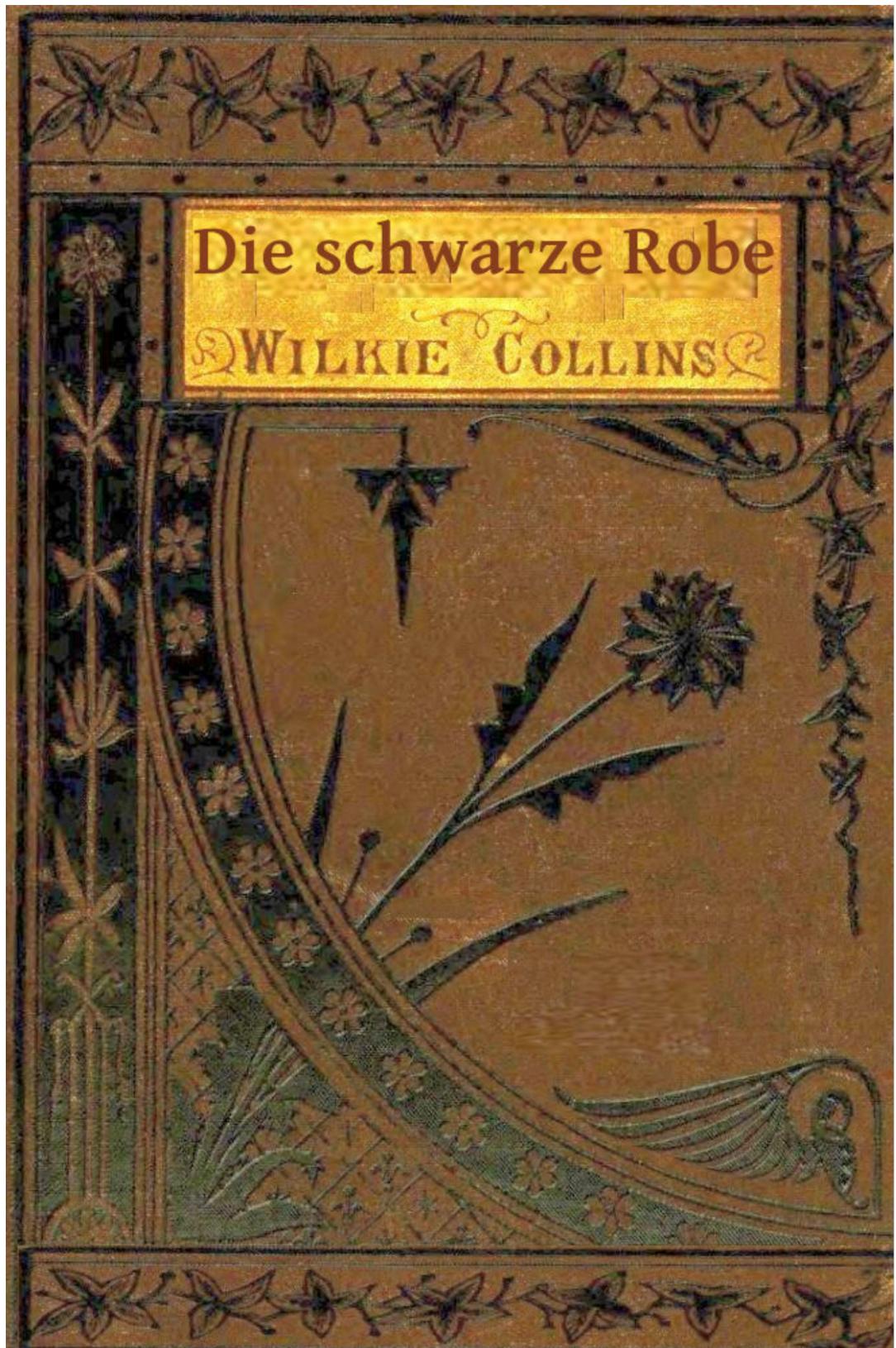


Die schwarze Robe

WILKIE COLLINS



# Die schwarze Robe.

(The Black Robe.)

Roman  
von  
Wilkie Collins

Einzig autorisierte Ausgabe.  
Aus dem Englischen übersetzt  
von  
J. v. Boettcher.

(Jeder unberechtigte Nachdruck wird strafrechtlich verfolgt.)



Nr. 50 - 121 Halle an der Saale,  
Dienstag den 1. März - Donnerstag den 26 Mai  
1881

# Inhaltsverzeichnis

## Die schwarze Robe. (The Black Robe.)

### Vorspiel.

Erste Scene. Boulogne sur mer. Das Duell.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.

Zweite Scene. Vange Abbey – Die Vorwarnungen.

- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.

### Die Geschichte.

Erstes Buch.

1. Kapitel. Vertrauliche Bekenntnisse.
2. Kapitel. Die Jesuiten.
3. Kapitel. Die Vorstellung.
4. Kapitel. Vater Benwell trifft es.
5. Kapitel. Vater Benwell verfehlt sein Ziel
6. Kapitel. Der Küchenzettel.
7. Kapitel. Stellas Einfluß.
8. Kapitel. Der Priester oder das Weib?.
9. Kapitel. Das Publikum und die Gemälde.
10. Kapitel. Vater Benwell's Korrespondenz.

I.

II.

11. Kapitel. Stella behauptet sich.

12. Kapitel. Die Familie des Generals.

13. Kapitel. Die Korrespondenz von Vater Benwell.

I.

II.

Zweites Buch.

1. Kapitel. Der Sandwichtanz.
2. Kapitel. Die Frage der Verheiratung.
3. Kapitel. Das Ende des Balles.
4. Kapitel. In der Morgendämmerung.

Drittes Buch.

1. Kapitel. Die Flitterwochen.
2. Kapitel. Ereignisse in Then Acres.
3. Kapitel. Vater Benwell und das Buch.
4. Kapitel. Das Ende der Flitterwochen.
5. Kapitel. Vater Benwell's Korrespondenz.

I.

II.

Die gestohlenen Papiere.

Nummer Eins.

Nummer Zwei.

Viertes Buch.

1. Kapitel. Die Kluft erweitert sich.

2. Kapitel. Ein christlicher Jesuit.
3. Kapitel. Winterfield kehrt zurück.
4. Kapitel. Vater Benwells Korrespondenz.
5. Kapitel. Bernard Winterfield's Korrespondenz.
  - I.
  - II.
  - III.
6. Kapitel. Das traurigste Wort.
7. Kapitel. Gegnerische Damen.
8. Kapitel. Vater Benwell's Korrespondenz.
  - I.
  - II.

#### Fünftes Buch.

1. Kapitel. Mrs. Eyrecourt's Entdeckung.
  2. Kapitel. Die Saat ist gesät.
  3. Kapitel. Die Frucht wird geerntet..
  4. Kapitel. Auf dem Wege nach Rom.
- Nach der Geschichte. Auszüge aus Winterfield's Tagebuch.
1. Winterfield verantwortet sich.
  2. Winterfield macht Auszüge.



## Vorspiel.

### Erste Scene.

*Boulogne sur mer. Das Duell.*

#### 1.



ie Kunst der Aerzte vermochte nichts mehr bei der verwitweten Lady Berrick.

Wenn die medizinischen Rathgeber einer Dame, welche ihr siebenzigstes Lebensjahr erreicht hat, das milde Klima des südlichen Frankreichs verordnen, so heißt das mit anderen Worten: »unsere Hilfsmittel sind erschöpft.« Die Lady versuchte das mildere Klima, fand aber nicht die gehoffte Wirkung und beschloß, wie sie sich selbst auszudrücken beliebte, zu Hause zu sterben. Sie reiste sehr langsam und als ich zuletzt von ihr hörte, hatte sie Paris erreicht. Es war Anfangs November. Eine Woche später traf ich ihren Neffen, Lewis Romayne im Club.

»Was führt Sie denn zu dieser Zeit des Jahres nach London?« fragte ich.

»Das Verhängnis, welches mich stets verfolgt,« entgegnete er grimmig. »Ich bin einer der unglücklichsten Sterblichen.«

Er war dreißig Jahre alt, nicht verheiratet; er war der beneidenswerte Besitzer eines schönen alten Landsitzes, Bange Abbey genannt und einer der schönsten Männer in England. Wenn ich nun hinzufüge, daß ich selbst ein verabschiedeter Offizier bin, mit geringem Einkommen, der eine nervöse Frau, vier kränkliche Kinder und dazu noch fünfzig Jahre auf dem Rücken hat, so wird Niemand sich überrascht fühlen, wenn ich bei Romayne's Klagen mit bitterer Aufrichtigkeit ausrief: »Wollte der Himmel, daß ich mit Ihnen tauschen könnte.«

»Das wünschte ich von Herzen,« erwiederte er mit gleicher Offenheit. »Lesen Sie das.«

Er reichte mir einen Brief, welchen er von dem Arzte erhalten, der Lady Berrick auf ihrer Reise begleitete. Nach einer kurzen Rast in Paris hatte die Kranke ihre Heimreise fortgesetzt und war in Boulogne angelangt. In ihrem leidenden Zustande war sie plötzlichen Anfällen von Laune unterworfen; eine unüberwindliche Angst vor der Ueberfahrt über den Canal hatte sich ihrer jetzt bemächtigt, sie weigerte sich entschieden, an Bord des Dampfschiffes gebracht zu werden. In dieser Verlegenheit hatte ihre Gesellschafterin sich zu fragen erlaubt, ob Lady Berrick die Ueberfahrt wagen wolle, wenn ihr Neffe nach Boulogne komme, eigens um sie auf ihrer Reise zu begleiten. Die Antwort war so unerwartet günstig ausgefallen, daß

der Arzt keine Zeit versäumen wollte, Mr. Lewis Romayne davon Mittheilung zu machen; dies war der Inhalt des Briefes. Romayne war auf dem Wege nach Boulogne. Ich gab ihm einige nützliche Anweisungen: »Versuchen Sie die Austern,« sagte ich, »in dem Restaurant am Hafendamme.«

Er antwortete nicht, er war gänzlich mit sich selbst beschäftigt. »Versetzen Sie sich in meine Lage,« sagte er endlich. »Ich verabscheue Boulogne und theile die Abneigung meiner Tante gegen die Ueberfahrt über den Canal; ich hatte mich darauf gefreut, einige Monate in glücklicher Zurückgezogenheit, umgeben von meinen Büchern, auf dem Lande zubringen zu können, und was geschieht? Ich werde inmitten der Nebelzeit nach London getrieben, um mit dem Bahnzuge morgen früh um sieben Uhr abzureisen, bloß einer Frau wegen, für die ich nie die geringste Sympathie gehabt habe. Wenn ich nicht ein unglücklicher Mann bin, wer ist es dann?«

Der furchtbar aufgeregte Ton, in welchem er dieses sagte, erschien mir unter den gegebenen Umständen einfach lächerlich. Aber mein Nervensystem ist nicht so durch Nachtwachen, eifriges Studieren und starken Thee erschüttert, wie dasjenige meines Freundes Romayne, folglich auch nicht so leicht erregbar. »Es handelt sich ja nur um ein paar Tage,« sagte ich, versuchend, ihn mit seiner Lage auszusöhnen.

»Woher wissen Sie das?« entgegnete er. »In zwei Tagen kann das Wetter stürmisch werden, in zwei Tagen mag sie zu krank sein, um die Reise unternehmen zu können. Unglücklicherweise bin ich ihr Erbe und deshalb gezwungen, allen ihren Launen nachzugeben. Ich bin schon reich, brauche ihr Geld nicht, außerdem hasse ich das Reisen, besonders das Alleinreiten. Sie sind ein unbeschäftigter Mann, wenn Sie mir ein wirklicher Freund wären, würden Sie mir anbieten, mich zu begleiten. Natürlich als mein Gast,« fügte er hinzu, mit dem Zartgefühl, welches eine der glänzendsten Lichtseiten seines launenhaften Charakters bildete.

Ich kannte ihn lange genug, um mich durch die rücksichtsvolle Weise, in welcher er mich daran erinnerte, daß ich arm sei, nicht verletzt zu fühlen. Der Vorschlag erschien mir verlockend genug; was machte ich mir aus der Fahrt über den Canal? Außerdem war die Aussicht, einige Tage von Hause abwesend sein zu können, von unwiderstehlicher Anziehungskraft, und so nahm ich schließlich Romayne's Einladung an.

---



## 2.

Bald am Nachmittag des nächsten Tages hatten wir uns in Boulogne eingerichtet, in der Nachbarschaft von Lady Berrick, aber nicht in demselben Gasthofe, den sie bewohnte. »Wenn wir mit ihr in demselben Hause wohnen,« bemerkte Romayne, »werden wir beständig von dem Arzte und der Gesellschafterin belästigt werden. Bei Begegnungen auf der Treppe, Sie kennen das ja, man muß grüßen und stehen bleiben, um einige nichtssagende Worte zu wechseln und dergleichen mehr.« Er haßte alle diese kleinen gesellschaftlichen Verpflichtungen, welche für andere den größten Reiz haben. Als ihn einstmals Jemand fragte, in wessen Gesellschaft er sich am wohlsten fühle, antwortete er: »In der Gesellschaft von Hunden.«

Während er ihrer Ladyschaft seine Aufwartung machte, erwartete ich ihn auf dem Hafendamme. Er kam bald wieder zurück und sagte mit bitterem Lächeln: »Habe ich es Ihnen nicht gesagt? Sie ist nicht wohl genug, mich heute zu empfangen. Der Doktor macht ein bedenkliches Gesicht, die Gesellschafterin vor den Augen; unser Aufenthalt hier kann noch Wochen lang dauern.«

Der Nachmittag war regnerisch, unser Mittagessen war schlecht, dieser letztere Umstand verstimmte ihn sehr. Er war kein Gourmand, die Küchenfrage war für ihn nur eine Frage der Verdauung. Jene nächtlichen Studien und der übermäßige Genuss von starkem Thee hatten seinen Magen gründlich verdorben. Die Aerzte hatten ihn vergeblich vor den verderblichen Folgen dieser Gewohnheiten gewarnt. Er hatte wenig Vertrauen zu der medizinischen Wissenschaft und überschätzte bei weitem die wiederherstellende Kraft seiner Natur. So weit mir bekannt, hatte er nie den Rath der Aerzte befolgt.

Gegen Abend klärte sich das Wetter auf und wir machten einen Spaziergang. Wir kamen an einer Kirche vorüber, einer katholischen Kirche, die Thüren derselben waren geöffnet. Einige arme Frauen verrichteten drinnen kniend ihr Gebet. »Warten Sie einen Augenblick,« sagte Romayne, »ich bin in einer schändlichen Stimmung. Lassen Sie mich versuchen, mein Gemüth zu beruhigen.«

Ich folgte ihm in die Kirche. Er kniete in einem dunklen Winkel derselben nieder. Er war nach dem Ritus der evangelischen Kirche getauft worden, aber was die äußerer religiösen Verrichtungen anbelangte, gehörte er keiner besonderen Gemeinde an. Ich hatte ihn oft mit der aufrichtigsten Ehrfurcht und Bewunderung über den Geist des Christenthums reden hören, aber so viel mir bekannt, hatte er nie dem öffentlichen Gottesdienste beigewohnt. Als wir draußen vor der Kirche wieder zusammentrafen, fragte ich ihn, ob er zum katholischen Glauben übergegangen sei.

»Nein,« sagte er, »ich hasse dieses ewige Streben des katholischen Klerus nach gesellschaftlichem Einflusse und politischer Macht ebenso gründlich, wie nur irgend ein Protestant auf Erden. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Kirche von Rom neben großen Fehlern auch große Vorzüge hat. Sie versteht es, ihr System mit einer bewunderungswürdigen Kenntniß der höheren Bedürfnisse der menschlichen Natur anzuwenden. Nehmen Sie z. B. das, was Sie eben gesehen haben. Die feierliche Stille jener Kirche; die Armen, welche neben mir beteten, die wenigen Gebetsworte, mit denen mich

stillschweigend mit meinen Mitmenschen vereinigte, haben mich beruhigt und mir wohlgetan. In unserem Lande würde ich die Kirche, außer den Stunden des Gottesdienstes, verschlossen gefunden haben.« Er nahm meinen Arm und wechselte kurz den Gegenstand der Unterhaltung. »Was werden Sie beginnen,« fragte er, »wenn meine Tante mich morgen empfangen sollte?«

Ich erwiderte ihm, daß ich leicht Mittel finden würde, mir die Zeit zu verkürzen. Am nächsten Morgen kam eine Botschaft von Lady Berrick, daß sie ihren Neffen nach dem Frühstück erwarte. Mir selbst überlassen, ging ich dem Hafendamme zu und begegnete einem Manne, der mich fragte, ob ich sein Boot miethen wolle. Er hatte Angeln und Köder, die er mir zur Verfügung stellte. Unglücklicherweise, wie die Folge lehren wird, beschloß ich, eine oder zwei Stunden zu fischen.

Während wir auf der See waren, schlug der Wind um und ehe wir den Hafen erreichen konnten, war Ebbe eingetreten, so daß wir die Strömung gegen uns hatten. Es war sechs Uhr, als ich den Gasthof erreichte. Ein kleiner offener Wagen hielt vor der Thür. Ich fand Romayne, mich ungeduldig erwartend, obgleich für das Diner noch keine Anstalten getroffen waren. Er theilte mir mit, daß er eine Einladung zum Diner angenommen habe, in welche ich mit eingeschlossen sei. Das Nächste werde er mir im Wagen erklären.

Unser Kutscher schlug den Weg nach dem oberen Theile der Stadt ein. Aus Höflichkeit unterdrückte ich meine Neugierde und erkundigte mich nach seiner Tante.

»Sie ist ernstlich krank, die arme Seele,« sagte er. »Ich bereue es aufrichtig, so hart und unfreundlich von ihr gesprochen zu haben, als wir uns im Club trafen. Die Nähe des Todes hat mir Vorzüge ihres Charakters enthüllt, welche ich früher hätte erkennen sollen. Gleichviel, wie lange es dauern mag, ich werde geduldig warten, bis sie die Ueberfahrt nach England übernehmen kann.«

So lange er glaubte, im Rechte zu sein, war er in Ansichten und Handlungen der eigensinnigste Mensch, dem ich je begegnet bin. Aber einmal zu der Ueberzeugung gelangt, daß er Unrecht gehabt, verfiel er in das andere Extrem, er verlor gänzlich das Vertrauen zu seinem eigenen Urtheile und ergriff begierig jede Gelegenheit, um seinen Fehler wieder gut zu machen. In einer solchen Stimmung war er fähig, in der besten Absicht Handlungen von wahrhaft kindischer Unvorsichtigkeit zu begehen. Nichts Gutes ahnend, fragte ich ihn, wie er die Zeit meiner Abwesenheit hingebbracht habe.

»Ich wartete auf Sie,« sagte er, »bis ich die Geduld verlor und ausging. Zuerst wollte ich an den Strand gehen, aber der Geruch des Hafens trieb mich wieder in die Stadt zurück und dort, sonderbar genug, begegnete ich einem gewissen Capitain Peteckin, einem alten Universitätsfreunde von mir.«

»Ein Besucher von Boulogne?« fragte ich.

»Nicht gerade das.«

»Ein Einwohner?«

»Ja. Thatsächlich hatte ich ihn aus den Augen verloren, seit ich Oxford verließ und es scheint mir, als ob er nicht gerade in den glänzendsten Umständen ist. Wir hatten ein langes Gespräch miteinander. Er sagte mir, daß er so lange hier zu bleiben gedenke, bis seine Angelegenheiten geordnet wären.«

Es bedurfte für mich keiner weiteren Erklärung. Capitain Peteckins Charakter war mir so klar enthüllt, als habe ich ihn seit Jahren gekannt. »Ist es nicht etwas unvorsichtig von Ihnen,« sagte ich, »die Bekanntschaft mit einem Manne dieser Art zu erneuern? Konnten Sie nicht mit einem Gruß an

ihm vorübergehen?«

Romayne lächelte verlegen. »Ich gestehe, daß Sie Recht haben,« erwiderte er. »Aber bedenken Sie, daß ich von meiner Tante kam, noch ganz beschämt über die Art und Weise, in der ich von ihr gesprochen und über sie gedacht hatte. Wie konnte ich da wissen, ob ich nicht gleich darauf wieder einem alten Freunde Unrecht thun werde, wenn ich Peteckin von mir entfernt hielt? Seine gegenwärtige Lage mag ebensowohl durch Unglück wie durch eigene Schuld herbeigeführt worden sein. Ich war halb und halb geneigt, an ihm vorüber zu gehen, wie Sie sagen, aber ich mißtraute meinem Urtheile. Er hielt mir seine Hand entgegen und war so erfreut, mich zu sehen. Es ist jetzt nicht mehr zu ändern. Ich bin begierig darauf, Ihre Meinung über ihn zu hören.«

»Werden wir mit dem Capitain speisen?«

»Ja. Zufällig erwähnte ich gegen ihn des gestrigen schlechten Diners in unserem Gasthofe. Er sagte: Kommen Sie doch in mein Pensionat. Außer in Paris findet man keine solche table d'hote in ganz Frankreich. Ich versuchte es abzulehnen, Sie wissen ja, ich liebe es nicht mit Fremden zu verkehren und sagte ihm, daß ich einen Freund bei mir habe. Er bat mich auf das Herzlichste, daß Sie mich begleiten möchten. Meine weiteren Entschuldigungen schienen ihn schmerzlich zu berühren. Ich weiß, daß ich heruntergekommen bin, sagte er, und keine passende Gesellschaft für Sie und Ihre Freunde bin. Entschuldigen Sie, daß ich mir die Freiheit genommen, Sie einzuladen. Mit Thränen in den Augen wandte er sich ab. Was blieb mir übrig?«

Ich dachte in meinem Innern: »Sie hätten ihm fünf Pfund leihen sollen, dann wären Sie seiner Einladung enthoben gewesen.« Wäre ich rechtzeitig zurückgekehrt, um mit Romayne auszugehen, so wären wir wahrscheinlich dem Capitain nicht begegnet, oder wenn wir ihm begegnet wären, würde meine Gegenwart das vertrauliche Gespräch und die demselben folgende Einladung verhindert haben. Ich fühlte, daß ich Tadel verdiente, aber ich konnte es nicht ändern. Es war nutzlos, Vorstellungen zu machen, das Unheil war geschehen.

Wir ließen die alte Stadt rechts liegen und fuhren an einer kleinen Colonie vorstädtischer Villen vorüber, einem einzeln stehenden, von hohen Mauern umgebenen Hause zu. Als wir durch den Garten kamen, um in das Haus zu gehen, bemerkte ich neben demselben zwei Hundehütten, in welchen zwei große Wachhunde befanden. Fürchtete der Eigenthümer des Hauses sich vor Dieben?

---

### 3.

In dem Augenblick, wo wir den Salon betraten, wurde mein Argwohn in Betreff der Gesellschaft, welche ich dort zu finden erwartete, vollkommen bestätigt.

»Karten, Billard und Wetten« war mit leserlichen Buchstaben in Capitain Peteckin's Aeußerem und Wesen ausgedrückt. Die gelbe, alte Dame mit den glänzenden Augen, welche die Besitzerin des Hotels war, würde allein fünftausend Pfund an Schmuck und Juwelen werth gewesen sein, wenn die Zierrathe, mit denen sie sich bedeckt hatte, echt gewesen wären. Die jüngeren anwesenden Damen hatten ihre Wangen so stark geschminkt und ihre Augenlider so schwarz gemalt, als wollten sie auf die Bühne und nicht zum Diner gehen. Wir fanden diese schönen Geschöpfe dabei, Madeira zu trinken, um ihren Appetit zu reizen. Unter den Männern befanden sich zwei, welche auf mich den Eindruck der abgefeimtesten, vollendetsten Gauner machten, denen ich je im Leben begegnet war. Der Eine, mit braunem Gesicht und einer zerbrochenem Nase, wurde uns unter dem Titel »Kommandant« vorgestellt und uns dabei bemerkt, daß er ein Herr von großem Reichthum und Einfluß in Peru sei, der zu seinem Vergnügen reise. Der Andere, welcher in Uniform war und viele Orden trug, wurde uns als »General« bezeichnet. Seine dreisten, unverschämten Manieren, sein dickes, aufgedunsenes Gesicht, seine kleinen, schiegenden Augen und seine fettig aussehenden Hände ließen ihn mir so widerlich erscheinen, daß ich die größte Lust hatte, ihm einen Fußtritt zu geben. Romayne, dies war ersichtlich, war der Gesellschaft schon vor seiner Ankunft als ein Landedelmann mit großem Einkommen angekündigt worden. Männer und Frauen wetteiferten in kriechenden Aufmerksamkeiten gegen ihn. Als wir in den Speisesaal kamen, hielt sich das liebenswürdige Geschöpf, welches bei Tische neben ihm saß, den Fächer vor das Gesicht, gleichsam als wollte sie mit dem reichen Engländer eine Privatunterredung halten. Was das Essen anbelangt, so entsprach dasselbe dem Lobe, welches Capitain Peteckin ihm gespendet hatte. Der Wein war gut und die Unterhaltung wurde lebhaft bis zur Rohheit. Sonst der mäßigste Mann von der Welt, wurde Romayne von seinen Nachbarn verleitet, mehr als gewöhnlich zu trinken. Ich saß unglücklicherweise am anderen Ende des Tisches, so daß es mir nicht möglich war, ihn zu warnen. Das Diner war beendet und wir alle gingen wieder in den Salon, um dort, wie es im Auslande Sitte ist, den Kaffee zu trinken und eine Zigarre zu rauchen. Die Frauen rauchten und tranken sowohl Liqueure wie Kaffee, gleich den Männern. Eine von ihnen setzte sich an das Klavier und es folgte ein improvisierter Ball. Die Damen tanzten mit ihren Zigaretten im Munde.

Bald gewahrte ich, wie ein unschuldig aussehender Tisch von Rosenholz mit grünem Tuch bedeckt und ein hübscher, kleiner Roulett-Tisch aus seinem Versteck, einem Sopha, hervorgeholt wurde.

An der Wirtin des Hauses vorübergehend, hörte ich, wie dieselbe einen Diener flüsternd fragte, ob die Hunde von der Kette losgelassen seien. Ich konnte nach alledem, was ich gesehen hatte, mir leicht erklären, daß die Hunde dazu da seien, um das Alarmzeichen zu geben, im Falle die Polizei dem Hause einen Besuch abzustatten beabsichtigte. Ich hielt es für die höchste Zeit, Capitain Peteckin für seine Gastfreundschaft zu danken und unseren Rückzug anzutreten.

»Lassen Sie uns gehen,« flüsterte ich Romayne zu, »ich habe die Sache satt.«

Leider ist es eine irrtümliche Voraussetzung, anzunehmen, daß man sich in Gesellschaft von Franzosen der englischen Sprache bedienen kann, ohne verstanden zu werden, denn kaum hatte ich ausgeredet, als eine der Damen

Romayne zärtlich fragte, ob er ihrer Gesellschaft schon überdrüssig sei und eine andere ihn darauf aufmerksam mache, daß es stark regne und es jedenfalls für ihn besser sein werde, abzuwarten, bis der Regen nachgelassen habe. Der treuliche General bemerkte, mit einer einladenden Bewegung seiner fettigen Hand nach dem Kartentisch:

»Das Spiel erwartet uns.«

Romayne, aufgeregt von dem reichlich genossenen Weine, jedoch vollständig Herr seiner Sinne, antwortete höflich:

»Ich muß Sie bitten, mich zu entschuldigen, ich bin nur ein sehr mittelmäßiger Spieler.«

Der General nahm plötzlich eine sehr ernste Miene an.

»Mein Herr,« sagte er, »Sie sind im Irrtum, wir spielen ja nur Landsknecht auf Geschicklichkeit kommt es dabei gar nicht an, es ist ein reines Glücksspiel. Der schlechteste Spieler kann es dabei mit der ganzen Gesellschaft aufnehmen, die um den Tisch sitzt.«

Romayne beharrte jedoch bei seiner Weigerung. Natürlich unterstützte ich ihn dabei vorsichtig Alles vermeidend, was beleidigen konnte. Nichtsdestoweniger fühlte sich der General verletzt, er kreuzte die Arme über die Brust und uns mit finsterem Blicke messend, sagte er:

»Wollen Sie durch Ihre Weigerung andeuten, meine Herren, daß Sie Zweifel gegen die Ehrenhaftigkeit unserer Gesellschaft hegen?«

Der Kommandant, welcher mit einer Dame am Arm in der Nähe stand, hatte die Frage des Generals gehört und trat sogleich hinzu in der Absicht, Frieden zu stiften, die Dame aber kam ihm zuvor, sie gab mit ihrem Fächer dem General einen leichten Schlag auf die Schulter. »Ich bin auch ein Mitglied der Gesellschaft,« fügte sie, »und bin überzeugt, Mr. Romayne hegt kein Mißtrauen gegen mich. Ein Herr wird sich nie weigern, an einem Kartenspiele Theil zu nehmen,« setzte sie hinzu, sich mit ihrem unwiderstehlichen Lächeln zu Romayne wendend, »wenn eine Dame seine Partnerin ist. Kommen Sie, Mr. Romayne, wir wollen uns an dem Spiel betheiligen, aber bitte, setzen Sie nicht zu hoch.«

Sie reichte ihm ihr niedliches kleines Portemonnaie und warf ihm dabei einen so zärtlichen Blick zu, als habe sie ihn schon seit einem halben Menschenalter geliebt.

Erhitzt vom Weine, bethört durch das einschmeichelnde Wesen der Sirene, ließ Romayne sich hinreißen, an dem Spieltisch Platz zu nehmen, das Spiel begann nicht sogleich, denn nach dem, was vorgefallen war, hielt es der General für nötig, seinem Gefühle der Gerechtigkeit nachzugeben und einige versöhnende Worte zu sagen.

»Wir sind alle Ehrenmänner,« begann der General mit lauter Stimme. —

»Und tapfere Männer,« fiel der Kommandant ein, dem General einen bewundernden Blick zuwurfend.

»Und tapfere Männer,« stimmte der General bei. »Meine Herren ich habe mich von meiner Heftigkeit fortreißen lassen, Aeußerungen zu thun, welche ich von Herzen bedauere, ich bitte, mir dieselben zu verzeihen.«

»Gesprochen wie ein Cavalier!« sagte der Kommandant. Der General legte die Hand auf das Herz, verbeugte sich und das Spiel nahm seinen Anfang.

Als der Aermere von uns beiden, war ich den Aufmerksamkeiten entgangen, mit denen die Damen Romayne überschütteten, indessen war ich dennoch gezwungen, für mein Diner zu zahlen, indem ich mich in einer oder der anderen Weise an den Unterhaltungen des Abends betheiligte. Am Roulettische waren nur geringe Einsätze erlaubt, wie ich bemerkte, und überzeugt, daß ich an demselben am wenigsten gerupft zu werden befürchten konnte, nahm ich dort, neben dem ehrlichst aussehenden

Individuum der Bande Platz.

Wunderbarer Weise begünstigte mich anfänglich das Glück. Mein Nachbar händigte mir meinen Gewinn ein.

»Ich habe Alles, bis auf den letzten Heller verloren,« flüsterte er mir im kläglichsten Tone zu, »und ich habe Frau und Kinder zu Hause.«

Ich lieh dem Unglücklichen fünf Franken. Er lächelte matt, als er das Geld betrachtete.

»Diese fünf Franken,« sagte er, »erinnern mich an das letzte Geschäft, welches ich mit jenen Herrn dort machte, der hinter dem General steht und auf dessen Karten wettet. Hüten Sie sich vor ihm. Ich borgte Geld von ihm, aber was glauben Sie, daß ich für meinen Schulterschein von viertausend Franken erhielt? Hundert Flaschen Champagner, fünfzig Flaschen Tinte, fünfzig Flaschen Stiefelwichse, drei Dutzend Taschentücher, zwei Bilder von unbekannten Meistern, zwei Shawls, hundert Landkarten und fünf Franken.«

Das Spiel nahm seinen Fortgang, aber das Glück hatte mich verlassen, ich verlor beständig. Von Zeit zu Zeit blickte ich nach dem Kartentische hinüber. Dem General war das Geschäft des Bankhaltens zugefallen, doch schien es mir, als dehne er dasselbe über die Gebühr lange aus, Haufen von Gold und Banknoten lagen vor ihm, zum größten Theil, wie ich später erfuhr, Romayne abgewonnen. Was meinen Nachbar, den unglücklichen Besitzer der fünfzig Flaschen Tinte, der Bilder von unbekannten Meistern und den übrigen Kostbarkeiten anbelangt, so gewann er anhaltend, bis auch ihm Fortuna den Rücken kehrte und er sich endlich, seines letzten Pfennigs bar in eine Ecke des Zimmers zurückzog und sich mit seiner Zigarre zu trösten suchte. Eben hatte ich mich vom Roulett erhoben seinem Beispiel zu folgen, als ein heftiger Streit am Kartentische losbrach.

Ich sah, wie Romayne aufsprang, dem General die Karten aus der Hand riß und wütend ausrief: »Schurke! Sie spielen falsch!«

»Sie lügen!« schrie der General, gleichfalls aufspringend.

Ich wollte mich beruhigend in das Mittel legen, aber Romayne hatte seine Selbstbeherrschung schon wieder erlangt.

»Ein Gentleman kann sich durch einen Schwindler nicht beleidigt fühlen,« sagte er ruhig.

»Dann nimm dies hin!« schrie der General und spuckte ihm in das Gesicht. In demselben Augenblick streckte ihn ein Faustschlag Romayne's zu Boden.

Der Schlag hatte den General gerade zwischen die Augen getroffen, der große, schwere Mann war betäubt niedergefallen. Kreischend rannten die Frauen aus dem Zimmer. Der tapfere Kommandant zitterte an allen Gliedern. Zwei der Herren, welche, ich muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, keine Feiglinge waren, verschlossen sogleich die Thüren. »Sie werden das Haus nicht eher verlassen,« sagten sie bis wir Gewißheit über den Zustand des Generals erlangt haben.

Kaltes Wasser und Riechsalz brachten den General endlich wieder zur Besinnung. Er flüsterte einem seiner Freunde einige Worte zu, worauf derselbe sich an mich wandte. »Der General,« sagte er, »fordert Mr. Romayne zum Duell; als einem seiner Secundanten hat er mich beauftragt, die nötigen Verabredungen mit Ihnen zu treffen. Wollen Sie mir die Stunde bestimmen, um welche ich morgen früh bei Ihnen vorsprechen darf.«

Ich weigerte mich, mich auf irgend eine Unterhandlung einzulassen, ehe nicht die Thüren geöffnet und unserem Fortgehen kein Hindernis in den Weg gelegt werde.

»Unser Wagen erwartet uns draußen,« bemerkte ich, »kehrt derselbe ohne uns in das Hotel zurück, so wird man nicht ermangeln, Nachforschungen über unsern Verbleib anzustellen.«

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht; die Thüren wurden sofort geöffnet, und nachdem ich dem Herrn die Stunde unserer morgenden Zusammenkunft bestimmt, verließen Romayne und ich das Haus.

---

## 4.

Ich hatte meine Zustimmung zu der Zusammenkunft mit dem Secundanten nur deshalb gegeben, um nicht einen neuen Streit hervorzurufen, und war fest entschlossen, sollten jene Menschen wirklich die Unverschämtheit so weit treiben und mich am andern Morgen aufzusuchen, ihnen mit der Polizei zu drohen, und so der Sache ein Ende zu machen. Romayne äußerte keinerlei Meinung über die Angelegenheit, sein Benehmen flößte mir lebhafte Unruhe ein. Die gemeine Beleidigung, welche ihm zugefügt worden war, schien einen tiefen, schmerzlichen Eindruck auf sein Gemüth gemacht zu haben. Ganz in Nachdenken versunken verließ er mich, um sich auf sein Zimmer zu begeben.

»Haben Sie mir nichts zu sagen?« fragte ich.

»Warten Sie bis morgen,« antwortete er.

Am nächsten Tage erschienen die Secundanten bei mir.

Ich hatte erwartet, zwei von den Herren zu sehen, mit welchen wir den vorhergehenden Abend gespeist hatten; aber zu meinem Erstaunen waren die Besucher Offiziere von dem Regemente des Generals. Sie schlugen vor, daß der Zweikampf am folgenden Morgen stattfinden sollte. Die Wahl der Waffen war Romayne, als dem Geforderten, überlassen.

Es war ersichtlich, daß die Manipulationen des Generals beim Kartenspiele bis jetzt noch nicht entdeckt worden waren. Er mochte wohl zweifelhaften Umgang pflegen und in gewisser Beziehung (wie ich später erfuhr) beargwohnt werden; daß er aber noch immer seinen Ruf zu schützen, gewußt hatte, bewies das Erscheinen der beiden Herren, welche es übernommen hatten, seine Secundanten zu sein. Sie erklärten mit großer Wärme, daß Romayne einen beklagenswerten Irrtum begangen und die ihm gewordene Beschimpfung selbst provoziert, welche er durch eine rohe und feige Mißhandlung beantwortet habe. Als Mann und Soldat, sei es dem General von der Pflicht der Ehre doppelt geboten, auf ein Duell zu bestehen. Eine andere Genugtuung sei unmöglich, selbst wenn dieselbe angeboten werde.

In dieser mißlichen Lage gab es für mich nur einen Ausweg; ich weigerte mich, die Forderung anzunehmen.

Nach den Gründen meiner Weigerung befragt, hielt ich es für gerathen, nur mit äußerster Vorsicht zu antworten.

Obgleich wir wußten, daß der General ein Betrüger war, so war es doch eine heikle Sache, ihm das Recht zu bestreiten, Genugtuung zu verlangen. Ich zeigte den Herren die Karten, welche Romayne dem General abgenommen und in seine Tasche gesteckt hatte, als Beweisstück, daß mein Freund sich keineswegs getäuscht habe.

Die Secundanten augenscheinlich von ihrem Vorgesetzten auf diesen Umstand vorbereitet, weigerten sich, die Karten zu untersuchen. Selbst wenn Romayne entdeckt hätte (und dies sei nicht einmal erwiesen), daß der General falsch gespielt habe, so sei selbst durch diesen Umstand sein Betragen nicht zu rechtfertigen. Des Generals Ruf und seine Stellung schützten ihn schon vor jedem Verdacht.

»Gleich so Manchem von uns,« fügten die Herren hinzu, »hat der General sich unvorsichtig in schlechte Gesellschaft begeben, und ist das unschuldige Opfer eines Irrtums, oder eines Betruges geworden, welchen irgend ein Glied der Gesellschaft, die sich am Spieltische befand, ausgeübt hat.«

Auf das Aeußerste aufgebracht, bestand ich dennoch auf meiner Weigerung, indem ich erklärte, wir seien Engländer und in England sei das Duell abgeschafft. Aber beide Zeugen lehnten auch diesen Grund entschieden ab.

»Sie befinden sich jetzt in Frankreich,« entgegnete der Aeltere von beiden, »wo das Duell als einziger Regreß bei Beleidigungen zwischen Gentleman angenommen ist. Sie sind verpflichtet, die gesellschaftlichen Gesetze des Landes, in welchem Sie sich befinden, zu achten. Wenn Sie sich dessen weigern, so stellen Sie sich der öffentlichen Meinung in einer Weise bloß, die zu entehrend ist, als daß ich derselben eingehender erwähnen muß. Ueberdies müssen wir unsere Unterhandlungen hinausschieben, da ein Formfehler vorliegt, indem wir das Nöthige nur mit zwei Sekundanten Mr. Romayne's feststellen können. In drei Stunden werden wir uns wieder einstellen, bis dahin sorgen Sie für einen zweiten Sekundanten, und fassen Sie Ihren Beschluß.«

Kaum hatten die beiden Herren sich durch die eine Thür zurückgezogen, als Romayne durch die andere hereintrat.

»Ich habe Alles gehört,« sagte er gelassen. »Nehmen Sie die Herausforderung an.«

Ich ließ keine Mittel unversucht, meinen Freund zu bewegen, seinen Entschluß aufzugeben, denn ich war fast davon überzeugt, daß er im Begriff stehe, eine unvergleichliche Thorheit zu begehen. Meine Vorstellungen waren jedoch nutzlos. Er war taub gegen alle Gründe der Vernunft, die ich ihm entgegensetzen konnte, seit er gehört, daß man, falls er das Duell nicht annehme, an seinem Muthe zweifeln könne. »Nach den soeben von Ihnen getanen Aeußerungen,« sagte er, »brauche ich Sie wohl nicht zu bitten, mich auf dem Kampfplatz zu begleiten. Es wird mir nicht schwer werden, einen französischen Sekundanten zu finden. Merken Sie sich aber, daß, wenn Sie versuchen sollten, das Duell zu verhindern, dasselbe jedenfalls an einem andern Orte stattfinden wird, und daß es von jenem Augenblicke an mit unserer Freundschaft ein Ende hat.«

Es ist wohl unnötig, zu sagen, daß ich ihn am folgenden Morgen nach dem Platze des Zweikampfes begleitete.

An jenem Abende machte er sein Testament, und traf alle nötigen Verfüγungen für den Fall, daß das Duell einen unglücklichen Ausgang für ihn nehmen sollte.

---

## 5.

Pünktlich um acht Uhr des nächsten Morgens fanden wir uns am Orte des Rendezvous ein. Der zweite Sekundant Romayne's war ein Verwandter des einen der Offiziere, welche die Herausforderung überbracht hatten. Auf seinen Rath hatten wir die Pistole als Waffe gewählt, da Romayne, wie die meisten Engländer der gegenwärtigen Zeit, mit dem Degen nicht umzugehen verstand, fast ebenso ungeübt war er im Gebrauche der Pistole.

Unsere Gegner ließen auf sich warten. Das Wetter war kalt und unfreundlich; es fiel ein leichter Sprühregen und von der Küste her zog ein düsterer Nebel herauf.

Als unsere Widersacher endlich erschienen, befand sich der General nicht unter ihnen. Ein schlanker, elegant gekleideter junger Mann, grüßte Romayne mit ernster Höflichkeit und sagte dann zu einem Fremden, der ihn begleitete: »Erklären Sie den Herren die Umstände.«

Der Fremde, welcher sich uns als Wundarzt vorstellte, theilte uns mit, daß der General zu krank sei, um zu erscheinen, da er, in Folge des erhaltenen Schlaganfalls, diesen Morgen einen leichten Schlaganfall gehabt habe. Aus diesem Grunde habe sein ältester Sohn, Maurice, es übernommen, sich für seinen Vater zum Zweikampf zu stellen.

Sogleich erklärten wir, daß das Duell nicht stattfinden könne. Romayne weigerte sich entschieden, sich mit dem Sohne des Generals zu schlagen, da er keine Veranlassung dazu habe. Auf diese Weigerung zog Maurice seinen Handschuh aus, und dicht vor Romayne hintretend, schlug er ihm mit demselben in das Gesicht, indem er sagte: »Haben Sie jetzt eine Veranlassung? Oder muß ich Sie erst anspucken, wie mein Vater es getan?«

Seine Sekundanten rissen ihn fort und versuchten ihn bei uns für seine Heftigkeit zu entschuldigen, allein es war zu spät, das Unheil war geschehen.

»Laden Sie die Pistolen!« rief Romayne mit zornsprühenden Augen. Was blieb ihm auch anders übrig, nach dieser öffentlichen Beschimpfung?

Es war uns übertragen worden, die Pistolen mitzubringen. Wir ersuchten demnach die beiden anderen Sekundanten, die Waffen zu untersuchen und zu laden. Während der eben erzählten Vorgänge hatte uns der von der Küste heranziehende, dichte Nebel vollständig eingehüllt, sodaß die Duellanten unfähig waren, einander zu sehen; wir mußten deshalb abwarten, bis der Nebel sich wenigstens theilweise verzogen hatte. Romaynes Zorn hatte sich gelegt, seine edle Natur hatte wieder die Oberhand gewonnen.

»Wenn ich es recht überlege,« sagte er, »so ist der junge Mann ein guter Sohn, der das vermeinte Unrecht, welches seinem Vater zugefügt ist, sühnen will. Was liegt mir daran, daß er mir seinen Handschuh in das Gesicht geschleudert? Ich werde in die Luft feuern.«

»Dann trete ich als Ihr Sekundant zurück,« entgegnete der Franzose, »der Sohn des Generals ist als ein vorzüglicher Schütze bekannt. Er ist entschlossen, Sie zu tödten, ich las es auf seinem Gesichte. Vertheidigen Sie Ihr Leben, Herr.« Auch ich redete Romayne in demselben Sinne zu, so daß er endlich nachgab.

Nach etwa einer Viertelstunde hatte sich der Nebel etwas verzogen, wir maßen die Distanzen ab. Auf meinen Vorschlag waren wir übereingekommen, daß auf ein gegebenes Zeichen, beide Gegner zugleich Feuer geben sollten. Romaynes Ruhe, als er seinem Feinde gegenüberstand, war für einen Mann von so erregbarer Natur wie die seinige, wahrhaft bewunderungswürdig. Mein französischer College reichte ihm die Pistole und gab ihm noch die letzten Anweisungen.

»Lassen Sie den Arm lose herabhängen, die Mündung der Pistole gerade gegen den Boden gerichtet; sobald Sie das Signalwort hören, heben Sie den Arm bis zur Höhe des Ellenbogens, stemmen den Ellenbogen fest in die Seite und — drücken los.—«

Mehr konnten wir nicht für ihn thun. Als wir zur Stelle traten, muß ich gestehen, daß mir die Zunge am Gaumen klebte und eisige Kälte bis in das Mark der Knochen mich erfaßte.

Das Signal wurde gegeben und beide Schüsse fielen gleichzeitig

Mein erster Blick fiel auf Romayne. Er nahm seinen Hut ab und reichte ihn mir mit einem Lächeln hin. Die Kugel des Gegners war, an der rechten Seite, durch den Rand desselben gegangen.

Der Nebel hatte sich wieder verdichtet, besorgt sahen wir nach der Stelle hin, wo sich unsre Gegner befanden, konnten aber nur schattenartige Gestalten gewahren, die eilig hin und her liefen. Wir hörten die Stimme des Wundarztes, der ungeduldig nach Licht verlangte, das Licht selbst konnten wir nicht sehen. Es mußte etwas vorgefallen sein! Mein französischer Mitsekundant ergriff meinen Arm und drückte ihn bedeutungsvoll. »Lassen Sie mich hingehen, um nachzufragen,« sagte er. Romayne wollte ihm folgen, ich hielt ihn aber zurück. Keiner von uns sprach ein Wort.

Dichter und Dichter wurde der Nebel, und immer unheimlicher die Stille, welche uns umgab. Plötzlich wurde dieselbe in entsetzlicher Weise unterbrochen, durch eine uns beiden unbekannte Stimme, welche in durchdringendem Tone der höchsten Verzweiflung schrie: »Wo ist er? Mörder! Mörder! wo bist Du?« War es ein Weib, oder ein Knabe? Wir hörten nichts mehr. Der Eindruck, welchen dieser Schrei des rasendsten Schmerzes auf Romayne machte, war ein furchtbarer. Er, der sich mit der größten Kaltblütigkeit der Waffe seines Gegners gegenüber gestellt hatte, bebte an allen Gliedern, lautlos, wie ein erschrecktes Thier. Ich legte meinen Arm um ihn und zog ihn mit mir fort.

Im Gasthöfe angekommen, erwarteten wir unseren französischen Freund. Er erschien auch bald und theilte uns mit, daß der Wundarzt ihm sogleich folgen werde.

Das Duell hatte einen unglücklichen Ausgang genommen. Die Kugel, von Romaynes ungeübter Hand abgesandt, hatte den Sohn des Generals gerade über dem rechten Nasenloche getroffen war bis in den Nacken eingedrungen und hatte eine Erschütterung des Rückenmarkes verursacht, die tödtlich war. Ehe man ihn noch nach der Wohnung seines Vaters schaffen konnte, hatte er den Geist aufgegeben.

So weit hatten sich also unsere Befürchtungen bestätigt, aber wir sollten noch Schlimmeres erfahren, auf das wir durchaus unvorbereitet waren.

Ein jüngerer Bruder des Gefallenen, ein Knabe von ungefähr 13 Jahren, war heimlich den Duellantengefolgt und hatte von einem Verstecke aus das schreckliche Ende desselben mit angesehen. Die Sekundanten bemerkten ihn erst, als er aus seinem Versteck hervorstürzte und sich neben seinen sterbenden Bruder auf die Knien warf. Er war es, der jene furchtbaren Worte ausgerufen, die uns, wie von unsichtbaren Lippen kommend, in die Ohren gellten. Der Mann, welcher seinen Bruder erschlagen, war der Mörder, den er vergeblich in dem dichten Nebel zu entdecken gesucht hatte.

Wir beiden sahen Romayne an. Schweigend, einem Steinbilde gleich, saß er da. Ich versuchte, ihn zu trösten. »Ihr Leben war in der Hand Ihres Gegners. Er war ein geübter Pistolenschütze,« sagte ich. »Sie wagten unendlich mehr, wie er. Sind Sie verantwortlich für einen Zufall? Ermannen Sie sich, Romayne! Mit der Zeit werden Sie vergessen lernen!«

»Niemals,« entgegnete er, »so lange ich lebe.« Er gab diese Antwort mit matter, eintöniger Stimme. Wie abwesend starrte er vor sich bin. Die plötzliche außerordentliche Veränderung, die mit ihm vorgegangen war,

erschreckte mich. Wenn auch keine Anzeichen da waren, daß er das Bewußtsein verlieren würde, so schien es dennoch, als sei alles Leben von ihm gewichen. Ich redete wieder zu ihm, aber er bewahrte undurchdringliches Schweigen, entweder hörte oder verstand er mich nicht. Der Wundarzt trat gerade ein, als ich mich vergeblich fragte, was ich sagen oder thun könne, um ihn aus diesem Zustande zu reißen. Ohne abzuwarten, bis ich eine Frage an ihn richtete, betrachtete er Romayne aufmerksam und zog mich mit sich in das anstoßende Zimmer.

»Ihr Freund leidet unter einer heftigen Nervenerschütterung,« sagte er.  
»Können Sie mir etwas über seine gewohnte Lebensweise mittheilen?«

Ich erwähnte seiner nächtlichen Studien und seines übermäßigen Genusses von starkem Thee. Der Wundarzt schüttelte den Kopf.

»Wenn Sie meinen Rath annehmen wollen,« sagte er darauf, »so reisen Sie sogleich mit ihm ab. Bewahren Sie ihn vor den Aufregungen, die seiner warten, sobald der unglückliche Ausgang des Duells bekannt wird. Sollten die Gerichte sich in die Sache mischen, so geschieht dies nur der Form wegen und Sie können sich ja zur festgesetzten Frist stellen. Hinterlassen Sie mir, bitte, Ihre Adresse in London.«

Ich war davon durchdrungen, daß es das Beste sei, was ich thun könne, dem Rathe des Arztes zu folgen. Der Dampfer für die Ueberfahrt nach Folkestone sollte Boulogne in wenigen Stunden verlassen, wir hatten keine Zeit zu verlieren, wenn wir denselben benutzen wollten. Romayne hatte nichts dagegen einzuwenden, nach England zurückzukehren, er schien vollständig gleichgültig gegen Alles, was ihn anbetraf. »Lassen Sie mich in Ruhe,« sagte er, »thun Sie, was Ihnen gut dünkt.« Ich schrieb einige Zeilen an Lady Berrick's Arzt, in welchen ich ihm von dem Vorgefallenen Mittheilung machte, traf schnell alle nötigen Vorkehrungen und bald befanden wir uns an Bord des Dampfers.

Es waren nur sehr wenige Passagiere auf dem Schiffe. Als wir den Hafen verlassen hatten, wurde meine Aufmerksamkeit von einer jungen Dame, welche in Begleitung ihrer Mutter die Ueberfahrt zu machen schien, lebhaft angezogen. Sie blickte Romayne mit einem so innigen Ausdruck von Theilnahme und Besorgnis in ihren schönen Zügen an, daß ich zu dem Glauben verleitet wurde, sie und Romayne müßten schon länger mit einander bekannt sein. Mit nicht geringer Schwierigkeit gelang es mir endlich, meinen Freund aus seiner Stumpfheit aufzurütteln und ihn zu bewegen, nach unserer Reisegefährtin hin zu sehen.

»Kennen Sie jene reizende Dame?« fragte ich ihn.

»Nein,« erwiderte er, in mattem, gleichgültigen Tone, »ich habe sie noch nie gesehen. Ich bin müde — müde — müde. Sprechen Sie nicht mit mir, lassen Sie mich in Ruhe.«

Ich zog mich zurück. Seine persönliche Anziehungskraft seltener Art, deren er sich kaum bewußt schien, hatte sichtlich nicht verfehlt, ihren Einfluß auf die junge Dame auszuüben, der wir hier zufällig begegnet waren. Der Ausdruck der tiefen Traurigkeit und Leidens, welcher jetzt auf seinem Gesichte lag, trug gewiß viel dazu bei, den Eindruck hervorzurufen, den er unbewußt auf das Gemüth und das Mitgefühl eines zarten, erregbaren Weibes gemacht hatte. Es war nicht das erste Mal, wie ich sehr wohl wußte, daß er nicht allein der Gegenstand der Bewunderung, sondern auch wahrer, aufrichtiger Liebe gewesen war. Er hatte aber diese Neigung nie erwidert, ja nicht einmal sich den Anschein gegeben, als halte er dieselbe für ernsthaft. Vielleicht wäre eine Heirath seine Rettung; aber würde er jemals heirathen?

Ueber das Geländer des Schiffes gelehnt, gab ich meinen Gedanken über diesen Gegenstand freien Spielraum, als ich plötzlich durch den Ton einer lieblichen, sanften Stimme aus meinen Träumen geweckt wurde. Es war die junge Dame, mit der mein Inneres sich eben beschäftigte, die sich mir

genähert hatte.

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe « sagte sie, »aber ich glaube, Ihr Freund bedarf Ihrer.«

Ein leichtes Erröthen flog über ihre Züge, als sie diese Worte mit Bescheidenheit und Zurückhaltung an mich richtete, die nur einer Frau von höchster Bildung angehören konnten. Ich dankte ihr, und eilte zu Romayne.

Er stand an der umgitterten Oeffnung des Maschinenraumes, ich war erschrocken über sein verändertes Aussehen. Sein Auge, welches er suchend und unstät umherschweifen ließ, hatte nicht nur seine gewöhnliche Lebhaftigkeit wieder erlangt, sondern es rollte sich in demselben der Ausdruck wilden Entsetzens. Hastig ergriff er meinen Arm und zeigte hinab in den Maschinenraum.

»Was hören Sie dort?« fragte er.

»Ich höre das Stampfen der Maschine.«

»Sonst Nichts?«

»Nichts. Was hören Sie denn?«

»Ich werde es Ihnen sagen,« versetzte er, »wenn wir in England angekommen sind.«

---

## Zweite Scene. Vange Abbey – Die Vorwarnungen.

### 6.

Wir fuhren in den Hafen von Folkestone ein. Romayne's Aufregung hatte sich gelegt, und eine große Ermattung war an deren Stelle eingetreten. Den Kopf tief gesenkt, die Augen halb geschlossen, saß er da in der Stellung eines Menschen, der eben im Begriffe ist, einzuschlafen.

Als wir das Schiff verließen, erbot ich mich unsrer lieben Reisegefährtin, für sie und ihre Mutter Billets für den nächsten nach London abgehenden Zug zu besorgen.

Sie lehnte mein Anerbieten dankend ab, mit dem Bemerken, daß sie und ihre Mutter von Freunden in Folkestone zum Besuch erwartet würden, sie blickte dabei nach Romayne hinüber und sagte mit gedämpfter Stimme: »Ich fürchte, er ist ernstlich krank.«

Ehe ich noch antworten konnte, trat ihre Mutter mit etwas erstaunter Miene zu ihr heran und machte sie auf die Freunde aufmerksam, deren sie gegen mich erwähnt hatte, und die eben gekommen waren, um sie zu begrüßen. Noch einen fast zärtlichen Blick der Besorgnis auf Romayne werfend, folgte sie ihrer Mutter. Romayne erwiderte diesen Blick nicht, er hatte denselben nicht einmal bemerkt. Während ich ihn zum Bahnhofe führte, fühlte ich, wie sein Arm immer schwerer und schwerer auf dem meinigen ruhte, und kaum hatte er im Coupe Platz genommen, so versank er in einen tiefen Schlaf.

Wir stiegen in dem Gasthofe ab, wo Romayne gewöhnlich zu rasten pflegte, wenn er in London war. Der lange Schlaf während der Fahrt hatte ihn sichtlich gekräftigt. Wir speisten allein auf unserm Zimmer. Als der aufwartende Kellner uns verlassen hatte, nahm ich wahr, daß der unglückliche Ausgang des Duells noch immer mit niederdrückender Schwere auf seiner Seele laste.

»Schrecklich,« sagte er; »das Bewußtsein, jenen Menschen getötet zu haben, ist mehr, wie ich ertragen kann. Verlassen Sie mich nicht.«

Ich hatte in Boulogne Briefe erhalten, in welchen meine Frau mir mittheilte, daß sie mit den Kindern bei Freunden an der Küste zu einem längeren Besuche eingeladen sei, konnte also über meine Zeit frei verfügen. Nachdem ich ihn über diesen Punkt beruhigt hatte, suchte ich das Gespräch auf die Vorgänge an Bord des Dampfers zu lenken, er suchte dies zu vermeiden, aber meine Neugierde war zu sehr angeregt, als daß ich das Thema so leicht hätte fallen lassen.

»Als wir in den Maschinenraum hinabsahen,« sagte ich, »und Sie mich fragten, was ich dort höre, versprachen Sie, sobald wir an das Land gestiegen würden, mir zu sagen, was Sie dort gehört haben —«

Er ließ mich nicht ausreden,

»Ich fange an, zu glauben, daß es eine Sinnestäuschung war,« versetzte er schnell. »Sie müssen die Aeußerungen eines Menschen in meiner Lage nicht zu buchstäblich nehmen. Das Blut eines Nebenmenschen klebt an meinen Händen.«

»Reden Sie doch nicht in dieser Weise,« unterbrach ich ihn »Sie sind ebenso wenig schuldig an dem Tode des Franzosen, als wenn Sie ihn zufällig in der Straße überfahren hätten. Ich bin nicht der richtige Gesellschafter für einen Mann, der solche Reden führt, wie Sie. Sie bedürfen eher eines Arztes.«

Ich war in der That ärgerlich über ihn und sah keinen Grund, ihm dies zu verhehlen.

Ein Anderer würde in seiner Stelle sich beleidigt gefühlt haben, aber selbst in diesem Zustande der größten Reizbarkeit behielt bei Romayne die Sanftmuth seiner Natur die Oberherrschaft. Meine Hand ergreifend sagte er bittend: »Seien Sie nicht hart gegen mich. Ich will versuchen, die Sache von Ihrem Gesichtspunkte anzusehen. Ueben Sie Nachsicht gegen mich. Ich will sehen, wie ich die Nacht verbringe. Morgen werde ich auf das, was ich an Bord des Dampfers zu Ihnen sagte, zurückkommen. Sind Sie damit einverstanden?«

Natürlich erklärte ich mich befriedigt. Er bat mich, die Thür, welche aus meinem Schlafzimmer in das seinige führte, die Nacht über offen zu lassen. »Wenn ich nicht schlafen sollte,« bemerkte er, »so werde ich mich ruhiger fühlen, zu wissen, daß Sie mich hören können, wenn ich Sie rufe.«

Dreimal in jener Nacht erwachte ich, und als ich sah, daß das Licht in seinem Zimmer noch nicht ausgelöscht war, schlich ich mich zur Thür, um nach ihm zu sehen. Ich fand ihn jedes mal ruhig lesend. »Ich fürchte, ich habe meinen Nachschlaf schon vorher im Coupe abgehalten «« sagte er, »aber das schadet nichts; ich bin an Nachtwachen gewöhnt. Gehen Sie wieder zu Bett und seien Sie außer Sorgen meinetwegen.«

Am nächsten Morgen wurde die versprochene Erklärung wieder hinausgeschoben.

»Ist es Ihnen unangenehm, noch eine kurze Zeit zu warten?« fragte er mich.

»Nein, wenn Sie es besonders Wünschen.«

»Wollen Sie mir noch einen Gefallen erzeigen? Sie wissen, ich liebe London nicht. Das Geräusch in den Straßen ist so entsetzlich und außerdem habe ich eine Art von Scheu, vor jedem Geräusch, seit —« Er hielt verwirrt inne.

»Seid ich Sie fand, wie Sie in den Maschinenraum hinabsahen?« fragte ich.

»Ja. Ich möchte nicht gern eine Nacht in London zubringen. Ich möchte die Wirkung vollständiger Ruhe versuchen. Wäre es Ihnen recht, mich nach Vange Abbey zu begleiten? Zwar ist es ein stiller Ort, aber Sie werden dort dennoch Unterhaltung finden. Die Jagd ist dort ausgezeichnet, wie Sie wissen.«

Eine Stunde später verließen wir London.

---

## 7.

Vange Abbey ist, glaube ich, der einsamste Landsitz in England. Wollte Romayne Ruhe suchen, so war dies der geeignetste Ort dazu.

Auf einer kleinen Anhöhe eines der mildesten Mooren in dem North Riding von Yorkshire gelegen, ragen die Ruinen des alten Klosters weit in das Land hinaus. Die Sage berichtet von blühenden Dörfern, welche zu den Zeiten der alten Mönche die Abtei umgaben und den Herbergen für Pilger aus allen Gegenden der Christenheit. Kein Stein von jenen Gebäuden ist übrig geblieben. Die frommen Bewohner derselben verließen sie, wie man sagt, als Heinrich der Achte die Klöster aufhob und die Abtei und die großen Ländereien von Vange seinem treuen Freunde und Anhänger Sir Miles Romayne zum Eigenthum gab. Der Sohn und Erbe des Sir Miles erbaute das Wohnhaus, wozu er die Steine der alten festen Mauern benutzte, und nur wenig verändert steht das Haus noch heute wie damals, Sturm und Wetter Trotz bietend.

An der letzten Eisenbahn—Station erwarteten uns die Pferde. Es war ein herrlicher mondheller Abend und wir schlügen den kürzesten Weg über das Moorland ein, so daß wir die Abtei zwischen neun und zehn Uhr erreichten.

Obgleich schon Jahre vergangen waren, seit ich zuletzt Romaynes Gast war, so schien sich in diesem Zwischenraume nichts in und außer dessen Hause verändert zu haben. Weder der gute, nordische Kellermeister, noch dessen muntere, in der Kochkunst wohlerfahrene, schottische Gattin hatten gealtert; sie empfingen mich, als habe ich sie vor einem oder zwei Tagen verlassen und komme wieder, um in Yorkshire zu bleiben.

Mein gewohntes Schlafzimmer war für mich hergerichtet und der unvergleichliche alte Madeira winkte uns, als mein Wirt und ich in die innere Halle traten, welche der gewöhnliche Speisesaal der Abtei war. Als wir uns an der wohlbesetzten Tafel gegenüber saßen, schmeichelte ich mir mit der Hoffnung daß die bekannte Umgebung und das Gefühl des Daheimseins schon begonnen, ihren wohltätigen beruhigenden Einfluß auf das erschütterte Gemüth meines Freundes auszuüben. In Gegenwart seiner alten treuen Diener gelang ihm, die nagenden Gewissensbisse, welche ihn quälten, zu unterdrücken. Er sprach mit ihnen ruhig und freundlich und freute sich innig, seinen alten Freund einmal wieder als Guest in seinem Hause begrüßen zu können.

Das Mahl war fast zu Ende, als sich etwas ereignete, was mich in das höchste Erstaunen versetzte. Ich hatte gerade Romayne die Weinflasche gereicht und er hatte sein Glas eben gefüllt, als er erbleichend den Kopf erhob, wie Jemand, dessen Aufmerksamkeit unerwartet erregt wird. Niemand, wie wir Beide, waren in dem Zimmer, ich sprach in dem Augenblicke nicht mit ihm. Argwöhnisch blickte er sich nach der Thür hinter sich um, welche in die Bibliothek führte und ergriff die altmodische Handklingel, welche neben ihm auf dem Tische stand, um zu klingeln. Dem eintretenden Diener befahl er, die Thür zu schließen.

»Ist Ihnen kalt?« fragte ich.

»Nein,« versetzte er schnell, widersprach aber sogleich. »Ja, das Feuer in der Bibliothek muß ausgebrannt sein.«

Von meinem Platze am Tische aus konnte ich das Feuer sehen, der Kamin war voll brennender Kohlen und Holzscheite. Ich sagte nichts. Sein Erbleichen, der Ausdruck seiner Züge und seine widersprechenden Antworten ließen Befürchtungen in mir aufsteigen, welche ich nie wieder zu empfinden gehofft hatte.

Er schob das Glas von sich und blickte unverwandt nach der jetzt geschlossenen Thür in der Stellung eines Lauschenden. Wonach lauschte er?

Nach einer langen Pause wandte er sich kurz nach mir um mit der Frage:

»Nennen Sie dies eine stille Nacht?«

»Die Nacht ist so ruhig, wie sie nur sein kann,« erwiderte ich, »Der Wind schweigt, und selbst das Feuer knistert nicht. Vollständige Stille herrscht drinnen und draußen.«

»Draußen?« wiederholte er und blickte mich einen Augenblick scharf an, als ob ich einen neuen Gedanken in ihm wachgerufen hätte. Ich fragte ihn so unbefangen, wie möglich, ob ich etwas gesagt habe, was ihn überrasche. Anstatt zu antworten sprang er mit einem Schrei des Entsetzens von seinem Stuhle auf und verließ das Zimmer.

Ich wußte nicht, was ich thun sollte; kehrte er nicht sofort zurück, so konnte ich bei diesem ungewöhnlichen Benehmen mich nicht ruhig verhalten. Ich wartete ein paar Minuten und dann klingelte ich. Der alte Kellermeister erschien und sah mit starrem Staunen nach dem leeren Stuhle.

»Wo ist der Herr?« fragte er.

Ich konnte ihm nur sagen, daß er ohne ein Wort der Erklärung plötzlich den Tisch verlassen habe. »Ihm ist vielleicht schlimm geworden,« fügte ich hinzu. »Als sein alter Diener wäre es wohl am besten, wenn Sie nach ihm sähen und ihm sagten, daß ich hier auf ihn warte, im Falle er meiner bedürfen sollte.«

Ich wartete. Langsam, unendlich langsam verflossen die Minuten, eine peinliche Unruhe bemächtigte sich meiner, meine Hand war schon an der Klingel, als es an die Thür klopfte. Ich erwartete den Kellermeister eintreten zu sehen, aber es war der Kutscher.

»Gurthwaite kann nicht zu Ihnen herunter kommen,« sagte der Mann. »Er läßt Sie bitten zu dem Herrn hinauf auf das Belvedere zu gehen.«

Von banger Ahnung getrieben stieg ich die schmale Treppe hinauf, welche zu dem flachen Dache des Hauses führte, das man der schönen Aussicht wegen, welche man von demselben aus genoß, den Belvedere nannte. Romayne empfing mich mit einem rauhen Lachen, jenem traurigsten Lachen, welches nur ein Ausbruch der tiefsten Verzweiflung ist.

»Lachen Sie mit mir,« rief er mir entgegen; »ich glaube der alte Gurthwaite hält mich für betrunken — er besteht darauf, bei mir bleiben zu wollen.«

Ohne auf die seltsame Beschuldigung zu antworten, zog sich der alte Diener zurück, aber an mir vorübergehend flüsterte er mir zu:

»Lassen Sie den Herrn nicht aus den Augen! Glauben Sie mir, Sir, er hat beute Abend eine Biene in der Mütze.«

Obgleich ich nicht aus den Norden Englands bin, verstand ich dennoch die Bedeutung von des alten Gurthwaite Worten, der mir damit sagen wollte, daß er seinen Herrn für wahnsinnig halte.

Romayne nahm meinen Arm und wir gingen auf der Plattform auf und nieder. Der Mond war im Untergehen begriffen, aber sein mildes Licht erhellt noch das Dach des Hauses und die mit Haidekraut bedeckte Anhöhe. Ich betrachtete Romayne aufmerksam. Er war leichenblaß, seine Hand, die auf meinem Arm ruhte, zitterte heftig, aber weder in Blick noch Benehmen verrieth er das leiseste Zeichen einer Geistigen Störung. Vielleicht hatte er den treuen, alten Diener nur durch irgend eine sonderbare Rede oder Handlung erschreckt. Ich wollte mir Gewißheit verschaffen.

»Sie verließen die Tafel sehr plötzlich,« sagte ich. »Fühlen Sie sich unwohl?«

»Nicht unwohl,« erwiderte er. »Ich hatte Furcht. Sehen Sie mich an, ich fürchte mich noch immer.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

Statt meine Frage zu beantworten, wiederholte er die sonderbare Frage, welche er unten im Speisesaal an mich gerichtet: »Nennen Sie dies eine

ruhige Nacht?«

In Anbetracht der Jahreszeit und der freien Lage des Hauses war die Nacht fast widernatürlich still. Kein Lufthauch war in der weiten Ebene ringsumher zu vernehmen, die Nachtvögel schwiegen, und als wir still standen um zu lauschen, vernahmen wir nur das Plätschern des kleinen Baches im Thale.

»Ich habe Ihnen schon vorhin gesagt, daß ich mich keiner so stillen Nacht in den Mooren von Yorkshire erinnere,« sagte ich.

Er ließ seine Hand schwer auf meine Schulter sinken.

»Was sagte jener unglückliche Knabe, dessen Bruder ich getötet habe?« fragte er. »Welches waren die Worte, die zu uns durch den dichten, feuchten Nebel drangen?«

»Ich will Ihnen dieselben nicht wiederholen. Sie dürfen nicht daran denken.«

»Gleichviel, ob Sie dieselben wiederholen oder nicht,« sagte er, »ich höre die Stimme des Knaben in diesem Augenblick — da!« Er wiederholte die entsetzlichen Worte, die Zwischenpausen mit dem Finger angebend, als höre er sie und sprach dieselben nach. »Mörder, Mörder! wo bist du?«

»Allmächtiger Gott!« rief ich entsetzt aus, »Sie wollen doch nicht behaupten, daß Sie die Worte wirklich hören?«

»Verstehen Sie, was ich sage? Ich höre den Knaben so deutlich jene Worte rufen, wie ich Sie höre, die Stimme schallt zu mir herüber im hellen Mondscheine, wie sie damals zu mir durch den dichten Seenebel herüberklang. Wieder und wieder. Rund um das Haus. Jetzt dorther, wo das Mondlicht die Spitzen des Haidekrauts beleuchtet. Sagen Sie den Dienern in aller Frühe die Pferde bereit zu halten. Wir verlassen morgen Vange.«

Hätte er in aufgeregtem Tone gesprochen, so hätte ich vielleicht die Befürchtungen des alten Gurthwaite, daß sein Herr an Geistesstörung leide, getheilt. Aber weder in Wort oder Benehmen bekundete er die geringste außergewöhnliche Erregtheit. Er sprach mit der traurigsten Ergebung eines Gefangenen, der sich bewußt ist, sein Schicksal verdient zu haben. Indem ich mich der vielen nervösen Leiden erinnerte, in welchen der Kranke von eingebildeten Erscheinungen heimgesucht wird, fragte ich ihn, ob er nicht vielleicht auch im Geiste die Gestalt eines Knaben sähe.

»Ich sehe Nichts!« versetzte er; »ich höre nur. Sagen Sie selbst, ob es nicht im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, daß uns Jemand von Boulogne aus hierher gefolgt sein könnte und mir diesen Streich zu spielen? Kommen Sie, wir wollen jedenfalls die Sache untersuchen.«

Wir gingen rund um das Belvedere. An der Ostseite lehnte sich das Haus an eine der Thurmmauern der alten Abtei. An der Westseite war ein steiler Abhang, der in einen tiefen Teich hinabführte.

Nach Norden und Süden hin hatte man die Aussicht auf das weite offene Moorland. Soweit mein Auge reichte und das Mondlicht es gestattete, war kein lebendes Wesen zu erblicken.

»War es auch die Stimme des Knaben, welche Sie auf unserer Ueberfahrt über den Kanal hörten?« fragte ich.

»Ja, ich vernahm sie zum ersten Male unten in dem Maschinenraume. Fallend und steigend, fallend und steigend, gleich dem Tone der Maschine.«

»Und wann hörten Sie dieselbe wieder?«

»Ich fürchtete sie in London wieder zu vernehmen, sie verließ mich, als wir an Land stiegen. Ich besorgte, daß das Geräusch und Gewühl in den Straßen sie wieder erwecken könne, aber wie Sie wissen, brachte ich einige ruhige Nächte dort zu. Ich hoffte, daß meine Einbildungskraft mich getäuscht habe und daß ich das Opfer eines Blendwerks, wie die Leute sagen, gewesen sei. Aber es ist kein Trug. In der vollständigen Ruhe dieses Ortes ist

die Stimme wieder in mein Ohr gedrungen. Während wir bei Tische saßen, hörte ich sie in der Bibliothek, selbst nachdem die Thür geschlossen war. Ich lief hier hinauf, um zu sehen, ob sie mir auch in das Freie folgen werde. Sie ist mir gefolgt. Wir können nun ruhig wieder in die Halle hinabgehen,« ich weiß jetzt, daß ich ihr nicht entfliehen kann. Mein theures, altes Heim ist für mich ein Ort des Schreckens geworden. Es ist Ihnen doch nicht unlieb, morgen wieder nach London zurückzukehren?«

Was ich unter diesen Umständen fühlte und fürchtete, kommt wenig in Betracht; 'der einzige Ausweg um Romayne zu retten, war meiner Ansicht nach der, einen geschickten Arzt zu Rathe zu ziehen und deshalb bestärkte ich ihn in seiner Absicht, wieder nach London zu gehen.

Beinahe zehn Minuten hatten wir vor dem Kamine in der Halle gesessen, als Romayne sein Taschentuch hervorzog, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen und mit einem tiefen Athemzuge der Erleichterung sagte er: »Sie ist fort!«

»Wenn Sie die Stimme des Knaben hören,« fragte ich ihn, »hören Sie dieselbe anhaltend?«

»Nein, ich höre sie in längeren oder kürzeren Zwischenräumen.«

»Also dieselbe kommt plötzlich und verläßt Sie auch eben so plötzlich?«

»Ja.«

»Sind Ihnen meine Fragen lästig?«

»Ich beklage mich nicht,« sagte er trübe. »Sie sehen es ja, ich erdulde ohne Murren die verdiente Strafe.«

»Es ist nichts von Alledem!« widersprach ich ihm, »es ist ein rein nervöses Leiden, welches die medizinische Wissenschaft lindern und heilen kann. Warten Sie, bis wir in London sind.«

»Ich habe das Leben eines meiner Mitmenschen vernichtet,« sagte er, auf meine Trostesworte nicht achtend. »Ich habe die Laufbahn eines jungen Mannes abgeschnitten, der ohne mich lange, glücklich und ehrenvoll gelebt haben könnte. Sagen Sie was Sie wollen, ich gehöre zu dem Geschlechte Kains. er trug das Zeichen an der Stirn. Auch ich habe ein Gottesurtheil empfangen. Täuschen Sie sich, wenn Sie wollen, mit falschen Hoffnungen. Ich kann ertragen — und hoffe auch nichts mehr. Gute Nacht!«

---

## 8.

Früh am nächsten Morgen kam der gute alte Kellermeister in großer Bestürzung zu mir in das Zimmer, um sich bei mir Rath zu holen.

»Kommen Sie,« Sir, und sehen Sie nach dem Herrn! Ich kann es nicht über das Herz bringen, ihn zu wecken!«

»Wollten wir an jenem Tage nach London, so war es hohe Zeit ihn aufzuwecken. Ich ging in sein Schlafzimmer, und obgleich ich kein Arzt bin, war es mir dennoch klar, daß dieser tiefe, ruhige Schlaf jedenfalls eine heilkräftige Wirkung auf Romayne ausüben mußte, deshalb nahm ich die Verantwortlichkeit auf mich, ihn ungestört weiterschlafen zu lassen. Ich hatte, wie die Folge lehrte, wohl daran getan. Er schlief bis Mittag. Die Qual, wie der arme Bursche es nannte, blieb aus. Wir erlebten einen ruhigen Tag miteinander, eine kleine Unterbrechung ausgenommen, deren zu erwähnen ich nicht unterlassen darf.

Wir waren eben von einem Spazierritte heimgekehrt: Romayne war in die Bibliothek gegangen, um zu lesen, und ich kam gerade aus den Ställen, wo eine Verbesserung vorgenommen worden war, als ein Ponnywagen, in welchem ein Herr saß, vor der Thür des Hauses anhielt. Der Herr bat sehr höflich um die Erlaubnis, sich das Haus ansehen zu dürfen. Es befanden sich einige sehr schöne Gemälde, sowie viele sehr interessante Antiquitäten in Vange und die Zimmer standen, in Romayne's Abwesenheit, den wenigen Reisenden, welche der Zufall durch das öde Haideland führte, zur Ansicht offen. Auf die Erwiderung, daß Mr. Romayne anwesend sei, entschuldigte sich der Fremde mit so sichtlichen Anzeichen des Bedauerns, daß ich mich bewogen fühlte, zu ihm heranzutreten und mit ihm zu sprechen.

»Mr. Romayne ist unpäßlich,« sagte ich, »und ich kann Sie zwar nicht einladen, in das Haus zu kommen, aber vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, den Garten und die Ruinen der alten Abtei zu besichtigen.

Dankend nahm er meine Einladung an. Sein Aeußeres war unschwer zu beschreiben, er war ein ältlicher, behäbiger, dicker Herr in einem langen, bis oben hin zugeknöpften, schwarzen Oberrocke. Sein glatt rasiertes Gesicht und der eingewurzelte Ausdruck von lauernder Demuth in seinen Augen, ließen in ihm sofort einen Priester erkennen.

Zu meiner Verwunderung schien er mit den Oertlichkeiten ziemlich vertraut. Er schlug sogleich den Weg nach dem trüben kleinen See ein, dessen ich früher schon erwähnt habe, und betrachtete denselben mit einer so unerklärlichen Aufmerksamkeit, daß ich nicht umhin konnte, ihn heimlich zu beobachten.

Er stieg den Abhang hinauf und ging in den Park der Abtei; was die Kunst des Gärtners aufgewendet hatte, um denselben anziehend zu machen, schien für ihn keinen Reiz zu haben. Rasenplätze, Bosquets und Blumenbeete unbeachtet lassend, schritt er daher, bis zu einer alten Fontaine, welche, der Ueberlieferung nach, zu Zeiten der Mönche eine der Hauptzierden des Gartens gewesen sein sollte. Nachdem er dieses Ueberbleibsel aus längst vergangenen Zeiten sorgfältig untersucht hatte, zog er ein Blatt Papier aus der Tasche und schien dessen Inhalt aufmerksam zu Rathe zu ziehen. War es ein Plan des Hauses und seiner Umgebung oder nicht, ich weiß es nicht; ich kann nur so viel berichten, daß er den kürzesten Weg nach der zerfallenen Kirche der Abtei einschlug.

Als er in das dachlose Gemäuer eintrat, nahm er ehrerbietig den Hut ab. Da ich fürchten mußte, entdeckt zu werden, wagte ich nicht, ihm weiter zu folgen. Ich setzte mich auf einen Stein und wartete seine Rückkunft ab. Wenigstens eine halbe Stunde war verflossen, ehe er wieder erschien. Er dankte mir für meine Freundlichkeit so unbefangen, als habe er erwartet,

mich dort zu finden.

»Alles, was ich gesehen habe, hat mich auf das Höchste interessiert,« sagte er. »Dürfte ich mir wohl eine Frage erlauben, sie von Seiten eines Fremden vielleicht etwas indiscret erscheinen könnte?«

Natürlich war ich bereit, seine Frage anzuhören.

»Mr. Romayne ist in der That ein glücklicher Mann,« fuhr er fort, »der Eigenthümer einer so reizenden Besitzung zu sein. Er ist noch ein junger Herr, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ist er verheiratet?«

»Nein.«

»Verzeihen Sie meine Neugier, aber der Eigenthümer von Vange Abbey ist für alle Altertumsforscher, wie ich, eine sehr interessante Persönlichkeit, Nochmals vielen Dank. Leben Sie wohl.«

Der Ponnywagen trug ihn davon. Sein letzter Blick haftete nicht auf mir — sondern auf der alten Abtei.

---

## 9.

Meine Aufzeichnungen nähern sich ihrem Ende.

Am nächsten Tage kehrten wir nach London zurück. So bald wir im Gasthofe angekommen waren, bat mich Romayne, Jemand nach meiner Wohnung zu schicken, um nachzufragen, ob während meiner Abwesenheit keine Briefe für mich eingetroffen seien. Im Geiste war er beständig mit Gedanken an das Duell beschäftigt und fast krankhaft begierig, zu erfahren, ob irgend eine Nachricht von dem französischen Wundarzte eingetroffen sei.

Als der Bote mit meinen Briefen zurückkam, war einer darunter mit dem Boulogner Poststempel. Auf Romayne's Ersuchen erbrach ich denselben zuerst, er war von dem Wundarzt unterschrieben.

Ein Grund der Besorgnis von meiner Seite wurde durch die ersten Zeilen, desselben hinweggeräumt. Nachdem eine öffentliche Untersuchung der Angelegenheit stattgefunden hatte, erklärte die Behörde, daß es nicht geboten sei, den Ueberlebenden der beiden Duellantin zur Verantwortung zu ziehen, da kein Gerichtshof ihn der einzigen Anklage, welche man gegen ihn erheben könne, »des vorsätzlichen Mordes,« schuldig erklären werde. Tötung durch Zufall, in einem Duell, sei vor dem französischen Gesetze nicht strafbar. Mein Korrespondent zählte mir noch verschiedene gleichartige Fälle her, und erhärtete das Mitgetheilte noch durch Anführung der öffentlich ausgesprochenen Meinung des berühmten Beerger. Mit einem Worte, wir hatten nichts zu befürchten,

Auf der folgenden Seite des Briefes benachrichtigte er uns, daß die Spielergesellschaft, mit welcher wir jenen Abend in Boulogne zugebracht hatten, von der Polizei überrascht worden wäre, und daß die Juwelen bedeckte alte Wirtin, als Inhaberin eines geheimen Spielhauses gefänglich eingezogen worden sei. Der General, so lief das dunkle Gerücht in der Stadt, sei mehr oder weniger unehrenhaften Handlungen wegen, genöthigt worden, seinen Abschied zu nehmen und habe mit Hinterlassung vieler Schulden mit seiner Familie die Stadt verlassen. Trotz aller Erkundigungen habe man den Ort, wohin er sich zurückgezogen, nicht ausfindig machen können.

»Die Nachfragen müssen lässig betrieben worden sein,« sagte Romayne. »Man hätte sich an die Polizei wenden sollen. Ich werde die Sache selbst in die Hand nehmen.«

»Aber was kümmern Sie diese Nachforschungen,« rief ich aus.

»Ich habe das allergrößte Interesse dabei,« sagte er. »Es ist mein sehnlichster Wunsch, den armen Leuten, die ich so schwer gekränkt, einigermaßen ihr Loos zu erleichtern. Sollten die Frau und die Kinder sich in bedrängter Lage befinden, was nur zu wahrscheinlich ist, so halte ich es für meine Pflicht, für sie zu sorgen, natürlich unter dem Schutze der Anonymität. Geben Sie mir die Adresse des Wundarztes. Ich will ihn beauftragen, sogleich seine Nachforschungen auf meine Kosten zu beginnen, er soll einfach bekannt machen, daß ein unbekannter Freund den Wunsch hegt, der Familie des Generals sich nützlich zu erweisen.«

Mir erschien ein solches Verfahren höchst unbesonnen und ich sagte ihm dies auch offen, aber vergebens. Mit seinem gewohnten Ungestüm schrieb er sogleich an den Wundarzt und gab den Brief denselben Abend noch zur Post.

---

## 10.

Vergeblich stellte ich Romayne vor, wie nötig es für ihn sei, den Rath eines Arztes einzuholen, er weigerte sich mit der größten Hartnäckigkeit, indessen kam mir in dieser Sache der Zufall zu Hilfe.

Lady Berrick's Kräfte waren endlich erschöpft. Fast sterbend, hatte man sie nach London gebracht, während wir in Vange waren. Am dritten Tage nach unserer Ankunft im Gasthofe wurde Romayne an das Sterbelager seiner Tante berufen. Der Eindruck, welchen ihr Tod auf ihn machte, ließ seine bessere Natur wieder in den Vordergrund treten. Er hatte weniger Vertrauen zu sich selbst und war dem Rathe eines Freundes zugänglich geworden. In dieser sanfteren Gemüthsstimmung erhielt er den Besuch eines alten Freundes, dem er aufrichtig zugetan war. Der Besuch an sich war kein außerordentliches Ereignis, aber er führte zu Ereignissen von der ernstesten Wichtigkeit für Romayne's Zukunft; aus diesem Grunde werde ich kurz erzählen, was sich in meinem Beisein zutrug.

Lord Loring, in der Gesellschaft wohlbekannt als das Haupt einer alten katholischen Familie und der Eigentümer einer prachtvollen Gemäldegalerie, war schmerzlich betroffen über die Veränderung, welche mit Romayne stattgefunden hatte. Ich war zugegen, als er kam, und da ich glaubte, daß die Gegenwart eines Dritten für die beiden Freunde störend sein könnte, stand ich auf, um das Zimmer zu verlassen. Romayne hielt mich zurück. »Lord Loring muß erfahren, was mir begegnet ist,« sagte er. »Mir fehlt der Muth, es ihm selbst zu erzählen. Sagen Sie ihm Alles, und wenn auch er Ihrer Ansicht ist, will ich darein willigen, mit einem Arzte zu reden.«

Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ uns allein.

Lord Loring stimmte ganz mit mir überein. Er war indessen geneigt zu glauben, daß bei Romayne eine moralische Kur die wirksamste sein möge.

»Alle Achtung vor dem Ausspruche der Doktoren,« sagte seine Lordschaft. »Meiner Ueberzeugung nach bedarf mein Freund der Zerstreuung. Er muß eine gänzlich veränderte Lebensweise führen, die langjährige Einsamkeit hat eine nachtheilige Wirkung auf ihn ausgeübt. Warum heirathet er nicht? Der Einfluß einer Frau würde seinen Gedanken eine neue Richtung geben und die schreckliche Stimme verscheuchen, die ihn gegenwärtig verfolgt. Vielleicht erscheint Ihnen diese Ansicht etwas sentimental, aber betrachten Sie die Sache einmal praktisch und Sie werden zu demselben Schlusse gelangen. Mit jener schönen Besitzung und dem großen Vermögen, welches seine Tante hinterlassen hat, ist es seine Pflicht, zu heirathen. Sind Sie nicht auch der Meinung?«

»Ich pflichte Ihnen von Herzen bei,« entgegnete ich, »aber die Sache hat große Schwierigkeiten. Romayne liebt die Geselligkeit nicht, und was das Heirathen anbetrifft, so ist seine Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht, meines Erachtens nach, einer der unheilbarsten Fehler seines Charakters.«

Lord Loring lächelte. »Lieber Herr,« versetzte er, »dieser Fehler ist nicht unheilbar, wenn nur erst die rechte Frau sich findet, um die Kur zu unternehmen.«

Der Ton, in welchem Lord Loring jene Worte sprach, ließ mich vermuten, daß er die »rechte Frau« bereits gefunden habe. Ich nahm mir die Freiheit, ihm dies zu sagen und er gab zu, daß meine Vermuthung keine irrige sei.

»Romayne ist, wie Sie eben bemerkten, nicht leicht zu behandeln,« fuhr er fort. »Bei der geringsten Unvorsichtigkeit von meiner Seite würde sein Argwohn sogleich rege werden und dann wären alle meine Hoffnungen, ihm nützen zu können, zerstört. Ich muß sehr vorsichtig zu Werke gehen, das kann ich Sie versichern. Glücklicherweise ist der arme Bursche ein großer

Liebhaber von Gemälden. Es wird ganz natürlich scheinen, wenn ich ihn einlade, einige neue Gemälde anzusehen, die ich kürzlich meiner Galerie einverleibt habe, nicht wahr? Das ist die Falle, die ich ihm stelle! Gegenwärtig befindet sich in unserem Hause ein liebenswürdiges Mädchen zum Besuch, das selbst etwas leidend und verstimmt ist. Im richtigen Augenblicke lasse ich es rufen. Es wird in die Galerie kommen, ganz zufällig nur, gerade wenn Romayne dort ist, um meine neuen Gemälde zu betrachten. Das Uebrige hängt natürlich von dem Eindrucke ab, den sie auf ihn machen wird. Wenn Sie die Dame kennen würden, so glaube ich, Sie würden zugeben, daß es sich der Mühe lohnt, den Versuch zu wagen.«

Da ich die Dame nicht kannte, hatte ich wenig Vertrauen zu dem Erfolge dieses Versuches. An Lord Lorings aufrichtiger Freundschaft für Romayne durfte ich nicht zweifeln und damit mußte ich mich zufrieden geben.

Als Romayne wieder zu uns zurückkam, beschlossen wir gemeinsam, seinen Fall der ärztlichen Konsultation sobald als möglich zu unterwerfen. Lord Loring verabschiedete sich endlich und ich geleitete ihn zur Thür des Hotels, da ich bemerkte, daß er mir noch einige Worte im Geheimen anvertrauen wollte. Er hatte, wie er mir sagte, beschlossen, erst das ärztliche Gutachten abzuwarten, ehe er den Versuch machen wollte, welchen Eindruck die Liebenswürdigkeit der jungen Dame auf das Herz seines Freundes machen würde; deshalb bat er mich, ich möge ja nicht zu frühe den Wunsch in Romayne anregen, seiner Gemäldegalerie einen Besuch abzustatten.

Da mich die näheren Einzelheiten des Komplottes, welches der würdige Edelmann zum Besten Romaynes geschmiedet hatte, wenig interessierten, sah ich nach seiner Equipage und bewunderte im Stillen die beiden prachtvollen Pferde. Der Bediente öffnete den Wagenschlag und jetzt erst bemerkte ich, daß ein Herr Lord Loring begleitet hatte und ihn im Wagen erwartete. Der Herr, welcher las, blickte von seinem Buche auf und beugte sich vor, als der Lord einstieg. Zu meinem Erstaunen erkannte ich in demselben den dicken, behäbigen Priester wieder, der eine so bewunderungswürdige Kenntniß der Lokalitäten und eine so seltsame Teilnahme für den Besitzer von Vange Abbey gezeigt hatte!

War es nicht ein eigener Zufall, daß ich jenem Manne, den ich so kurz vorher in Yorkshire gesehen, in London wieder begegnete? Ich dachte damals nicht weiter darüber nach; hätte ich aber zu jener Zeit gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre vielleicht versucht gewesen, ihn – nun ja – z. B. in den See von Vange zu werfen und würde diese That als einen der glücklichsten Momente meines Lebens angesehen haben.

Um wieder zu unserer Erzählung zurückzukehren, muß ich bekennen, daß meine Aussagen als Augenzeuge der Begebenheiten ihr Ende erreicht haben. Den Tag nach dem Besuche Lord Lorings mußte im mich Familienangelegenheiten halber zu meinem aufrichtigsten Bedauern, von Romayne trennen. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß die Erzählung dessen, dem ich persönlich mit beigewohnt habe, mit der größten Gewissenhaftigkeit von mir niedergeschrieben ist und daß ich für die Wahrheit meiner Aussagen einstehe.

*John Philip Hynd früher Major im 110). Regiment.*





# Die Geschichte.

## Erstes Buch.

### 1. Kapitel.

#### *Vertrauliche Bekenntnisse.*

**V**

u einem der oberen Zimmer eines jener palastartigen Häuser an der Nordseite von Hyde-Park saßen zwei Damen vertraulich plaudernd beim Frühstück.

Die ältere der beiden Damen war Lady Loring, eine Frau noch in der vollsten Blüthe der Jugend und Schönheit. Ihr goldblondes Haar, ihre hellen blauen Augen verliehen ihr alle jene Reize, welche die Schönheit der englischen Frauen so anziehend macht. Ihre jüngere Gefährtin, in welcher wir die Unbekannte wieder erkennen, welche auf der Ueberfahrt von Frankreich nach England, Major Hynd's Bewunderung so lebhaft erregt hatte, bildete den fast vollständigen Gegensatz zu ihr. Das Haar und die Augen derselben waren vom dunkelsten Braun, während ihr Teint von jenem, den Brünetten eignen matten Weiß war, welches nur in Augenblicken der Erregung von einer leichten Röthe Überhaucht wird. Ihre Gestalt war hoch und schlank, jedoch weniger voll und kräftig, wie die ihrer Freundin. Es wäre schwer gewesen, zwei verschiedenere Typen der Schönheit an demselben Tische zu finden.

Der Diener hatte soeben die am Morgen eingelaufenen Briefe hereingebracht. Lady Loring überflog eilig den Inhalt ihrer Korrespondenz, schob die Briefe zur Seite und schenkte sich eine frische Tasse Thee ein.

»Nun, Stella,« fragte sie, »steht in Ihren Briefen nichts Interessantes etwa für mich? Keine Nachrichten von Ihrer Mutter?«

Die junge Dame reichte mit mattem Lächeln ihrer Wirtin einen offenen Brief. »Lesen Sie selbst Adelaide,« antwortete sie, mit jenem sanften, lieblichen Tone, der ihre Stimme so unwiderstehlich anziehend machte, »und sagen Sie mir, ob es wohl je zwei Frauen geben kann, die ungleicher wären, wie meine Mutter und ich?«

Lady Loring durchlas den Brief flüchtig, wie sie die übrigen durchgelesen. »Niemals, liebe Stella, habe ich so viel Vergnügen genossen, wie auf diesem entzückenden Landsitze — Siebenundzwanzig täglich zu Tische, ohne die Nachbarn mit einzurechnen — ein kleines Tanzvergnügen jeden Abend — wir spielen Billard und gehen in das Rauchzimmer — dreimal in der Woche Jagd — eine Menge Berühmtheiten unter den Gästen, bekannte Schönheiten mit eingeschlossen — solche Toiletten, solch' eine Unterhaltung! Dabei werden die ernsten Pflichten nicht vernachlässigt, meine Liebe. Hochkirche und Chorgesang, jeden Sonntag, in der Stadt. Am Abend deklamatorische Vorträge, aus dem verlorenen Paradiese, von einem Dilettanten, oh du einfältiges, eigensinniges Kind! Warum bist Du in London geblieben, anstatt

mich nach diesem irdischen Paradiese zu begleiten. Bist Du wirklich krank? Grüße an Lady Loring. Natürlich mußt Du den Arzt befragen, wenn Du krank bist, Alle hier erkundigen sich so theilnehmend nach Dir. Man läutet schon zum ersten Male zum Diner, ehe mein Brief noch halb fertig ist, ich habe Dir noch so vieles zu sagen. Was soll ich nun anziehen? Warum ist meine Tochter nicht hier, mir zu ratthen? u. s. w.«

»Es ist wirklich Zeit, daß Sie Ihrer Mutter zu Hilfe eilen,« sagte Lady Loring ironisch.

»Sprechen Sie nicht davon, selbst im Scherze nicht,« versetzte Stella. »Ich wüßte nicht, welches Leben ich dem Leben vorziehen würde, das meine Mutter augenblicklich genießt. Was wäre aus mir geworden, theure Adelaide, wenn Sie mir nicht eine glückliche Zufluchtsstätte in Ihrem Hause gewährt hätten? Mein irdisches Paradies ist hier, wo ich über meinen Büchern und Zeichnungen die Zeit verträumen darf, wo ich nicht, leidend und verstimmt wie ich bin, in Gesellschaften geschleppt, oder was noch schlimmer ist, mit Medikamenten und Aerzten geplagt werde, in die meine Mutter ein unverbrüchliches Vertrauen setzt. Ich wollte, Sie gäben mir eine Stelle als Gesellschafterin bei Ihnen und behielten mich bis zum Ende meines Lebens bei sich.«

Während Stella sprach, hatte sich über die sonst so heiteren Züge Lady Loring's ein ernster Ausdruck verbreitet.

»Meine Liebe,« sagte sie herzlich, »ich weiß sehr wohl, wie lieb Ihnen die Zurückgezogenheit, und wie himmelweit verschieden Ihre Denkungsart von derjenigen anderer Mädchen Ihres Alters ist, auch bin ich weit davon entfernt zu vergessen, welche traurigen Umstände dazu beigetragen haben, Ihre natürlichen Neigungen noch zu verstärken; aber bei Ihrem diesmaligen Aufenthalte bei mir bemerke ich etwas an Ihnen, was ich, selbst bei der genauen Kenntniß Ihres Charakters mir nicht zu erklären vermag. Schon in der Schule waren wir Freundinnen und in jenen früheren Tagen hatten wir niemals ein Geheimnis vor einander, sollte es anders geworden sein? Sie haben Kummer, oder quälen sich mit irgend einer Sorge, die Sie mir verhehlen. Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, ich theile Ihnen einfach mit, was ich an Ihnen wahrgenommen habe und sage von ganzem Herzen, Stella, ich bedauere Sie.«

Sie stand vom Tische auf und mit feinem Zartgefühl den Gegenstand des Gespräches wechselnd, fuhr sie fort: »Ich gehe heute Morgen früher aus, wie gewöhnlich. Kann ich irgend etwas für Sie besorgen?« Sie legte die Hand sanft auf Stella's Schulter und wartete auf deren Antwort. Stella ergriff die Hand und küßte sie mit liebender Zärtlichkeit.

»Halten Sie mich nicht für undankbar,« erwiederte sie; »ich schäme mich nur.« Sie ließ den Kopf sinken und brach in Thränen aus.

Lady Loring wartete schweigend, bis Stella s Aufregung sich etwas gelegt haben würde. Sie kannte die zurückhaltende Natur des Mädchens, das nur in den Momenten gewaltsamer Erregung sich hinreißen ließ, durch ein äußeres Zeichen andern zu verrathen, was sie im Inneren tief und schmerzlich empfand.

»Darf ich Sie bitten, mir zu Liebe, noch einige Augenblicke hier zu bleiben?« fragte Stella leise. Sie hatte aufgehört zu weinen, hielt aber immer noch den Kopf tief gesenkt.

Lady Loring kehrte zu dem Platze zurück, den sie eben verlassen hatte, zauderte einen Moment und rückte dann ihren Stuhl näher zu Stella. »Soll ich mich neben Sie setzen? fragte sie.

»Ja, recht nahe zu mir. Sie sprachen eben von unserer Schulzeit, Adelaide. Es war damals ein kleiner Unterschied zwischen uns. Sie waren von allen Mädchen die älteste, ich die jüngste.«

»So war es, meine liebe Stella. Ich bin zehn Jahre älter wie Sie; aber weshalb gehen Sie so weit zurück?«

»Es ist eine Erinnerung. Damals lebte mein Vater noch. Ich hatte in der ersten Zeit das Heimweh, der fremde Ort und die vielen großen Mädchen flößten mir Furcht ein. Sie pflegten mir damals zu erlauben, mein Gesicht an Ihrer Schulter zu verbergen und erzählten mir dann Geschichten. Darf ich mein Gesicht wieder in der alten Weise verbergen und Ihnen meine Geschichte erzählen?«

Sie war jetzt die ruhigere von Beiden. Lady Loring erblaßte und blickte mit Besorgnis auf das schöne, dunkle Haupt herab, das auf ihrer Schulter ruhte.

»Sollten Sie es für möglich halten,« begann Stella, »daß nach der traurigen Erfahrung, welche ich gemacht habe, mein Herz jemals wieder Liebe für einen Mann wird fühlen können und noch dazu für einen Fremden?«

»Und warum nicht? Sie sind noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt. Sie sind schuldlos an Allem, was in jener traurigen Zeit, deren Sie niemals wieder erwähnen sollten, vorgefallen ist. Haben Sie einen Mann gefunden, der Ihrer würdig ist, Stella, dann lieben Sie und seien Sie glücklich! Aber Sie erschrecken mich, indem Sie von ihm als einem Fremden sprechen. Wo sind Sie ihm begegnet?«

»Auf unserer Rückreise von Paris.«

»Reiste er mit Ihnen in demselben Coupee?«

»Nein, bei unserer Ueberfahrt über den Canal. Es waren nur wenige Passagiere auf dem Schiffe, im anderen Falle hätte ich ihn vielleicht kaum beachtet.«

»Sprach er mit Ihnen?«

»Nein, er sah mich nicht einmal an.«

»Das spricht wenig für seinen Geschmack, Stella.«

»Sie mißverstehen mich – ich wollte sagen, ich habe mich nicht richtig ausgedrückt. Er stützte sich auf den Arm eines Freundes, schwach, bleich und hinfällig, als sei er von langer, schwerer Krankheit genesen. Es lag aber eine solche engelhafte Sanftmuth in seinen Zügen, solch ein Ausdruck der Geduld und Ergebung! Um Gottes Willen bewahren Sie mein Geheimnis! Man spricht wohl von Männern, die beim ersten Erblicken einer Frau von Liebe für sie ergriffen werden. Aber eine Frau, die einen Mann sieht und ihn liebt, o, es ist zu beschämend! Ich mußte ihn immer und immer wieder ansehen. Hätte er mich wieder angesehen, ich weiß nicht, was ich getan hätte, ich glühe vor Scham, wenn ich daran denke. Er schien ganz in seine Leiden und seinen Kummer versenkt. Als wir das Schiff verließen, warf ich noch einen letzten Blick auf sein so wunderbar schönes Gesicht. Sein Bild ist in meinem Herzen eingegraben. In meinen Träumen sehe ich ihn so deutlich, wie ich Sie jetzt vor mir sehe. O, verachten Sie mich nicht, Adelaide.«

»Aber, Stella, das ist ja unerhört, Sie floßen mir die innigste Theilnahme ein. War der Fremde denn ein Mann in derselben Lebensstellung wie wir? Ich meine, ob er wie ein Gentleman aussah?«

»Daran war nicht zu zweifeln.«

»Versuchen Sie es, ihn mir zu beschreiben, Stella. War er groß und wohlgekleidet?«

»Weder groß noch klein, etwas mager, ruhig und anständig in allen seinen Bewegungen. Sein Anzug war einfach, aber von vollendetem Geschmack. Wie soll ich ihn nur beschreiben? Als sein Freund ihn auf das Schiff gebracht hatte, stand er am Rande desselben und blickte gedankenvoll hinaus über das weite Meer. Solche Augen sah ich nie vorher in einem Menschenantlitz, Adelaide, so himmlisch sanft und traurig und von einem so dunklen tiefen Veilchenblau, das so selten und schön, ja zu schön für einen Mann war. Für einen Augenblick nahm er den Hut ab, damit der Seewind seine heiße Stirne

kühle und ich sah sein schönes, lichtbraunes Haar. Sein Bart war von derselben Farbe – kurz und kraus, wie der Bart der römischen Helden auf Gemälden dargestellt wird. Ich werde ihn nie wiedersehen und vielleicht ist das auch für mich das Beste. Was kann ich denn von einem Manne hoffen, der mich nicht einmal bemerkte? Aber es würde mir Freude machen zu erfahren, daß er seine Gesundheit wieder erlangt hat und daß er glücklich sei. Es ist mir ein Trost und eine Wohlthat, Adelaide, daß ich mich gegen Sie habe aussprechen können. Ich fühle mich jetzt stark genug, Ihnen Alles zu gestehen. Würden Sie mich aus lachen, wenn ich —«

Sie hielt inne, eine sanfte Röthe überzog ihre bleichen Wangen, ihre großen dunklen Augen bekamen Glanz, sie war in diesem Moment von hinreißender Schönheit.

»Ich bin eher geneigt, über Sie zu weinen, als zu lachen,« sagte Lady Loring. »Was Sie mir erzählten, betrübt und beunruhigt mich mehr, wie ich Ihnen sagen kann. Ich wünschte nur, erfahren zu können!, wer der Fremde gewesen sein mag. Selbst die beste Beschreibung bleibt hinter der Wirklichkeit zurück.«

»Ich möchte Ihnen wohl etwas zeigen,« fuhr Stella fort, »damit Sie selbst urtheilen können, obgleich es ein weiteres Eingeständnis meiner Thorheit ist.«

»Sie wollen mir doch nicht sein Portrait zeigen?« rief Lady Loring aus.

»Ja, ich habe ihn aus dem Gedächtnis, so gut ich konnte, gezeichnet,« erwiderte Stella niedergeschlagen.

»Zeigen Sie mir es sogleich.«

Stella verließ das Zimmer und kehrte gleich darauf mit einer kleinen Bleistiftzeichnung zurück. Kaum hatte Lady Loring einen Blick auf die Zeichnung geworfen, so sprang sie in höchster Erregung von ihrem Stuhle auf. Sie hatte in dem Bilde Romayne erkannt.

»Sie kennen ihn!« rief Stella.

Lady Loring sah, daß sie sich eine Uebereilung hatte zu Schulden kommen lassen und sich dadurch in eine mißliche Stellung versetzt hatte. Ihr Gatte hatte ihr seine Unterredung mit Major Hynd mitgetheilt und nachdem sie ihm feierlich Stillschweigen gelobt, sie mit seinem Plane, Romayne und Stella zusammenzuführen, bekannt gemacht. Nachdem was sie soeben vernommen, fühlte sie sich doppelt verpflichtet, das in sie gesetzte Vertrauen nicht zu mißbrauchen und dennoch hätte sie sich beinahe Stella gegenüber verrathen!

Mit der Gewandtheit und Schlauheit, welche allen Frauen zu Gebote steht, wenn es gilt eine Ausflucht zu finden, oder etwas zu verbergen, faßte sie sich schnell und sagte mit der größten Unbefangenheit, ohne zu zögern, wenn auch nicht die ganze, so doch einen Theil der Wahrheit.

»Ich habe ihn ganz gewiß schon gesehen, wahrscheinlich in irgend einer Gesellschaft. Aber ich besuche so viele Gesellschaften und lerne so viele Menschen kennen, daß ich mich erst darauf besinnen muß, wann und wo ich ihm begegnet bin. Mein Mann könnte mir dabei helfen, wenn Sie mir erlauben wollen, ihn zu fragen,« setzte sie schlau hinzu.

Stella riß ihr im höchsten Schrecken die Zeichnung aus der Hand,

»Um Gottes Willen, Sie werden doch Lord Loring nichts von alledem erzählen?« rief sie.

»Aber liebes Kind, seien Sie doch verständig. Kann ich ihm denn nicht die Zeichnung zeigen, ohne ihm dabei zu sagen, wer dieselbe gemacht hat? Sein Gedächtnis ist weit besser als das meine. Wenn ich ihn frage, »wo haben wir diesen Herrn getroffen?« wird er es mir wahrscheinlich gleich sagen können, ja sich sogar des Namens erinnern. Natürlich hängt es nur von Ihnen ab ob

Sie noch länger in Ungewißheit bleiben wollen oder nicht.«

Die arme Stella ging sogleich in die ihr gestellte Falle. Sie gab die Zeichnung zurück und küßte ihre listige Freundin auf das zärtlichste, die jetzt, befriedigt ihren Zweck erreicht zu haben, das Zimmer verließ.

Um diese Zeit des Morgens pflegte Lord Loring entweder in der Bibliothek oder in der Gemäldegalerie zu sein. Lady Loring begab sich zuerst nach der Bibliothek, um ihn dort aufzusuchen.

Als sie eintrat fand sie dort zwar Jemand anwesend, aber nicht den, welchen sie zu finden hoffte. Eingeknöpft in seinen langen schwarzen Rock, umgeben von Büchern aller Art und Größe, saß der dicke, ältliche Priester, der besondere Gegenstand von Major Hynd's Abneigung.

»Entschuldigen Sie, Vater Benwell, wenn ich Sie störe,« sagte Lady Loring.

Vater Benwell erhob sich und verbeugte sich mit freundlichem, väterlichen Lächeln. »Ich versuche nur, ob ich nicht eine vorteilhafte Verbesserung in der Aufstellung der Bücher herstellen kann,« sagte er. »Bücher sind gesellige Geschöpfe — sie sind gleich Glieder einer Familie für einen alten, einsamen Priester. Kann ich Ihrer Ladyschaft mit etwas dienen?«

»Ich danke Ihnen, Vater. Können Sie mir vielleicht sagen wo ich Lord Loring finde?«

»Gewiß. Seine Lordschaft waren vor fünf Minuten hier und sind jetzt in der Gemäldegalerie. Bitte mir zu erlauben.«

Mit auffallend leichtem, gewandten Schritt für einen Mann seines Alters und Umfanges ging er nach dem anderen Ende des Zimmers und öffnete die Thür, welche zur Galerie führte.

»Lord Loring ist bei den Gemälden,« sagte er, »und allein!« Er legte einen gewissen Nachdruck auf das letzte Wort, als wünsche er, als geistlicher Rathgeber, ein Wort der Erklärung zu hören, weshalb die Dame ihren Gatten aufsuche.

Lady Loring schien dies aber nicht zu bemerken und mit den Worten: »das ist mir sehr angenehm, ich danke Ihnen nochmals, Vater Benwell,« ging sie an ihm vorüber in die Gemäldegalerie.

Wieder allein in der Bibliothek, schritt der Priester langsam auf und ab, in tiefes Nachdenken versunken. Seine verborgene Kraft und Entschiedenheit spiegelte sich düster in seinen Zügen. Einem geschätzten Beobachter würde sich deutlich in ihm die Gewohnheit des Befehlens und die Fähigkeit, Gehorsam zu erzwingen, in diesem Augenblicke offenbart haben. Vater Benwell war durch und durch einer jener unschätzbareren Krieger der Kirche, die keine Niederlage zugeben und jeden Sieg verherrlichen.

Nach einer Weile kehrte er wieder an den Tisch zurück, an welchem Lady Loring ihn bei ihrem Eintritte schreibend gefunden. Ein unbeendigter Brief lag offen vor ihm, er nahm die Feder wieder auf und schloß mit folgenden Worten: »Ich habe demnach beschlossen, diese wichtige Angelegenheit den Händen Arthur Penroses anzuvertrauen. Er ist zwar noch jung, aber seine unbestechliche Ehrlichkeit und sein wahrer religiöser Eifer wiegen diesen Fehler wieder auf. Ich habe keine passendere Persönlichkeit zur Verfügung und es ist keine Zeit zu verlieren. Romayne hat in jüngster Zeit wieder eine bedeutende Erbschaft gemacht. Er wird der Gegenstand von Anschlägen niedrigster Art werden. Männer werden sich an ihn drängen, um sein Geld zu gewinnen und was noch schlimmer ist, Frauen werden suchen ihn zu heirathen. Diese verächtlichen Anstrengungen könnten unseren redlichen Bestrebungen leicht Hindernisse entgegen stellen, wenn wir nicht Sorge tragen, die Ersten am Platze zu sein. Penrose hat in vergangener Woche Oxford verlassen. Ich erwarte ihn heute Morgen. Wenn ich ihm die nötigen Instruktionen gegeben und Gelegenheit gefunden haben werde, ihn Romayne vorzustellen, werde ich die Ehre haben, über unsere Aussichten genauen Bericht zu erstatten.«

Nachdem er seine Unterschrift unter dies Schreiben gesetzt hatte, adressierte er den Brief an »Seine Hochwürden den Secretair des Jesuitenordens in Rom,« Er hatte kaum den Brief gesiegelt, als ein Diener die Thür der Bibliothek öffnete und meldete: »Mr. Arthur Penrose!«





## 2. Kapitel.

### *Die Jesuiten.*

Vater Benwell erhob sich und ging dem Eintretenden entgegen. »Ich freue mich aufrichtig, Sie zu sehen.« sagte er zu ihm, die Hand mit einer Mischung von Wohlwollen und Würde reichend. Penrose ergriff die dargebotene Hand und führte sie ehrfurchtvoll an seine Lippen. Als einer der Provinzialen des Ordens nahm Vater Benwell eine hohe Stellung unter den englischen Jesuiten ein. Er war an die Huldigungen gewöhnt, welche die jüngeren Glieder des Ordens ihren Oberen darbrachten. »Ich fürchte, Sie sind etwas leidend,« fuhr er mit seinem bekannten väterlichen Lächeln fort, »Ihre Hand brennt fieberhaft, Arthur.«

»Ich fühle mich so wohl, wie immer.«

»Sie scheinen niedergeschlagen und verstimmt.«

Ein leichtes Lächeln flog über die Züge des jungen Mannes. »Es ist wahr,«« sagte er, »meine Stimmung ist nicht die heiterste.«

Vater Benwell schüttelte missbilligend den Kopf. »Das muß anders werden,« bemerkte er. »Befleißigen Sie sich der Heiterkeit, Arthur. Ich selbst bin, Gott sei Dank, ein heiterer, frohsinniger Mann. Mein Gemüth gibt einigermaßen einen Wiederschein der Schönheit und Klarheit, welche einen Theil des großen Urbildes der Schöpfung darstellen. Solch' eine Stimmung muß geübt werden, ich weiß das aus eigener Erfahrung. Geben Sie sich Mühe, dieselbe zu erlangen und ich werde mit Ihnen zufrieden sein. Die Kirche weiß Ihre treuen Diener zu belohnen. Soll ich Ihnen noch eine andere Ermuthigung bringen? Wohlan denn, man beabsichtigt, Ihnen eine höchst wichtige Aufgabe anzuvertrauen. Um sie zu erfüllen, ist es vor allen Dingen nötig, daß Sie suchen, sich so angenehm und liebenswürdig zu zeigen, wie möglich. So, das wäre also Vater Benwell's kleine Predigt, Arthur, die wenigstens den kleinen Vorzug hat, kurz gewesen zu sein.«

Penrose blickte seinen Oberen fragend an, begierig, mehr zu hören.

Er war noch ein sehr junger Mann. Seine großen, geistvollen grauen Augen und seine feinen und doch so bescheidenen Manieren verliehen seiner äußereren Erscheinung eine gewisse Anziehungskraft, deren sie in vielen anderen Beziehungen ermangelte. Er war klein und mager, sein vor der Zeit dünn gewordenes Haar bedeckte nur spärlich seine breite Stirn, seine Wangen waren eingefallen und die Falten an seinen Mundwinkeln deuteten darauf hin, daß er manch lange Stunde in fruchtlosem Grübeln und Zweifeln an sich selbst und seinen Aussichten für die Zukunft hingebbracht hatte. Und dennoch lag in seinem ganzen Wesen etwas so unwiderstehlich Wahres und Aufrichtiges, was so unwiderstehlich war, daß er sich die Liebe Aller gewann, ohne sich darum beworben zu haben, ja oft selbst, ohne es zu ahnen. Was aber würden seine Freunde dazu gesagt haben, wenn sie gewußt hätten, daß die religiöse Begeisterung dieses liebenswürdigen, sich selbst mißtrauenden, melancholischen jungen Mannes in ihrer Reinheit und Heiligkeit von gewissenlosen Händen zu gefährlichen Zwecken mißbraucht wurde? Seine Freunde würden eine so schmähliche Behauptung mit Verachtung aufgenommen haben und Penrose selbst würde, wenn sie ihm zu Ohren gekommen wäre, zum ersten Male in seinem Leben vergeblich gesucht

haben, seinen Zorn zu beherrschen.

»Dürfte ich vielleicht eine Frage an Sie richten?« sagte er schüchtern.

Vater Benwell ergriff seine Hand. »Mein lieber Arthur,« sagte er, »seien wir rückhaltlos aufrichtig gegen einander. Was ist es, was Sie mich fragen wollten?«

»Sie sprachen davon, Vater, daß man mich mit einem großen Vertrauen beeihren wolle.«

»Ja, und ohne Zweifel sind Sie begierig, zu erfahren, worin dasselbe besteht?«

»Ich bin hauptsächlich begierig, zu wissen, ob es erforderlich sein wird, daß ich wieder nach Oxford zurückkehre,«

Vater Benwell ließ die Hand des jungen Mannes los. »Sie lieben also Oxford nicht?« fragte er, Penrose forschend anblickend.

»Verzeihung, Vater, wenn ich zu offen spreche. Ich mißbillige den Betrug, welcher mich zu verheimlichen zwingt, daß ich ein Katholik und ein Priester bin.«

Vater Benwell beschwichtigte ihn über diese kleine Bedenklichkeit mit der gütigen Nachsicht eines Mannes, der über solche geringfügige irrtümliche Skupel erhaben war.

»Ich glaube Arthur,« sagte er, »daß Sie vergessen, zweierlei in Erwägung zu ziehen. Erstens den Dispens Ihrer Obern, der Sie von aller Verantwortlichkeit für diese Täuschung absolviert, die Sie ausgeübt haben. Zweitens, daß es unmöglich gewesen wäre, genaue Informationen über die Fortschritte, welche unsere Kirche in der Stille an der Universität von Oxford macht, zu erlangen, wenn wir Sie nicht als, wie soll ich gleich sagen — als unbefangener Beobachter dorthin gesandt hätten. Wenn Sie es aber beruhigen kann, so sehe ich keinen Grund, Ihnen zu verheimlichen, daß Sie nicht wieder nach Oxford gehen werden. Genügt Ihnen das?«

Penrose athmete erleichtert auf.

»Zuvörderst aber ist es nothwendig, daß wir uns gegenseitig verständigen,« fuhr Vater Benwell fort. »In dem neuen Wirkungskreise, den wir für Sie bestimmt haben, werden Sie nicht nur frei bekennen dürfen, daß Sie der katholischen Kirche angehören, sondern es ist sogar von der Nothwendigkeit geboten, es zu thun. Sie dürfen jedoch die weltliche Kleidung nicht ablegen und müssen es streng verheimlichen, daß Sie dem katholischen Priesterstande angehören, bis auf weitere Weisung Ihrer Obern. Jetzt, lieber Arthur, lesen Sie dieses Schriftstück. Es ist die Vorrede zu dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe.«

Das Schriftstück, ein Manuskript von nur wenigen Blättern, enthielt die frühere Geschichte von Vange Abbey aus den Zeiten der Mönche und die Erzählung der Umstände, unter welchen dieselbe unter Heinrich VIII. konfisziert worden und in weltlichen Besitz übergegangen war. Penrose las die kleine Schrift und gab sie dann zurück, indem er seiner Theilnahme für die Mönche, sowie seinem Abscheu gegen König Heinrich auf das Heftigste Ausdruck verlieh.

»Beruhigen Sie sich, Arthur,« sagte Vater Benwell freundlich. »Wir werden nicht zugeben, daß Heinrich der Achte seinen Willen für immer und alle Zeiten durchsetzt.«

Penrose sah seinen Oberen erstaunt an; aber derselbe hielt vorläufig noch mit einer weiteren Erklärung zurück.

»Alles zu seiner Zeit,« sagte der vorsichtige Pater, »die Zeit der Erklärungen ist noch nicht gekommen. Ich muß Ihnen erst noch etwas zeigen. Sehen Sie hier, dies ist eine der interessantesten Reliquien Englands.«

Er schloß ein flaches Mahagoni—Kistchen auf und zeigte ihm einige Schriften auf Pergament, augenscheinlich von hohem Alter.

»Sie haben eben eine kleine Predigt hören müssen, jetzt will ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Ohne Zweifel haben Sie schon von Newstead Abbey gehört, die durch Byron's Gedichte einen so großen Ruf erlangte? König Heinrich verfuhr mit Newstead Abbey ebenso, wie er mit der Vange Abbey verfuhr. Vor vielen Jahren wurde der See von Newstead Abbey ausgefischt und dabei wurde der messingene Adler, welcher in der alten Kirche als Chorpult gedient hatte, mit herausgezogen. In dem Leibe des Adlers wurde ein geheimes Behältnis entdeckt, in welchem man die alten Besitzurkunden der Abtei fand. Die Mönche hatten diese Art, die rechtlichen Beweise ihrer Ansprüche und Privilegien zu verbergen, in der eitlen Hoffnung angenommen, daß einst eine Zeit kommen werde, wo die Gerechtigkeit ihnen das Eigenthum wieder erstatten würde, dessen man sie so schmählich beraubt hatte. Erst im verflossenen Sommer sprach einer unserer Bischöfe, auf seiner Rundreise in einer der nördlichen Diözesen, mit einem ergebenen katholischen Freunde über diese Angelegenheit und äußerte, daß es nicht unmöglich sein dürfte, daß die Mönche von Vange Abbey ein ähnliches Verfahren beobachtet hätten, wie die von Newstead. Der Freund, ein begeisterter Anhänger der Kirche, schwieg zwar gegen den Bischof, dessen Stellung und Verantwortlichkeit er schonen mußte, zog aber einige zuverlässige Männer in sein Vertrauen und in einer hellen Mondnacht, während der jetzige Besitzer, ich sollte besser sagen, Usurpator, von Vange abwesend war, lies er den See ausfischen, und der Erfolg lehrte, daß die Voraussetzung des Bischofs ihn nicht betrogen habe. Lesen Sie diese wichtigen Dokumente, Arthur. Ich kenne Ihr reges Gefühl für Ehre und Ihre zarte Gewissenhaftigkeit und will deshalb, daß Sie sich von der unbestreitbaren Gerechtigkeit der Ansprüche unserer Kirche auf den Besitz von Vange Abbey überzeugen.«

Nach dieser kleinen Vorrede wartete er, bis Penrose die Besitztitel gelesen hatte. »Hegen Sie noch einen Zweifel?« fragte er, als dieser die Pergamente niederlegte.

»Keinen Schatten eines Zweifels.«

»Ist das Recht der Kirche klar erwiesen?«

»So klar, Vater, wie es nur in Worten auszudrücken ist.«

»Gut. Wir wollen die Dokumente wieder einschließen. Willkürliche Confiscation, Arthur, selbst von einem Könige ausgeführt, kann die Gesetze nicht umstoßen. Was die Kirche einst rechtmäßig besessen, hat sie das Recht, wieder zu erlangen. Zweifeln Sie auch daran nicht?«

»Ich zweifle nur an der Möglichkeit, daß die Kirche ihr Eigenthum wieder erlange. Ist denn in diesem besonderen Falle etwas von den Gesetzen zu hoffen?«

»Nichts, gar nichts.«

»Und dennoch, Vater, muß ich nach Ihren Reden glauben, daß Sie Aussichten haben, die Besitzung der Kirche wieder zu gewinnen. Durch welche Mittel wäre hier eine Wiedererstattung zu erreichen?«

»Durch friedliche, würdige Mittel,« antwortete Vater Benwell. »Durch eine ehrenhafte Rückgabe des geraubten Gutes an den rechtmäßigen Eigentümer, von Seiten desjenigen, der jetzt im Besitz desselben ist.«

»Ist jener Besitzer von Vange ein Katholik?« fragte Penrose begierig und auf das Aeußerste gespannt.

»N o c h n i c h t,« sagte Vater Benwell, mit starker Betonung der zwei kleinen Worte. Seine fetten Finger trommelten unruhig auf dem Tische und fein spähendes Auge ruhte erwartungsvoll auf Penrose. »Sie werden mich jetzt verstanden haben, Arthur,« sagte er nach einer Pause.

Langsam stieg eine leichte Röthe in Penrose's abgehärmtes Gesicht. »Ich fürchte, Sie verstanden zu haben,« erwiderte er.

»Warum?«

»Ich bin nicht sicher, ob es mein besseres Gefühl ist, welches dies versteht. Ich befürchte fast, Vater, daß es meine Eitelkeit und mein Dünkel sein möchten.«

Vater Benwell lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück. »Ich liebe diese Bescheidenheit,« sagte er, mit den Lippen schnalzend, »unter dieser Zaghaftigkeit, welche Ihnen alle Ehre macht, Arthur, liegt die wahre Kraft verborgen. Ich bin mehr als zufrieden damit, daß ich Sie zu diesem wichtigen Vertrauensposten empfohlen habe und bin davon überzeugt, daß die Bekehrung des Inhabers von Vange Abbey nur von Ihnen abhängt und nur eine Frage der Zeit ist.«

»Darf ich seinen Namen erfahren?«

»Gewiß. Er heißt Lewis Romayne.«

»Wann werden Sie mich ihm vorstellen?«

»Das kann ich Ihnen noch nicht sagen, da ich selbst ihm noch nicht vorgestellt bin.«

»Sie kennen also Mr. Romayne nicht?«

»Ich habe ihn sogar noch nie gesehen.«

Diese unbefriedigenden Antworten wurden in der Weise eines Mannes gegeben, der seinen Weg klar vor sich sah. Ganz verwirrt wagte Penrose noch eine letzte Frage: »Wie soll ich aber mit Romayne einen Anknüpfungspunkt finden?« sagte er bescheiden.

»Ich kann Ihnen nur antworten, Arthur, indem ich Sie noch weiter in mein Vertrauen ziehe. Es ist mir zwar sehr unangenehm,« fuhr seine Hohlwürden mit wohlstandiger Demuth fort, »von mir selbst zu reden; aber es muß sein. »Wir wollen uns eine Tasse Kaffee bringen lassen, um uns über den Auszug aus Vater Benwell's Autobiographie hinweg zu helfen. Machen Sie kein so ernstes Gesicht, mein Sohn. Wir müssen das Leben genießen, wenn sich die Gelegenheit bietet.« Er klingelte und bestellte Kaffee, als sei er der Herr des Hauses, Der Diener begegnete ihm in der größten Ehrerbietung. Er summte ein Liedchen und sprach in abgebrochenen Sätzen über das Wetter und andere gleichgültige Dinge, während sie auf den Kaffee warteten. »Nehmen Sie viel Zucker, Arthur?« fragte er, als der Kaffee hineingebracht war. »Nein. Selbst in Kleinigkeiten wäre mir eine gewisse Sympathie zwischen uns lieb gewesen. Ich liebe den Kaffee süß.«

Nachdem er seinen Kaffee mit der größten Sorgsamkeit des Verfahrens versüßt hatte, begann er mit der seinem jungen Freunde versprochenen Erklärung. Er gab dieselbe so leicht und munter, daß selbst ein weit ungeduldiger Mann, wie Arthur Penrose, nicht umhin gekonnt hätte, sie mit Theilnahme anzuhören.





### 3. Kapitel. *Die Vorstellung.*

»Wenn man von meiner Beschäftigung hier in der Bibliothek und einigen sehr interessanten Gesprächen mit Lord Loring absieht,« begann Vater Benwell, »so bin ich hier im Hause ebenso fremd, wie Sie, Arthur. Als die Sache, welche wir jetzt in Angriff zu nehmen beabsichtigen, in Erwägung gezogen wurde, hatte ich schon die Ehre, persönlich mit Lord Loring bekannt zu sein, wußte also, daß er ein naher und vertrauter Freund von Romayne war. Unter diesen Umständen erschien uns seine Lordschaft als das Mittel, uns dem Besitzer von Vange Abbey nähern zu können, ohne Verdacht zu erregen. Ich wurde demnach beauftragt, hier im Hause eine Vertrauensstelle zu erlangen. Um mir dieses zu erleichtern, wurde der geistliche Rathgeber von Lord und Lady Loring in einer ziemlich untergeordneten Stellung einer Mission nach außerhalb beigegeben, und ich bin hier an seiner Statt. Beiläufig bemerkt, begegnen Sie mir nicht in Gegenwart Anderer mit irgend einem Zeichen der Ehrerbietung. Ich bin hier nicht der Provinzial unseres Ordens, ich bin nur ein Priester des niederen Klerus.«

Penrose blickte ihn mit aufrichtiger Bewunderung an.

»In Ihrem Alter und in Ihrer Stellung ist das ein großes Opfer für Sie, Vater.«

»Durchaus nicht, Arthur. Eine hohe Stellung führt auch oft die Versuchungen des Stolzes mit sich. Ich nehme diesen Wechsel wie eine heilsame Lehre der Demuth an. Zum Beispiel: Lady Loring, wie ich klar sehe, ist mir abhold und mißtraut mir. Dann ist seit Kurzem auch eine junge Dame hier zum Besuch, eine Protestantin, die mit allen Vorurtheilen dieser Leute ausgestattet, mich hartnäckig vermeidet, das arme Ding, so daß ich sie bis jetzt noch nicht einmal gesehen habe. Diese Zurückweisungen sind für einen Mann, der einen hoben einflußreichen Vertrauensposten einnimmt, wie ich, sehr ersprießliche Erinnerungen an die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur. Außerdem bin ich Hindernissen begegnet, welche vorzüglich dazu beigetragen haben, alle meine Kräfte aufzurütteln. Was empfinden Sie, Arthur, wenn sich Ihnen Hindernisse entgegenstellen?«

»Ich bemühe mich, sie aus allen Kräften hinwegzuräumen, wenn mich auch häufig ein Gefühl der Entmuthigung beschleicht.«

»Sonderbar,« sagte Vater Benwell, »bei mir ruft dies nur ein Gefühl der Ungeduld hervor. Welches Recht hat ein Hindernis, sich mir in den Weg zu stellen? von dieser Seite sehe ich die Sache an. Hören Sie nur! Die erste Enttäuschung, die meiner hier wartete, war die Neuigkeit, daß Romayne England verlassen habe. Meine Vorstellung bei ihm war also auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben, ich mußte daher von Lord Loring so viel als möglich über ihn und seine Lebensweise zu erfahren suchen. Es gab aber noch ein anderes Hindernis zu beseitigen. Da ich nicht hier im Hause wohnte, mußte ich einen Vorwand finden, der es mir möglich machte, allezeit zur Stelle zu sein, um aus den gelegentlichen Gesprächen mit seiner Lordschaft Vortheil ziehen zu können. Ich setzte mich hier in dieses Zimmer und sagte zu mir selbst: »Ehe ich wieder aufstehe, muß ich ein Mittel gefunden haben,

jene naseweisen Hindernisse aus dem Wege zu räumen!« Der Zustand, in welchem die Bücher sich befanden, gab mir den Vorwand den ich suchte. Ehe ich das Haus wieder verließ, war ich mit dem Ordnen der Bücher beauftragt. Von jenem Augenblicke an konnte ich kommen und gehen wie und wann es mir beliebte. So oft Lord Loring zu einem kleinen Gespräche aufgelegt war, wußte ich es in die richtige Bahn zu lenken. Und was ist das Resultat? Ich bin heute im Stande, sobald Romayne erscheint, Sie in eine Stellung zu bringen, vermöge welcher Sie sein täglicher Gesellschafter sein werden. Und alles dieses danke ich nur meiner Ungeduld, vorkommenden Hindernissen gegenüber, Arthur. Sehr belustigend, nicht wahr?«

Penrose schien seines Oberen Heiterkeit nicht ganz zu theilen, sondern mehr auf fernere Aufklärungen gespannt zu sein.

»In welcher Eigenschaft werde ich Mr. Romaynes täglicher Gesellschafter sein?« fragte er.

Vater Benwell schenkte sich noch eine Tasse Kaffe ein.

»Lassen Sie mich Sie zuerst mit Romaynes Gewohnheiten und Neigungen bekannt machen, ehe wir weiter gehen. Er ist jung, noch unverheiratet, romantisch, empfindsam, hochgebildet. Er hat keine nahen Verwandten, die ihn beeinflussen könnten, auch ist er durch kein zartes Verhältnis gebunden. Seit Jahren hat er sich nur seinen Büchern gewidmet, um Material für sein Werk zu sammeln, daß große Nachforschungen erheischt, nämlich über den Ursprung der Religionen. Ein großer Kummer oder Gewissensbisse, Lord Loring hat sich darüber nicht klar ausgesprochen, hat sein Nervensystem, das schon durch angestrenge Studien geschwächt war, tief erschüttert. Fügen Sie noch hinzu, daß er jetzt in unserem Bereiche ist. Er ist kürzlich nach London zurückgekehrt und wohnt ganz allein in einem Privat—Hotel. Aus irgend einem mir unbekannten Grunde hält er sich von Vange Abbey entfernt, dem, meiner Ansicht nach, geeignetsten Ort für einen Mann, der seinen Studien obliegen will.«

»Waren Sie schon in der Abtei?« fragte Penrose mit wachsender Theilnahme.

»Ich habe unlängst einen kleinen Ausflug nach jenem Theile Yorkshires gemacht, Arthur. Wenn ich den schmerzlichen Eindruck abrechne, den es auf mich machte, die Ruinen jenes geweihten Ortes in profanen Händen zu wissen, so war es ein recht angenehmer kleiner Abstecher. Ueber das Einkommen der Besitzung ist kein Zweifel vorhanden. Ich kenne den Werth jenes Theiles der Ländereien, die sich südwärts von der unfruchtbaren Umgegend des Hauses aus erstrecken. Aber kehren wir für einen Augenblick zu Romayne zurück. Er hat sich seine Bücher von Vange herschicken lassen und sich Überredet, daß beständiges Studium das beste Mittel gegen sein Leiden sei. Auf Lord Lorings Vorschlag hat vor einigen Tagen eine ärztliche Konsultation über ihn stattgefunden.«

»Ist er denn so ernstlich krank?« rief Penrose aus.

»So scheint es,« »erwiderte Vater Benwell; »Lord Loring beobachtet ein unverbrüchliches Schweigen über die Krankheit; jedoch habe ich ihm doch ein Resultat der Konsultation, welches Sie besonders angeht, entlocken können. Die Arzte erklärten sich entschieden dagegen, daß er sich mit der Vollendung jenes Buches beschäftige. Er war aber zu eigensinnig, um auf sie zu hören. Das Einzige, wozu er sich bewegen ließ, war, daß er einwilligte, einen Hilfsarbeiter anzunehmen. Es wurde Lord Loring überlassen, einen solchen für ihn zu finden. Seine Lordschaft zog mich zu Rathe und trug mir sogar auf, das Geschäft für ihn zu übernehmen. Jeder in seiner eigenen Sphäre, mein Sohn! Derjenige, welcher es übernimmt, Romayne zu bekehren, muß jung und geschmeidig genug sein, um sein Freund und Gesellschafter zu werden. Diese Aufgabe ist Ihnen zuheilt, Arthur; Sie sind der künftige Hilfsarbeiter. Was sagen Sie zu dieser Aussicht?«

»Verzeihen Sie, Vater! Ich fürchte des Vertrauens, welches man in mich setzt, unwürdig zu sein.«

»Inwiefern?«

Penrose antwortete mit aufrichtiger Demuth:

»Ich bezweifle, ob ich das in mich gesetzte Vertrauen rechtfertigen werde,« sagte er, »wenn ich nicht zu der Ueberzeugung gelange, daß ich Mr. Romayne zum Heile seiner Seele bekehre. So gerecht der Wunsch auch sein mag, so sehe ich doch in der Wiedererstattung dessen an die Kirche, was einst ihr Eigenthum war, keinen hinlänglichen Grund, um ihn zu überreden, seinen Glauben zu wechseln. Die Verantwortlichkeit, welche Sie mir auferlegen, ist so schwer und ernst, daß ich darunter zusammenbrechen werde, wenn ich dieselbe nicht mit ganzem Herzen übernehme. Sollte ich mich bei meiner ersten Begegnung mit Romayne zu ihm hingezogen fühlen und er nach und nach mein Herz gewinnen, so daß ich ihn wie meinen Bruder lieben lerne — dann, ja in diesem Falle kann ich versprechen, daß seine Bekehrung für mich die theuerste Aufgabe meines Lebens sein wird. Sollte aber eine so innige Sympathie zwischen uns Beiden nicht vorhanden sein, so vergeben Sie mir, wenn ich es einfach sage, ja — ich flehe Sie an, die Aufgabe den Händen eines Anderen zu übergeben.«

Seine Stimme bebte, seine Augen wurden feucht; aber Vater Benwell wußte mit der Geschicklichkeit eines erfahrenen Anglers, der den Fisch trotz seines Zappelns und Sträubens dennoch zuletzt in Händen behält, seine Bedenklichkeiten und Einwendungen zu überwinden.

»Gut, Arthur,« entgegnete er. »Ich begegne so vielen, leider nur zu vielen selbstsüchtigen Menschen, daß ihre Reden mich erquickt haben, wie den Durstigen ein Trunk kühlen, frischen Wassers; doch warum sehen Sie Schwierigkeiten, wo durchaus keine vorhanden sind? Ich habe Ihnen ja bereits vorher bemerkt, es ist unerlässlich, daß Sie und Romayne Freunde werden müssen. Wie kann aber eine Freundschaft bestehen ohne jene Sympathie, welche Sie so gut zu beschreiben verstehen? Ich bin fest davon überzeugt, daß Sie sich gegenseitig gefallen werden. Warten Sie ab, bis Sie seine Bekanntschaft gemacht haben.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, welche zur Gemäldegalerie führte und Lord Loring trat in die Bibliothek.

Er blickte forschend in dem Zimmer umher, als suche er Jemand. Ein leichter Anflug des Mißvergnügens war in seinen Zügen sichtbar, als er sich gegen die beiden Jesuiten verneigte.

»Lassen Sie sich nicht stören,« sagte er mit einem Blick auf Penrose. »Ist dies der Herr, welcher Mr. Romayne in seinen Arbeiten unterstützen will?«

Vater Benwell stellte seinen jungen Freund vor.

»Arthur Penrose, Mylord. Ich erlaubte mir, ihn zu bitten, heute hier vorzusprechen, im Falle Eure Lordschaft einige Fragen an ihn zu richten hätten.«

»Dessen bedarf es ganz und gar nicht, da Sie ihn empfohlen haben,« versetzte Lord Loring verbindlich. »Mr. Penrose kommt wie erwünscht, da Mr. Romayne mir heute einen Besuch gemacht und sich gegenwärtig in der Gemäldegalerie befindet.«

Die Priester sahen einander bedeutsam an. Lord Loring ging nach der gegenüberliegenden Thür, öffnete sie, blickte hinaus in die Halle und nach der Treppe und kehrte sichtlich verstimmt wieder zu ihnen zurück. »Bitte, meine Herren,« sagte er, »folgen Sie mir in die Galerie, ich möchte Sie Mr. Romayne vorstellen.«

Penrose folgte dieser Aufforderung sogleich, Vater Benwell aber versetzte lächelnd, auf die zerstreut umherliegenden Bücher deutend: »Entschuldigen Sie, Mylord, ich werde sogleich nachkommen.«

»Nach wem hat seine Lordschaft sich umgesehen?« fragte sich Vater Benwell, während er einige Bücher an ihren Platz stellte und die Papiere zusammenlegte, welche seine römische Korrespondenz betrafen. Es war ihm selbst unbewußt zur zweiten Natur geworden, argwöhnisch auch die geringsten Umstände zu betrachten, welche sich in seiner Umgebung ereigneten. Vielleicht würde er bei dieser Gelegenheit sich etwas stärker beunruhigt gefühlt haben, wenn er geahnt hätte, daß, während er in der Bibliothek Romayne's Bekehrung plante, ein Gegencmplott in der Gemäldegalerie ausgeführt werden sollte.

Lady Loring's Erzählung des Gespräches, welches sie mit Stella geführt, hatte deren Gemahl bewogen, den beschlossenen Versuch ohne weiteren Verzug zu wagen.

»Ich werde sogleich an Romayne schreiben,« sagte er.

»Und ihn bitten, noch heute zu uns zu kommen?« fragte die Lady.

»Ja, ich werde ihm sagen, daß ich dringend wünsche, seine Meinung über ein Gemälde zu hören. Sollen wir Stella auf die Begegnung vorbereiten, oder sie überraschen?«

»Keinesfalls!« versetzte Lady Loring. »Stella ist viel zu empfindlich, als daß ich es wagen möchte, sie zu überraschen. Ich werde ihr nur sagen, daß Romayne das Original ihres Bildnisses ist und daß er wahrscheinlich heute zu Dir kommen wird, um ein Gemälde anzusehen, das Uebrige überlasse mir.«

Lady Loring zögerte nicht, ihren Vorschlag sogleich auszuführen. In der ersten Aufregung erklärte Stella, daß ihr der Muth fehlen werde, Romayne an diesem Tage gegenüber zu treten; nach und nach wurde sie aber ruhiger und versprach, wenigstens den Versuch zu machen, ihrer Freundin in die Gemäldegalerie zu folgen.

»Wenn ich mit Ihnen zusammen hinuntergehe,« bemerkte sie, »so könnte es leicht den Anschein einer Verabredung zwischen uns beiden haben. Der Gedanke wäre mir unerträglich. Lassen Sie mich allein, wie zufällig, dort eintreten.«

Lady Loring hatte sich hiermit einverstanden erklärt und war allein in die Galerie hinabgegangen, als Romaynes Besuch angemeldet worden; aber die Minuten verstrichen und Stella erschien noch immer nicht. Lord Loring glaubte, Stella möchte sich vielleicht scheuen, durch den Haupteingang in die Galerie zu treten und habe deshalb den Weg durch die Bibliothek genommen, um unbemerkt durch die Nebenthür hereinschlüpfen zu können, besonders, wenn es ihr unbekannt war, daß der Priester sich in jenem Zimmer befindet. Er wollte sich hierüber Gewißheit verschaffen und ging in die Bibliothek, wo er anstatt Stella, wie er gehofft, Mr. Penrose fand, wodurch die Vorstellung des jungen Jesuiten bei Romayne beschleunigt wurde.

Nachdem Vater Benwell seine Papiere zusammen hatte, trat er in die Nische des tiefen Erkerfensters der Bibliothek, wo sein Briefkasten stand, öffnete denselben und legte die Briefschaften hinein. Von diesem Platze aus konnte man, ohne gesehen zu werden, Alles beobachten, was in der Bibliothek vorging. Eben war er im Begriff, die Kassette zu schließen, als die Thür sich öffnete und das Rauschen eines weiblichen Gewandes sich vernehmen ließ.

Ein Anderer würde sogleich vorgetreten sein, um seine Gegenwart anzuzeigen, aber Vater Benwell blieb ruhig, wo er war, und ließ die Dame an sich vorübergehen.

Mit kalter Aufmerksamkeit beobachtete der Priester ihre schönen dunkeln Augen und das herrliche Haar, den raschen Wechsel ihrer Farbe, die züchtige Anmuth ihrer Bewegungen. Langsam und in sichtlicher Aufregung näherte sie sich der Thür nach der Gemäldegalerie und blieb dort stehen, als zaudere sie, dieselbe zu öffnen. Vater Benwell hörte, wie sie seufzend die Worte

sprach:

»O, wie soll im ihm begegnen?«

Sie trat vor den Spiegel über dem Kamin. Das Bild ihres lieblichen Gesichts schien ihr neuen Muth einzuflößen, sie ging wieder zurück und öffnete schüchtern die Thür. Lord Loring mußte nicht weit von derselben gestanden haben, denn unmittelbar darauf hörte man ihm sagen:

»Kommen Sie herein, Stella, kommen Sie! Hier ist ein Bild für Sie und auch ein Freund von mir, den ich Ihnen vorstellen muß, und der, wie ich hoffe, auch Ihr Freund werden wird — Mr. Lewis Romayne.«

Die Thür wurde wieder geschlossen. Unbeweglich, wie ein Bild von Stein, in tiefe Gedanken versunken, blieb Vater Benwell in der Fensternische stehen. Nach einer Weile faßte er sich jedoch wieder und kehrte eilig an den Schreibtisch zurück. Mit einer Hast, die seltsam gegen sein sonst so gemessenes Wesen abstach, riß er einen Bogen Papier aus der Schreibmappe und die Stirn in tiefe Falten ziehend, schrieb er folgende Zeilen:

*»Nachdem ich meinen Brief geschlossen, habe ich eine Entdeckung gemacht, welche sofort berichtet werden muß. Ich fürchte sehr, daß uns ein Weib im Wege sein wird. Verlassen Sie sich darauf, daß ich dieses Hindernis ebenso bekämpfen werde, wie ich andere bekämpft habe. Unterdessen nimmt das Werk seinen Fortgang. Penrose hat seine ersten Instruktionen erhalten und ist heute Romayne vorgestellt worden.«*

Er adressierte den Brief, wie den vorhergehenden, nach Rom.

»Jetzt zu dem Weibe,« sagte er — und öffnete die Thür zur Gemäldegalerie.





## 4. Kapitel. *Vater Benwell trifft es.*

Die Kunst hat ebenso ihre Prüfungen, wie ihre Triumphe. Den gemeinen Interessen des Alltagslebens gegenüber hat sie nicht die Macht, sich zu behaupten. Die besten Bücher, welche je geschrieben, die schönsten Bilder, welche je gemalt werden, appellieren vergeblich an ein Gemüth, das von geheimen, selbstsüchtigen Sorgen befangen ist. Bei seinem Eintritt in die Galerie traf Vater Benwell nur eine Person, welche die Gemälde nicht bloß zum Scheine betrachtete.

Unbewußt der widerstreitenden Interessen, deren Mittelpunkt er geworden, beaugenscheinigte Romayne sorgfältig die Gemälde, welche als Vorwand gedient hatten, ihn in das Haus zu locken. Er verbeugte sich vor Stella, im Stillen ihre Schönheit bewundernd, er hatte Penrose die Hand geschüttelt und ihm, seinem künftigen Secretair, einige freundliche Worte gesagt und sich dann wieder den Gemälden zugewandt, als ob weder Stella noch Penrose für ihn vorhanden wären.

»an Ihrer Stelle,« sagte er ruhig zu Lord Loring, »würde ich dieses Werk nicht kaufen.«

»Warum nicht?«

»Es hat für mich zu viel von den ernsten Fehlern der modernen englischen Schule. Einen totalen Mangel an Gedanken in der Wiedergabe des Gegenstandes, die sich unter einer gewandten technischen Behandlung verbirgt. Wenn Sie eines der Bilder dieses Mannes gesehen haben, so haben Sie alle gesehen. Er fabriziert, aber er malt nicht.«

Vater Benwell trat gerade ein, als Romayne sprach. Etwas zerstreut, aber mit vollendeter Höflichkeit, verbeugte er sich vor Romayne, als er ihm vorgestellt wurde, all sein Sinnen war darauf gerichtet, über seinen Argwohn hinsichtlich Stellas Gewißheit zu erlangen. Ohne abzuwarten, daß er auch ihr vorgestellt werde, redete er sie mit jenem väterlichen Wohlwollen und züchtiger Bewunderung an, die er Frauen gegenüber so wohl anzunehmen verstand.

»Darf ich fragen, ob Sie Mr. Romaynes Urtheil über das Gemälde beistimmen?« fragte er in seinen sanftesten Tönen.

Sie hatte von ihm und von der Stellung, welche er im Hause einnahm, gehört, es war also ganz unnötig, daß Lady Loring ihr zuflüsterte: »Vater Benwell, meine Liebe!«

»Ich mache keine Ansprüche darauf, eine Kennerin zu sein,« antwortete sie mit frostiger Höflichkeit. »Ich kann nur sagen, ob mir ein Bild gefällt oder nicht gefällt.«

Diese Antwort entsprach genau Vater Benwells Zwecke, denn sie lenkte Romaynes Aufmerksamkeit von dem Gemälde auf Stella. Der Priester benutzte die Gelegenheit, den Ausdruck ihrer Züge zu beobachten, als sie einander ansahen.

»Ich glaube, Sie haben da den wahren Beweggrund für jede Kritik angegeben,« sagte Romayne zu Stella. »Mögen wir unsere Ansichten über Gemälde oder Bücher in einfacher Unterhaltung aussprechen, oder in aller

Länge, mit der vollen Autorität der Druckerschwärze konstatieren, so werden wir in beiden Fällen nur von dem sprechen, was uns persönlich gefällt oder nicht gefällt. Meine Ansicht von dem Bilde ist, daß es mir nichts sagt. Sagt es Ihnen vielleicht etwas?«

Er lächelte freundlich, als er diese Frage an sie richtete; aber nichts, weder in Blick noch Stimme, verrieth bei ihm die geringste Bewegung. Beruhigt insofern, als es sich um Romayne handelte, blickte Vater Benwell jetzt Stella an.

So sehr sie sich auch beherrschen mochte, fand das Geständnis des Geheimnisses ihres Herzens dennoch den Weg zu ihrem Angesicht. Der kalte ruhige Ausdruck, mit welchem sie dem Priester begegnete, als sie zu ihm sprach, schmolz dahin unter dem Einflusse von Romaynes Stimme und Blick. Sie erröthete nicht, aber ihre zarte Haut erglühete matt, als ob sie von einer inneren Wärme belebt werde. Ihre Augen erglänzten lebhafter, ihre anmuthige Gestalt schien sich unbewußt zu strecken und auszudehnen, gleich dem Blatte einer Blume unter dem wohltätigen Hauche der sonnigen Luft. In ihrer Antwort auf Romaynes Frage lag eine so zarte überredende Kraft des Tones, der ihn schüchtern aufzufreuen schien, mehr zu sagen, und sie anzublicken, was Vater Benwell die Wahrheit verrathen haben würde, selbst wenn es ihm nicht vergönnt gewesen wäre, ihr Gesicht zu sehen. Er sah seinen Verdacht bestätigt und wandte jetzt seine Aufmerksamkeit Lady Loring zu. An den ehrlichen blauen Augen von Stellas treuer Freundin erblickte er den Ausdruck der unverstelltesten Theilnahme für dieselbe.

Die Streitfrage über das unglückliche Bild wurde durch Lord Loring erledigt, der erklärte, daß Romaynes und Stellas Meinungen überaus streng seien. Lady Loring pflichtete natürlich der Ansicht ihres Eheherrn bei. Während die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Weise in Anspruch genommen war, benutzte Vater Benwell die Gelegenheit, Penrose, welcher als stummer Zuhörer der Verhandlung über Kunst beigewohnt hatte, einige Worte zu sagen.

»Haben Sie das berühmte Portrait der ersten Lady Loring von Gainsborough gesehen?« fragte er.

Ohne Penroses Antwort abzuwarten, nahm er dessen Arm und führte ihn zu dem Bilde, welches unter den gegenwärtigen Umständen noch den zwiefachen Werth hatte, am anderen Ende der Galerie zu hängen.

»Wie gefällt Ihnen Romayne?« fragte Vater Benwell leise und in befehlendem Tone, augenscheinlich ungeduldig auf eine Antwort.

»Er flößt mir schon jetzt Theilnahme ein,« sagte Penrose. »Er sieht so leidend und traurig aus und sprach so freundlich zu mir —«

»Kurz,« unterbrach ihn Vater Benwell, »er hat auf Sie einen vorteilhaften Eindruck gemacht. Jetzt ist es zuvörderst nothwendig, daß auch Sie einen günstigen Eindruck auf Romayne machen.«

Penrose seufzte.

»Mit dem besten Willen, mich Leuten angenehm zu machen, die mir gefallen, gelingt mir dies nur selten. In Oxford sagte man mir, ich sei blöde, und ich fürchte, daß diese Blödigkeit mir hinderlich sei. Ich wollte, ich besäße einige Ihrer geselligen Vorzüge, Vater.«

»Ueberlassen Sie das mir, mein Sohn! Sprechen sie noch über das Bild?«

»Ja.«

»Ich habe Ihnen noch mehr zu sagen. Haben Sie die junge Dame beachtet?«

»Ich finde sie schön, aber sie erscheint mir kalt.«

Vater Benwell lächelte. »Wenn Sie mein Alter erreicht haben werden,« versetzte er, »werden Sie, was Frauen betrifft, dem Anscheine nicht mehr trauen. Wissen Sie, wofür ich sie hakte? Für schön, wenn sie wollen, aber für ebenso gefährlich.«

»Gefährlich? Inwiefern?«

»Im Vertrauen gesagt, Arthur, sie liebt Romayne. Warten Sie einen Augenblick! Und Lady Loring, oder ich müßte mich sehr täuschen, weiß um diese Liebe und begünstigt sie. Die schöne Stella kann alle unsere Hoffnungen vernichten, wenn wir nicht Romayne fern von ihr halten.«

Diese Worte wurden mit einem Eifer und einer Erbitterung geflüstert, die Penrose überraschten, da sein Vorgesetzter sonst nicht so leicht seine Fassung verlor.

»Sind Sie dessen, was Sie sagen, auch gewiß, Vater,« fragte er.

»ich bin dessen sicher, sonst würde ich es nicht ausgesprochen haben.«

»Glauben Sie, daß Mr. Romayne dies Gefühl erwidert?«

»Glücklicher Weise bis jetzt noch nicht. Sie müssen Ihren Einfluß als Freund benutzen — wie heißt sie, ich meine, wie ist ihr Familien—Name?«

»Eyrecourt, Miß Stella Eyrecourt.«

»Gut. Sie müssen Ihren Einfluß anwenden, um Mr. Romayne von Miß Eyrecourt fern zu halten.«

»Penrose schien verlegen. »In der That, ich wußte kaum, wie ich dies bewerkstelligen sollte « sagte er. »Natürlich, als sein Mitarbeiter würde ich ihn antreiben, seinen Studien obzuliegen.«

Was auch Arthurs Oberer innerlich über dessen Antwort denken mochte, so zeigte er äußerlich die größte Nachsicht.

»Das ist auch gut und läuft auf dasselbe hinaus, « erwiderete er. »Außerdem, wenn ich die Aufklärungen erhalten habe, aber dies bleibt streng unter uns, könnte ich der Dame einige Hindernisse in den Weg legen.« Penrose stutzte. »Aufklärungen!« wiederholte er. »Welche Aufklärungen?«

»Sagen Sie mir eins, ehe ich Ihnen antworte,« sagte Vater Benwell »Wie alt halten Sie Miß Eyrecourt?«

»In solchen Sachen habe ich ein schlechtes Urtheil, doch denke ich, sie muß etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre zählen.«

»Wir wollen annehmen, daß sie so alt ist, wie Sie vermuten, Arthur, in früheren Jahren hatte ich Gelegenheit, im Beichtstuhle den weiblichen Charakter zu studieren. Können Sie erraten was meine Erfahrung mich über Miß Eyrecourt lehrt?«

»In der That, nein.«

»Eine Dame liebt nicht zum ersten Male, wenn sie zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt ist, das ist meine Erfahrung,« sagte Vater Benwell. »Wenn ich Jemand finden könnte, der Näheres darüber weiß, so könnte ich werthvolle Entdeckungen über Miß Eyrecourts früheres Leben machen. Nichts mehr davon jetzt. Wir müssen zu unseren Freunden zurückkehren.«

---



## 5. Kapitel.

### *Vater Benwell verfehlt sein Ziel*

Die Gruppe vor dem in Frage stehenden Bilde hatte sich aufgelöst. In einer Ecke der Galerie saßen Lady Loring und Stella, mit einander flüsternd, auf dem Sofha. In einer anderen Ecke stand Lord Loring und sprach vertraulich mit Romayne.

»Glauben Sie, daß Penrose Ihnen gefallen wird?« fragte der Lord.

»Ja, soweit ich ihn beurteilen kann. Er scheint bescheiden und intelligent zu sein.«

»Sie sehen leidend aus, lieber Romayne. Haben Sie die Stimme wieder gehört, die Sie verfolgt?«

Romayne antwortete mit sichtbarem Widerstreben.

»Ich weiß nicht, wie es kommt,« sagte er, »aber die Angst sie wieder zu hören, hat mich den ganzen Morgen bedrückt. Ich bin hierher gekommen, in der Hoffnung, daß die Zerstreuung mich von derselben befreien möchte.«

»Und ist dem so?«

»Ja.«

»Nun, mein Freund, ist das nicht ein Beweis, daß mehr Abwechselung und Zerstreuung heilsam für Sie sein würde?«

»Fragen Sie nicht mehr danach, Loring! Ich kann mein Leid ertragen, aber ich mag nicht davon sprechen.«

»Gut, reden wir von etwas Anderem,« sagte Lord Loring; »was sagen Sie zu Miß Eyrecourt?«

»Ein auffallend schönes Gesicht, voll Ausdruck und Charakter. Leonard würde ein wundervolles Bildnis von ihr gemalt haben. Aber es ist etwas in ihrem Wesen — «, er hielt inne, unwillig oder unfähig, den Satz zu vollenden.

»Etwas, das Ihnen mißfällt?« fragte Lord Loring.

»Nein, es ist etwas, das ich nicht recht verstehe. Es ist ein verlegenes Wesen, wie man solches von einer feingebildeten Dame nicht erwartet, was mir auffiel, als sie mit mir sprach. Vielleicht habe ich einen unangenehmen Eindruck auf sie gemacht?«

»Bei jedem anderen Manne, wie bei Ihnen, Romayne,« lachte Lord Loring, »würde ich sagen, daß das affektierte Bescheidenheit sei.«

»Warum?« fragte Romayne scharf.

Lord Loring sah ihn mit ungeheuchelter Verwunderung an. »Lieber Freund, glauben Sie denn wirklich, daß Sie bei der ersten Begegnung mit einer Frau einen unvortheilhaften Eindruck auf dieselbe machen? Lassen Sie sich nur dies eine Mal im Leben Gerechtigkeit widerfahren und suchen Sie nach einem anderen Grunde für Miß Eyrecourts Befangenheit.«

Zum ersten Male während der Dauer des Gespräches blickte Romayne jetzt nach Stella hinüber und gewahrte, daß ihr Auge auf ihm haftete. Ein jüngeres Weib, oder ein Weib von weniger Charakterstärke würde ihren Blick abgewendet haben, Stella aber beugte den Kopf und ließ langsam den Blick sinken, bis ihr Auge auf ihren schmalen weißen Händen ruhte, die sie in

ihrem Schoß gefaltet hatte. Romayne blickte sie einen Augenblick aufmerksam an und sagte dann in gedämpftem Tone zu Lord Loring:

»Kennen Sie Miß Eyrecourt schon lange?«

»Sie ist die älteste und liebste Freundin meiner Frau. Ich glaube, daß Sie sich bei längerer Bekanntschaft für Miß Eyrecourt interessieren werden.«

Romayne beugte sich in stummer Ergebung vor Lord Lorings prophetischer Bemerkung. »Lassen Sie uns die Gemälde wieder besehen,« sagte er gelassen.

Als er langsam die Galerie hinab schritt, begegnete er den beiden Priestern, Vater Benwell sah dies für eine günstige Gelegenheit an, Penrose zu einem vorteilhaften Eindruck auf Romayne zu verhelfen.

»Verzeihen Sie einem alten Gelehrten seine Neugierde, Mr. Romayne,« redete er denselben in seiner gewinnenden Weise an. »Lord Loring sagt mir, daß Sie Ihre Bücher nach London kommen lassen wollen. Halten Sie ein Londoner Hotel für ernste Studien geeignet?«

»Das Hotel ist sehr ruhig,« entgegnete Romayne, »und die Leute dort kennen meine Eigenheiten.« Hierauf wandte er sich zu Arthur. »Ich habe eine geräumige Wohnung, Mr. Penrose, eines der Zimmer steht ganz zu Ihrer Verfügung. Die Einsamkeit zu Hause, auf dem Lande, sagt mir nicht zu. Es gibt Zeiten, wo ich mich nach dem Geräusche in den Straßen sehne. Obgleich wir im Hotel wohnen, so kann ich Ihnen doch versprechen, daß Sie durchaus ungestört sein werden, wenn Sie so freundlich sind, mir Ihre Feder zur Verfügung zu stellen.«

Ehe noch Penrose antworten konnte, nahm Vater Benwell das Wort.

»Vielleicht dürfte Ihnen das Gedächtnis meines jungen Freundes von einem Nutzen sein, ebensowohl wie seine Feder, Mr. Romayne,« sagte er. »Penrose hat in der Bibliothek des Vatikan studiert. Wenn Ihre Forschungen Sie auf dieses Feld führen sollten, so ist ihm mehr, wie irgend einem Anderen von den Manuscripten bekannt, welche die ersten Zeiten des Christenthums behandeln.«

Diese zarte Anspielung auf Romaynes projektiertes Werk über den Ursprung der Religionen verfehlte ihre Wirkung nicht, er empfand sogleich eine lebhafte Theilnahme für Penrose und dessen Studien. »Es wird mir lieb sein, mit Ihnen eingehend diese Manuscripte zu besprechen,« sagte er. »Abschriften von einigen derselben werden sich vielleicht im Britisch-Museum befinden. Wäre es zu viel verlangt, wenn ich Sie bäre, im Falle Sie nichts Anderes vorhaben, mir heute Morgen eine Stunde zu widmen?«

»Ich stehe ganz zu Ihren Diensten.«

»Wollen Sie so freundlich sein, in einer Stunde in das Hotel zu kommen, ich werde bis dahin meine Notizen durchgesehen haben und Ihnen eine Liste der Titel und Daten vorlegen. Hier ist meine Adresse.«

Mit diesen Worten näherte er sich Lady Loring und Stella um sich zu verabschieden.

Wenn auch Vater Benwell in hohem Maße die Fähigkeit besaß, kommende Dinge vorauszusehen, so war er dennoch keineswegs unfehlbar. Beruhigt, daß Romayne im Begriff war, das Haus zu verlassen und im sicheren Gefühle, daß er für den neuen Secretair den Weg zu Romayne's Vertrauen erfolgreich gebahnt hatte, sah er für sich keine weitere Veranlassung, länger in der Galerie zu verweilen. Er hatte auch noch einen anderen Beweggrund sich zurückzuziehen. Die Zeit, bis Penrose sich zu Romayne begab, mußte angewandt werden, um dem jungen Mann noch einige nützliche Rathschläge zu geben, wie er in seinem Verkehr mit Romayne sich zu verhalten habe, um denselben auf das Feld der Religion zu leiten, sobald er sich hinlänglich in dessen Vertrauen festgesetzt habe. Ohne Zweifel würde sich in Zukunft noch manche Gelegenheit dazu darbieten, aber Vater Benwell war nicht der Mann, der unbedingt seine Hoffnung auf die Zukunft gründete. Die Gegenwart bot

ihm eine günstige Veranlassung und er zog dieselbe vor. Mit einer passenden Entschuldigung, um die er nie verlegen war, entfernte er sich, Penrose auffordernd, ihm in die Bibliothek zu folgen und beging so, wie er später entdeckte, einen der wenigen Mißgriffe, deren er sich in seiner langen Laufbahn schuldig gemacht hatte.

Als Romayne Abschied nahm, seufzte Lady Loring, welche, wie alle Frauen, die Herzensangelegenheiten einer Freundin mit Begeisterung erfaßte und mit aufrichtiger Hingebung bemüht war, Stella's wahre Liebe zu unterstützen, Romayne zu bewegen, seinen Besuch etwas länger auszudehnen.

»Bleiben Sie und nehmen Sie das zweite Frühstück mit uns ein,« sagte sie, als er ihr die Hand reichen wollte, um sich zu empfehlen.

»Ich bedaure, Mylady, es ablehnen zu müssen, ich frühstücke niemals zum zweiten Male.«

»Nun gut, dann dinieren Sie mit uns, es ist keine andere Gesellschaft eingeladen, wir sind ganz unter uns. Morgen und übermorgen sind wir frei. Wann kommen Sie?«

Romayne lehnte auch dieses dankbar ab.

»Sie sind sehr gütig, erwiderete er, aber bei meinem Gesundheitszustande mache ich ungern Versprechen, die ich verhindert sein möchte, zu halten.«

Aber Lady Loring wollte ihr Spiel nicht so leicht verloren geben, sie rief Stella zum Beistande auf. »Mr. Romayne beharrt darauf, mir einen Korb zu geben,« sagte sie, »vielleicht gelingt es Ihnen ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses zu überreden.«

»Ich glaube nicht, daß ich etwas über ihn vermögen werde, Adelaide.«

Der Ton, in welchem sie dies sagte, machte Romayne betroffen. Er blickte sie an. Der ernste Blick ihres Auges, welches dem seinigen begegnete, übte einen sonderbaren Zauber auf ihn aus. Sie selbst war sich nicht bewußt, wie sich in diesem Blicke, die ganze Fülle der edlen, tiefen und wahren Gefühle ihres Innern offenbarte. In Romayne's Zügen ging eine sichtliche Veränderung vor, er erbleichte vor der Macht der ihm bisher fremden Gemüthsbewegung, die dieser Blick in ihm hervorgerufen hatte. Lady Loring betrachtete ihn aufmerksam.

»Vielleicht unterschätzen Sie Ihren Einfluß, Stella,« warf sie ein.

Stella blieb indessen unbeweglich; Ich bin Mr. Romayne erst vor einer halben Stunde vorgestellt,« sagte sie, »ich bin nicht eitel genug, zu glauben, daß ich in so kurzer Zeit schon einen günstigen Eindruck auf Jemand machen könnte.

Sie hatte nur mit anderen Worten dasselbe ausgedrückt, was Romayne, als er von ihr sprach gegen Lord Loring geäußert hatte. Er war überrascht von dieser Uebereinstimmung.

»Wir haben vielleicht damit begonnen, Miß Eyrecourt, mißzuverstehen,« sagte er. »Wir dürfen aber zu einem besseren Verständnisse gelangen, wenn ich die Ehre haben werde, Sie wieder zu sehen.«

Er machte eine Pause und sah Lady Loring an. Sie war nicht die Frau, die sich eine günstige Gelegenheit entschlüpfen ließ.

»Sagen wir also morgen um sieben Uhr,« entschied sie.

»Also morgen,« versetzte Romayne. Er reichte Stella die Hand und verließ die Gemäldegalerie.

Bis hierher schien das Komplott, ihn zu verheiraten, bei weitem vielversprechender als das Komplott zu seiner Bekehrung, und Vater Benwell, der im Nebenzimmer saß und Penrose sorgfältig einstudierte, hatte keine Ahnung davon.

Aber die fortschreitenden Stunden bekunden den Lauf der Ereignisse eben so sicher, wie sie den Lauf der Zeit angeben. Der Tag verging, der Abend kam

und mit ihm neue Aussichten für das Werk der Bekehrung.

Wir wollen Vater Benwell es selbst erzählen lassen, indem wir einen Auszug aus dem Rapport wiedergeben, den er an demselben Abende nach Rom absandte.

»†††Ich hatte mit Penrose verabredet, daß er mich in meiner Wohnung aufsuchen sollte, um mir Bericht zu erstatten, wie sein erstes Debüt als Romaynes Secretair abgelaufen sei.

Als er bei mir eintrat, las ich sogleich in seinen verstörten Zügen, daß sich etwas Außerordentliches zugetragen haben müsse. Ich fragte ihn schnell, ob er mit Romayne Unannehmlichkeiten gehabt habe.

Er wiederholte das Wort mit unverhohlenem Erstaunen. »Unannehmlichkeiten?« sagte er. »Worte können es nicht beschreiben, wie innig ich mich zu Mr. Romayne hingezogen fühle und wie eifrig ich besorgt bin, ihm nützlich zu werden.«

Insoweit beruhigt, fragte ich ihn, was vorgefallen sei. Penrose war sichtlich verlegen um eine Antwort.

»Ich habe, ohne es zu wollen, ein Geheimnis entdeckt,« sagte er, »in welches einzudringen ich kein Recht hatte; Alles, was die Ehre mir erlaubt, Ihnen darüber mitzutheilen werde ich Ihnen berichten. Seien Sie nachsichtig, Vater, und gebieten Sie mir nicht zu reden, wo die Pflicht gegen einen solchen schwer geprüften Freund mir Schweigen auferlegt, selbst Ihnen gegenüber.«

»Es bedarf keiner weiteren Erwähnung, daß ich mich jeder direkten Antwort auf diese befremdende Anforderung enthielt. Im Falle es mir nötig geschienen hätte, in unserem Interesse meine geistliche Autorität geltend zu machen, würde ich dies jedenfalls getan haben.«

»Lassen Sie mich hören, was Sie mir mittheilen können,« erwiderte ich, »und dann werden wir sehen.«

»Ich glaube nicht darauf zurückkommen zu müssen, mit welcher Sorgfalt wir den Versuch, das Besitztum von Vange wieder erlangen zu können, geplant haben, um des Erfolges sicher zu sein, welchen der eigentümliche Charakter des jetzigen Eigenthümers uns verhieß. Indem ich Ihnen berichte, was Penrose mir sagte, theile ich Ihnen eine Entdeckung mit, die Ihnen wahrscheinlich ebenso angenehm sein wird, wie sie es mir war.«

Er begann damit, mich an das zu erinnern, was ich ihm über Romayne gesagt hatte.

»Sie erwähnten, von Lord Loring gehört zu haben, daß er unter dem Eindrucke eines Kummers oder Vorwurfes leide,« sagte Penrose, »und Sie sagten, daß Lord Loring es verweigerte, Sie mit der Natur jenes Kummers und der nervösen Krankheit, welche mit derselben in Verbindung steht, bekannt zu machen. Ich weiß, was er leidet und warum er leidet, und mit welcher Ergebung er sein Kreuz trägt.«

Hier hielt Penrose inne. Sie kennen die leicht erregbare Natur des Mannes. Nur mit Mühe konnte er seine Thränen zurückhalten. Ich ließ ihm Zeit sich zu sammeln und fragte ihn dann, wie er alles erfahren habe.

Zwar zögernd aber klar berichtete er Folgendes:

»Wir saßen Beide am Tische und überlasen seine Notizen und Anmerkungen, als er plötzlich das Manuscript, aus welchem er mir vorlas, fallen ließ. Eine geisterhafte Blässe überzog sein Gesicht. Er sprang auf und hielt sich beide Hände vor die Ohren, als höre er etwas Entsetzliches und suche sich dessen zu erwehren. Ich rannte zur Thür, um nach Hilfe zu rufen. Er hielt mich an und verbot mir mit schwacher, keuchender Stimme, irgend Jemand zu rufen, um Zeugen seiner Qualen zu sein. Es sei nicht das erste Mal, sagte er, und der Anfall werde bald vorübergehen. Wenn ich nicht den Muth habe, bei ihm zu bleiben, möge ich hinausgehen, er würde mich rufen, sobald

er wieder in ruhigem Zustande sei. Als es vorüber war, nahm er meine Hand und dankte mir. Ich habe bei ihm ausgeharrt wie ein Freund und wie einen Freund wollte er mich fortan behandeln. »Früher oder später,« so lauteten seine Worte, »müsse ich doch sein Vertrauen besitzen und so wolle er es mir gleich schenken.« Er erzählte mir eine traurige Geschichte. Ich flehe Sie an, Vater, zwingen Sie mich nicht, Ihnen dieselbe zu wiederholen! Geben Sie sich damit zufrieden, wenn ich Ihnen sage, welchen Eindruck dieselbe auf mich gemacht hat. Die einzige Hoffnung, der einzige Trost für ihn ist in unserer heiligen Kirche. Aus tief innerstem Herzen weihe ich mich seiner Bekehrung, denn ich bin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie mir gelingen wird.«

»Ich hielt es nicht für gerathen, in Penrose zu dringen, mir Romayne's Geständnisse mitzutheilen, da dieselben für uns von keiner Bedeutung sind. Sie wissen, wie die moralische Macht von Arthur's Eifer und Ueberzeugung seinen sonst schwachen Charakter stählt. Auch ich glaube, daß es ihm gelingen wird, Romayne zu bekehren.«

Aber ehe ich diese Zeilen beende, muß ich eine weitere Frage Ihrem Gutachten unterwerfen.

Es ist Ihnen bereits bekannt, daß eine Frau uns im Wege steht. Sie soll, wenn ich es hindern kann, ihren Zweck nicht erreichen. Aber auch andere Frauen dürften sich versucht fühlen, Romayne in ihre Netze zu locken. Selbst seine Bekehrung, von welcher wir uns so viel versprachen, genügt nicht, uns den Besitz von Vange zu sichern.

Es ist genug für uns, daß die Besitzung kein Erbgut ist und daß kein naher Verwandter vorhanden, der Ansprüche an dieselbe machen könnte. So lange Romayne ein heiratsfähiger Mann ist, ist immer die Gefahr vorhanden, daß ein Erbe der Besitzung geboren werden kann. Meiner bescheidenen Ansicht nach ist es das Sicherste, daß Penrose in ihm den Glauben erwecke und nähre, daß er einen Beruf zum geistlichen Stande in sich fühle. Als Priester sind wir seiner sicher. Haben Sie die Güte, diese Idee höheren Orts vorzutragen, und lassen Sie mich das Ergebnis sobald als möglich hören.« —

Nachdem er diesen Bericht vollendet, erwog Vater Benwell seinen Vorsatz, nähere Erkundigungen über Miß Eyrecourt's Vergangenheit einzuziehen.

Er kam nach einem Nachdenken zu der Einsicht, daß es nicht rathsam sei, wenn auch noch so vorsichtig, zu versuchen, von Lord oder Lady Loring etwas darüber zu erfahren. Wenn er in seinem Alter es sich einfallen lassen würde, eine lebhaftere Theilnahme für eine junge protestantische Dame zu verrathen, die ihn sichtlich vermied, so mußte dies jedenfalls bei dem Lord und seiner Gemahlin Erstaunen erregen, und dies Erstaunen konnte sich leicht im Laufe der Begebenheiten in Argwohn verwandeln.

Es war nur eine Person in Lord Loring's Hause, an die er sich wenden konnte, die Haushälterin. Als eine alte Dienerin die Lady Loring's Vertrauen besaß, war sie vielleicht im Stande, ihm die gewünschte Aufklärung zu geben, außerdem war es für sie, als gute Katholiken, nur schmeichelhaft, die Aufmerksamkeit des geistlichen Ratgebers des Hauses auf sich gezogen zu haben.

»Es ist vielleicht das Beste,« dachte Vater Benwell, »wenn ich es bei der Haushälterin versuche.«

---



## 6. Kapitel. *Der Küchenzettel.*

Als Mrs. Notman als Haushälterin in Lady Loring's Dienste trat, war sie derselben als eine treue zuverlässige Person empfohlen worden, die mit lobenswerther Gewissenhaftigkeit stets für das Wohl und den Vortheil ihrer Herrschaft besorgt sei. Ihre schwache Seite war, daß sie eine jugendliche Perücke trug und sich einbildete, noch eine schöne Figur zu besitzen. Außerdem war ihr beschränkter kleiner Kopf mit einem großen Bewußtsein ihrer Würde erfüllt jede Beeinträchtigung derselben konnte ihre Gedanken Tage lang beschäftigen, und dann ließ sie ihren Gefühlen darüber gegen jedes menschliche Wesen, das ihr in den Weg kam, freien Lauf.

Am folgenden Tage, es war fünf Uhr nachmittags, saß Vater Benwell in dem Zimmer der Haushälterin und genoß seinen Kaffee so gemütlich, als habe er Miß Notman von ihrer frühesten Kindheit an gekannt. Ein neuer Beitrag zu der kleinen Sammlung frommer Bücher, welche die Haushälterin ihr Eigenthum nannte, lag auf dem Tische, ein stumpmes Zeugnis für das Mittel, welches der fromme Vater angewendet hatte, um sich seine jetzige Stellung zu erobern. Miß Notman's Eitelkeit fühlte sich doppelt geschmeichelt. Ein Priester war ihr Gast, und das neue Buch, das auf dem Tische lag, trug auf dem Titelblatte den Namen des Gebers, von seiner eigenen Hand geschrieben.

»Schmeckt Ihnen der Kaffee, Vater?«

»Noch ein wenig mehr Zucker, wenn ich bitten darf.«

Miß Notman war stolz auf ihre schöne Hand, die sie als eine der einzelnen Vollkommenheiten ihrer Figur ansah. Mit Anmuth und Grazie nahm sie die Zuckerzange, und ließ den Zucker in die Tasse fallen, mit jugendlicher Freudigkeit dem Wunsche ihres geehrten Gastes entsprechend.

»Es ist so gütig von Ihnen, Vater, mich in dieser Weise zu ehren,« sagte sie in einem so kindlichen Tone, als sei sie nicht sechzig, sondern sechzehn Jahre alt.

Vater Benwell war ein Meister in der Kunst der Verstellung. Heute hatte er sich vorgenommen, die Stelle des einfachen Seelenhirten zu spielen.

»Ich bin um diese Stunde des Nachmittags ein unbeschäftigter, alter Mann« sagte er. »Hoffentlich halte ich Sie von keiner ihrer häuslichen Pflichten ab.«

»Im Allgemeinen liebe ich meine Pflichten,« antwortete Miß Notman, »heute waren sie aber nicht so angenehm, wie gewöhnlich; ich bin froh, daß ich sie abgetan habe. Selbst meine bescheidene Stellung führt ihre Prüfungen mit sich.«

Hätte Vater Benwell Miß Notman's Gewohnheiten besser bekannt, so würde er sogleich den Gegenstand des Gespräches geändert haben. Wenn sie nämlich von »ihrer Stellung« sprach, so geschah dies unveränderlich in Hinsicht auf eine Beleidigung, welche ihrer Würde zugefügt worden war, in jedem Falle war sie unveränderlich bereit, das Unrecht, welches ihr geschehen, der Länge und Breite nach auseinanderzusetzen. Vater Benwell, dem dies unbekannt war, beging deshalb den schlimmen Fehler, mit höflicher Theilnahme sich nach den »Prüfungen« der Haushälterin zu

erkundigen.

»Ach, Sir, dieselben sind Ihrer Beachtung nicht werth,« erwiderte Miß Notman bescheiden. »Gleichzeitig aber wird es mir eine ehre sein, Ihre Meinung darüber zu hören. Es wäre mir eine solche Beruhigung, zu erfahren, daß Sie mein Betragen in dieser Angelegenheit nicht mißbilligen werden, denn sehen Sie, Vater, die ganze Verantwortlichkeit für die Speiseordnung beim Diner ruht auf mir, und wenn Gäste anwesend sind, wie dies heute der Fall ist, so ist diese Verantwortlichkeit schwer genug für eine ängstliche Person, wie ich bin.«

»Ist es ein großes Diner, Miß Notman?«

»O bewahre, nein! Ganz im Gegenteil. Es ist nur ein Herr geladen, Mr. Romayne.«

Vater Benwell stellte die Tasse, welche er eben an die Lippen setzen wollte, wieder hin. Er zog sogleich den richtigen Schluß, daß die Einladung gemacht und angenommen worden war, nachdem er die Gemäldegalerie verlassen. Daß man beabsichtigte, Romayne und Stella zusammen zu bringen, unter Umständen, welche ihre nähere Bekanntschaft befördern mußten, war ihm so klar, als sei es ihm in vielen Worten gebeichtet worden. Wäre er doch in der Galerie geblieben, er hätte dann wenigstens erfahren können, was Romayne bewogen hatte, die Einladung anzunehmen.

»Ich habe es mir selbst zuzuschreiben,« dachte er verstimmt, »daß ich hierüber in Unwissenheit geblieben.«

»Ist der Kaffee nicht nach Ihrem Geschmacke?« fragte Miß Notman besorgt.

»Er ist vorzüglich. Bitte, fahren Sie fort,« entgegnete er, nicht ahnend, was er heraufbeschwöre.

Miß Notman fuhr fort:

»Sehen Sie, Vater, Lady Loring war ungewöhnlich eigen in der Wahl der Speisen für dieses Diner. Sie sagte, Lord Loring hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß Mr. Romayne zwar kein starker Esser, aber sehr schwer zu befriedigen sei. Natürlich zog ich meine Erfahrung zu Rathe und schlug ein Diner vor, was der Gelegenheit durchaus entsprechend war. Ich muß Lady Loring Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie hatte gegen das Diner im Ganzen nichts einzuwenden. Im Gegenteil, sie machte mir Komplimente über das, was sie meine schnelle Erfindungsgabe nannte. Aber als wir nun zu der Ordnung kamen, in welcher die Schüsseln serviert werden sollten — Miß Notman hielt mitten im Satze inne und schauderte bei der Erinnerung an die Reihenfolge, in welcher die Schüsseln aufgetragen werden sollten.«

Vater Benwell hatte jetzt seinen Mißgriff erkannt. Er suchte aber einen kleinen Vortheil aus Miß Notmans Empfindlichkeit zu ziehen, indem er die augenblickliche Pause benutzte, um einige Fragen an sie zu richten.

»Entschuldigen Sie meine Unwissenheit,« sagte er, »aber mein dürftiges Mahl nimmt nur einige Minuten in Anspruch und besteht in einem Gericht. Ich verstehe nichts von den verschiedenen Speisen bei einem Diner von nur drei Personen. Lord und Lady Loring zwei, Mr. Romayne drei, ach ja, ich irre mich wohl? Vielleicht ist Miß Eyrecourt die vierte?«

»Das versteht sich von selbst, Vater.«

»Ein sehr liebenswürdiges Mädchen, Miß Notman. Ich kenne sie zwar wenig, aber Sie sind ohne Zweifel besser mit Miß Eyrecourt bekannt?«

»Viel besser, in der That, wenn ich mir erlauben darf, es zu sagen,« erwiderte Miß Notman. »Sie ist Lady Lorings vertraute Freundin, wir haben oft von ihr mit einander gesprochen in den langen Jahren, wo ich schon hier im Hause bin. In diesen Sachen behandelt mich Mylady ganz wie eine bescheidene Freundin und spricht mit mir in einem Tone, der der

vollständige Gegensatz zu dem ist, welchen sie heute bei Feststellung des Speisezettels annahm. Ueber die Suppe und den Fisch waren wir einig, aber wir waren nicht ganz derselben Meinung über die folgenden Gänge. Ihre Ladyschaft sagte: »Erst die Kälbermilch und dann die Coteletten.« Ich erlaubte mir einzuwenden, daß Kälbermilch weißes Fleisch sei und nicht unmittelbar auf Tantot folgen dürfe, der ein weißer Fisch sei. »Das braune Fleisch zuerst, Mylady,« sagte ich, als eine angenehme Abwechselung für das Auge und dann das weiße Fleisch, um die angenehme Erinnerung an den weißen Fisch wieder wach zu rufen. Das ist doch richtig, Vater?«

»Ich sehe, daß Sie eine vollständige Meisterin in Ihrer Kochkunst sind, von der ich nichts verstehne. War Miß Eyrecourt bei dieser Unterredung zugegen?«

»O nein; das würde sich für sie nicht geschickt haben.«

»Ja, ja ich verstehe! Ist Miß Eyrecourt ein einziges Kind?«

»Jetzt ein einziges Kind; eine ihrer beiden Schwestern ist im Kloster, die andere ist gestorben.«

»Sehr traurig für die Eltern, Miß Notman.«

»Verzeihung. Traurig für die Mutter, ohne Zweifel, der Vater ist schon lange todt.«

»So, so? Eine gute Frau, die Mutter? Ich glaube dies wenigstens gehört zu haben?«

Miß Notman schüttelte den Kopf.

»Ich möchte von Niemand gern etwas Böses sagen,« versetzte sie, »aber wenn Sie von einer guten Frau sprechen, Vater, so setze ich voraus, daß Sie eine Frau mit häuslichen Tugenden darunter verstehen. Mrs. Eyrecourt ist eine durchaus leichtsinnige Person.«

Eine leichtsinnige Person ist in den meisten Fällen eine Person, die gern schwatzt und nicht versteht ein Geheimnis zu bewahren. Vater Benwell glaubte den Weg gefunden zu haben, die nötigen Aufklärungen zu erhalten.

»Lebt Mrs. Eyrecourt gewöhnlich in London?« fragte er.

»O nein! Um diese Zeit des Jahres lebt sie ausschließlich in anderer Leute Häuser, geht von einem Landsitze zum andern und denkt nur daran, sich zu amüsieren. Keine häuslichen Eigenschaften, Vater. Sie würde nichts von einem Speisezettel verstehen! Lady Loring gab hinsichtlich der Kälbermilcher nach, aber als wir bei dem letzten Theile meines Menu (wie die Franzosen es nennen) ankamen, wurde sie so widerspenstig, — nun, nun! ich will nicht mehr darüber sagen. Ich frage Sie nun, Vater, wann bei einem Diner eine Austernomelette serviert werden muß?«

Vater Benwell ergriff die Gelegenheit, zu erfahren, wo Mrs. Eyrecourt sich gegenwärtig aufhalte.

»Meine liebe Dame,« sagte er, »ich weiß ebenso wenig, wann eine Omelette serviert werden kann, wie Mrs. Eyrecourt. Für eine Dame ihrer Denkungsweise muß es ein großes Vergnügen sein, die Schönheiten der Natur kostenfrei von anderer Leute Häuser aus als willkommener Gast bewundern zu können. Ich möchte wissen, ob sie sich jetzt auf irgend einem Landsitze befindet, der mir bekannt ist?«

»Was weiß ich, ob sie jetzt in England, Schottland oder Irland ist,« antwortete Miß Notman mit ungeheuchelter Unwissenheit. »Aber befragen Sie Ihren eigenen Geschmack, Vater und sagen Sie mir, ob selbst Sie, nach dem Sie Gelee, Creme und Eispudding gegessen haben, vor einer Austeromelette nicht zurückshaudern würden? Können Sie es für möglich halten? Ihre Ladyschaft schlug vor, die Omelette gleichzeitig mit dem Käse zu servieren. Austern nach süßen Speisen! Ich bin zwar noch keine verheiratete Frau —«

Hier machte Vater Benwell eine letzte verzweifelte Anstrengung um die Beantwortung einer letzten Frage zu erzielen, ehe er sich als geschlagen zurückziehen wollte.

»Das muß nur an Ihnen gelegen haben, meine liebe Dame,« sagte er mit seinem gewinnenden Lächeln.

Miß Notman blickte verschämt nieder. »Sie machen mich verlegen, Vater,« flüsterte sie sanft.

»Ich spreche aus innerster Ueberzeugung, Miß Notman. Einem Beobachter wie mir ist es eine traurige Sache, sehen zu müssen, wie so manches gute Weib, daß ein Engel am häuslichen Heerde eines würdigen Mannes sein würde, es vorzieht, ein einsames Leben zu führen. Ich weiß ja wohl, daß die Kirche Ehelosigkeit verherrlicht. Aber selbst die Kirche erkennt bei dieser Regel Ausnahmen an. Ja unter diesem Dache glaube ich zwei dieser Ausnahmen zu sehen. Die eine, der ich meine ungeheuchelte Achtung zolle,« hierbei verbeugte er sich vor Miß Notman, »darf ich nicht näher bezeichnen. Die andere, ist meiner bescheidenen Ansicht nach, jene junge Dame, von welcher wir eben sprachen. Ist es nicht sonderbar, daß Miß Eyrecourt noch unverheiratet ist?«

Die Schlinge war mit großer Geschicklichkeit gelegt; Vater Benwell hatte jeden Grund, zu glauben, daß Miß Notman hinein gehen werde. Die Haushälterin vereitelte aber wieder seine Hoffnungen, indem sie dicht bis an die Schlinge heranging und dann unfähig schien, einen Schritt weiter zu machen.

»Ich habe schon einmal dieselbe Bemerkung gegen Lady Loring gemacht,« versetzte sie.

Vater Benwells Pulse begannen heftiger zu schlagen.

»Ja!« murmelte er im Tone freudiger Ermunterung.

»Und ihre Ladyschaft,« fuhr Miß Notman fort, »weit entfernt, mich zu ermuthigen das Gespräch fortzusetzen, sagte nur: Es gibt Gründe, nicht weiter auf die Sache einzugeben, die sie sicher ehren werden.« Sie sagte dieses mit einem solchen Tone des Vertrauens zu meiner Einsicht, daß ich mich ihr gegenüber nur dankbar fühlen konnte. Es war ein ganz anderer Ton, wie der, den sie annahm, als die Omelette auf der Speisekarte stand! Wie ich eben bemerkte, ich bin keine verheiratete Frau, aber wenn ich meinem Mann eine Omelette anbieten würde, nachdem er schon meine Puddings und Cremes gegessen hätte, würde es mich nicht wundern, wenn er sagte: »Aber meine Liebe, hast du denn den Verstand verloren?« Ich bemerkte nun ihrer Ladyschaft, daß eine Käseomelette passender nach den süßen Speisen sei. »Eine Austeromelette,« sagte ich, »kommt nach dem Geflügel.« Ich will nicht gerade sagen, daß Lady Loring heftig wurde, nur daß ich ganz gelassen blieb. Ich wiederhole Ihnen nur, Vater, was sie antwortete und überlasse es Ihnen, Ihre Schlüsse daraus zu ziehen. Sie sagte: Wer ist Herrin hier im Hause, Miß Notman? Ich befehle, daß die Austernomelette mit dem Käse hereingebracht wird. Es lag nicht allein Zorn sondern auch Verachtung, ja Verachtung — in ihrem Tone. Aus Achtung vor mir selber gab ich keine Antwort. Als Christin kann ich vergeben; als beleidigte Frau von Erziehung wird es mir schwer werden, zu vergessen.«

Mit einem Blicke, als habe sie ein Märtyrthum ausgestanden und bedaure es, daß sie sich haben hinreißen lassen, dessen zu erwähnen, lehnte Miß Notman sich in ihren Armsessel zurück. Vater Benwell überraschte die beleidigte Dame von Erziehung damit, daß er aufstand.

»Sie wollen doch nicht schon gehen, Vater?«

»Die Zeit verfliegt rasch in Ihrer Gesellschaft, meine Liebe. Ich werde erwartet und fürchte fast zu spät zu kommen.«

Die Haushälterin lächelte schmerzlich. »Sagen Sie wenigstens, daß Sie mein Benehmen unter so mißlichen Umständen nicht tadelnswert finden.«

Vater Benwell ergriff ihre Hand: »Ein wahrer Christ empfindet nur eine Beleidigung, um sie zu vergeben,« erwiderte er salbungsvoll.

»Sie haben mir bewiesen, daß Sie eine echte Christin sind, Miß, Notmann. Mein Abend war wohl angewendet. Gott segne Sie.«

Er drückte ihr die Hand, er ließ das Licht seines natürlichen Lächeln über sie leuchten und verabschiedete sich. In frommer Bewunderung folgte ihm Miß Notman mit den Augen.

Vater Benwell bewahrte seine Heiterkeit selbst dann noch als er schon aus dem Gesichtskreise der Haushälterin war. Trotz aller Schwierigkeiten war es ihm dennoch gelungen, eine wichtige Entdeckung zu machen. Es gab einen dunklen Punkt in Stellas Leben, und ein Mann war ohne allen Zweifel dabei im Spiele gewesen.

»Mein Abend war nicht gänzlich weggeworfen,« dachte er, als er die Treppe hinauf stieg, welche von dem Zimmer der Haushälterin nach der Halle führte.





## 7. Kapitel. *Stellas Einfluß.*

Bei seinem Eintreten in die Halle hörte Vater Benwell, wie an die Haustür geklopft wurde. Die Diener kamen, um zu sehen, wer geklopft habe, der Portier öffnete und ließ Lord Loring ein.

Vater Benwell ging ihm entgegen und verbeugte sich vor ihm. »Haben Eure Lordschaft einen Spaziergang im Park gemacht?« fragte er.

»Ich war in Geschäften aus,« antwortete Lord Loring, »und ich möchte mit Ihnen darüber sprechen. Haben Sie einige Augenblicke Zeit, so kommen Sie mit mir in die Bibliothek. Schon seit längerer Zeit,« fuhr er fort, als sie in die Bibliothek eingetreten und die Thür geschlossen war, »ich glaube, ich sprach schon davon zu Ihnen, haben mich meine Freunde zu bereden gesucht, meine Gemäldegalerie dem Publikum zu öffnen.«

»Ich erinnere mich dessen,« sagte Vater Benwell. »Haben Eure Lordschaft sich darüber entschieden?«

»Ja, ich habe beschlossen, wie man sagt, den Anforderungen der Zeit nachzugeben und dem Beispiele anderer Besitzer von Gemäldegalerien zu folgen. Glauben Sie ja nicht, daß ich je daran gezweifelt habe, daß es meine Pflicht sei, mit allen meinen Kräften dazu beizutragen, durch den Einfluß der Kunst die allgemeine Bildung zu erweitern. Was mich bis jetzt davon abhielt, meine Galerie dem Publikum zu öffnen, war die Furcht, daß durch irgend einen Zufall eines oder das andere meiner Gemälde beschädigt werden könnte. Selbst gegenwärtig habe ich mich zu dem Versuche nur unter gewissen Beschränkungen verstehen können.«

»Und Sie haben wohl daran getan,« sagte Vater Benwell.

»In einer Stadt, wie London, können Sie Ihre Galerie nicht Jedem öffnen, der von ungefähr in das Haus kommt.«

»Es freut mich, daß Sie auch meiner Meinung sind, Vater. Die Galerie wird zum ersten Male am Montag geöffnet sein. Jede anständig gekleidete Person, welche ihre Karte bei den Buchhändlern in Bond Street und Regent-Street abgibt, erhält eine Eintrittskarte; es versteht sich von selbst, daß die Zahl der Billets beschränkt und die Galerie nur an zwei Tagen in der Woche geöffnet ist. Ich setze voraus, daß Sie am Montag hier sein werden.«

»Ganz sicher. Meine Arbeit, wie Eure Lordschaft sehen kann, hat hier in der Bibliothek erst begonnen.«

»Ich bin sehr neugierig auf den Erfolg dieses Versuches,« sagte Lord Loring. »Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie ein oder zwei Mal an jenem Tage sich in die Galerie verfügten und mir sagen wollten, was Sie davon halten.«

Nachdem Vater Benwell seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, den Wünschen des Lords nachzukommen, zögerte er offenbar, die Bibliothek zu verlassen, in der heimlichen Hoffnung, daß noch in der elften Stunde aufgefordert werden möchte Theil an dem Diner zu nehmen. Lord Loring aber schien keineswegs diese Absicht zu haben, er blickte nach der Uhr auf dem Kamin, es war Zeit, sich für das Diner umzukleiden, und der Priester, diesen Wink verstehend, empfahl sich und verließ das Haus.

Fünf Minuten, nachdem er sich entfernt hatte, überbrachte ein Bote einen Brief an Lord Loring, der Vater Benwell auf das Höchste interessiert haben würde. Der Brief war von Romayne, der sich entschuldigte, daß er seinem Versprechen, zum Diner zu erscheinen, leider nicht nachkommen könne.

»Erst gestern,« schrieb er, »hatte ich eine Wiederkehr dessen, was Sie, mein lieber Freund, »das Blendwerk der Sinne« nennen. Je näher die Stunde des Diner herangerückt, je mehr beschleicht mich die Furcht, daß mir die Sache in Ihrem Hause begegnen könnte. Bedauern Sie mich und verzeihen Sie mir.«

Selbst dem gutmütigen Lord Loring wurde es beim Lesen dieser Zeilen schwer, zu bedauern und zu verzeihen.

»Derartige Capricen mögen bei einer Frau zu entschuldigen sein,« dachte er. »Ein Mann sollte aber doch etwas mehr Gewalt über sich selbst haben. Arme Stella! Was wird nur meine Frau dazu sagen?«

Er ging unruhig auf und ab in der Bibliothek, im Geiste mit Stellas Enttäuschung und Lady Lorings Unwillen beschäftigt. Es war aber kein Ausweg, er mußte sich entschließen, der Ueberbringer der unwillkommenen Nachricht zu sein.

Eben wollte er die Bibliothek verlassen, als ein Besucher erschien. Der Besucher war niemand anders, wie Romayne.

»Bin ich noch vor meinem Briefe angelangt?« fragte er eifrig.

Lord Loring zeigte ihm den Brief.

»Werfen Sie ihn in das Feuer,« sagte Romayne, »und erlauben Sie mir, mich zu entschuldigen, daß ich ihn geschrieben habe. Erinnern Sie sich noch jener glücklichen Tage, wo Sie mich das Geschöpf der schnellen Eingebungen nannten? Eine Eingebung brachte diesen Brief hervor und eine andere Eingebung bringt mich hierher, um ihn zu verleugnen. Zur Erklärung meines sonderbaren Benehmens muß ich mit dem Anfang beginnen. Wollen Sie Ihr Gedächtnis zu dem Tage zurückführen, wo die Aerzte Ihre Konsultation über mich abhielten? Zwei derselben waren Aerzte, der dritte war ein Wundarzt, ein persönlicher Freund von Ihnen, der Ihnen, so viel ich mich zu entsinnen weiß, den Verlauf der Konsultation mittheilte.«

»So weit ganz richtig, Romayne.«

»Der erste der beiden Aerzte,« fuhr Romayne fort, »erklärte meinen Zustand für eine Nervenzerrüttung, welche nur durch medizinische Mittel gehoben werden könne. Er sagte, daß vor allem »die Stimmung« meines Magens wieder hergestellt werden müsse und nachdem dies geschehen, könne man andere Arzneien anwenden, welche auf das Gehirn und das Nervensystem wirkten. Ich spreche wie ein Laie, aber in einfachem Englisch und glaube, den Inhalt seiner Rede richtig wiedergegeben zu haben.«

»Den Inhalt seiner Rede,« erwiderte Lord Loring, »und den Inhalt seiner Rezepte, die Sie zerrissen haben.«

»Wenn man kein Vertrauen zu einer ärztlichen Verordnung hat,« sagte Romayne, »ist dies das Beste, was man thun kann. Der zweite Arzt war ganz entschieden seiner Ansicht entgegen. Die dritte medizinische Autorität, Ihr Freund, der Wundarzt, schlug den Mittelweg ein und brachte die Konsultation zum Abschluß, indem er die Ansicht des ersten Arztes und die des zweiten Arztes kombinierte und die beiden entgegensezten Formen der Behandlung zu einem harmonischen Ganzen vereinigte.«

Lord Loring bemerkte zwar, daß sein Freund den Verlauf der Konsultation in ziemlich unehrerbietiger Weise für die medizinische Kunst behandelte, konnte aber die Thatsache nicht leugnen.

»Wie ich Ihnen schon damals sagte, schien es mir, als sei der zweite Arzt der einzige der drei Doktoren gewesen, der meinen Fall richtig erkannt hat. Wollen Sie mir in wenigen Worten wiederholen, was er darüber sagte?«

»Sind Sie auch sicher, daß es Sie nicht unangenehm berühren wird?«

»Im Gegenteil, es wird mich mit neuer Hoffnung erfüllen.

»So viel ich mich entsinne,« sagte Lord Loring, »stellte er den Einfluß des Körpers auf den Geist nicht in Abrede.

Er ab zu, daß der Zustand Ihres Nervensystems, so wie andere Ursachen, welche — aber ich weiß nicht, ob ich fortfahren soll —«

»Welche,« vollendete Romayne den von seinem Freunde begonnenen Satz, »mich dahin führten, mir niemals den Zufall oder Nichtzufall zu vergeben, durch welchen ich einem anderen Menschen das Leben genommen habe. So, jetzt fahren Sie fort.«

»Die Einbildung, daß Sie noch immer jene Stimme zu hören glauben,« nahm Lord Loring wieder das Wort, »ist nach des Doktors Meinung das Resultat Ihrer krankhaften Gemüthsstimmung, zu der Zeit, als Sie wirklich jene Stimme nach dem stattgehabten Duelle hörten. Der physische Einfluß auf gewisse Nerven ist nicht zu verleugnen. Aber es ist vorzüglich ein moralischer Einfluß, und seine Macht wird kräftig unterstützt durch die Vorwürfe, welche Sie sich, Ihrer Ansicht nach, über das Vorgefallene zu machen haben. Dies ist, so viel ich weiß, der wesentliche Inhalt dessen, was der Arzt jagte.«

»Und erinnern Sie sich auch, welches die Heilmittel waren, die er vorschlug?« fragte Romayne. »Das durch moralische Einflüsse verursachte Unheil kann nur durch moralische Einflüsse geheilt werden.«

»So ist es,« sagte Lord Loring. »Er führte an, es sei zum Beispiel eine Herstellung zu erwarten, wenn eine ganz neue und unvorhergesehene Wendung in Ihrem Leben einträte, wodurch Ihre Gedanken gänzlich von allem Anderen abgezogen würden, oder, wenn eine Person, die Ihnen bisher noch unbekannt sei, Ihnen unter unvorhergesehenen Umständen und in einer Ihnen fremden Umgebung begegne und Einfluß über Sie gewölne.«

Romaynes Augen funkelten.

»Jetzt sind Sie so weit,« rief er. »Jetzt weiß ich mich wieder genau der letzten Worte des Doktors zu erinnern. Wenn Mr. Romayne meinen Rath befolgt,« sagte er, »so werde ich gar nicht überrascht sein, zu hören, daß seine Wiederherstellung, welche wir alle wünschen, ihren Anfang in dem anscheinend so geringfügigen Umstande, wie in dem Tone einer Stimme, oder dem Blicke eines Auges gefunden hat.«

»Dieser einfache Ausspruch des Arztes fuhr Romayne fort, »kam mir erst in den Sinn, als ich jenen Entschuldigungsbrief geschrieben hatte. Ich will Sie mit allen weiteren Reflexionen verschonen und zum Resultate kommen. Zum ersten Male habe ich die Vermuthung, daß jene Stimme, die mich verfolgt, schon einmal durch einen der Einflüsse, von welchen der Doktor sprach, gebannt worden ist, durch den Einfluß eines Blickes.«

Hätte er dies zu Lady Loring, anstatt zu ihrem Gatten gesagt, sie würde ihn sofort verstanden haben, Lord Loring aber bat um eine nähere Erklärung.

»Ich sagte Ihnen gestern,« antwortete Romayne, daß ich den ganzen Morgen von der Furcht, die Stimme zu hören, befangen gewesen sei und daß ich nur gekommen sei, das Gemälde zu sehen, in der Hoffnung, die Abwechselung werde mich davon befreien. So lange ich in der Galerie war, fühlte ich mich frei von Furcht, frei von der Stimme. Als ich aber in das Hotel zurückgekehrt war, begann mein Leiden wieder und Mr. Penrose sah zu meinem Bedauern, wie sehr ich litt. Sie sowohl, wie ich, schrieben diese Linderung der Zerstreuung zu, welche mir der Besuch gewährte. Wir waren Beide im Irrtum. Wo war die Abwechselung? Ich sah in Ihnen und Lady Loring zwei meiner ältesten Freunde wieder. Ihre Galerie hatte ich schon hundert Mal vorher gesehen. Welchem Einflusse verdankte ich in Wahrheit

meine Erholung? Versuchen Sie nicht, die Frage leicht zu nehmen und mich über meine hypochondrischen Ideen auszulassen. Hypochondrische Ideen sind für Menschen, wie ich, Wirklichkeiten. Denken Sie an die Worte des Arztes, Loring! Ich habe in Ihrem Hause ein neues Gesicht gesehen! Ich bin einem Blicke begegnet, der zum ersten Male den Weg zu meinem Herzen gefunden!«

Lord Loring sah wieder nach der Uhr auf dem Kamin.); Der Zeiger wies auf die für das Diner bestimmte Stunde.

»Miß Eyrecourt?« flüsterte er.

»Ja — Miß Eyrecourt!«

Die Thür der Bibliothek wurde in diesem Augenblicke von einem Diener aufgerissen und Stella trat ein.





## 8. Kapitel. *Der Priester oder das Weib?.*

Lord Loring eilte fort nach seinem Ankleidezimmer.

»Ich werde nicht länger als zehn Minuten warten lassen,« sagte er, Stella und Romayne allein lassend.

Stella war auch heute Abend ihrer gewohnten Liebe zur Einfachheit in ihrem Anzuge gefolgt. Sie trug ein mit weißen Spitzen verziertes Kleid von zartem silbergrauen Seidenstoffe, ihr prachtvolles Haar entbehrt jeden Schmuckes, selbst die Nadel, welche ihren Spitzenkragen zusammenhielt, war nur von einfachem matten Golde. Das Bewußtsein des vorteilhaften Eindruckes, den ihre Schönheit auf jeden Mann von Geschmack machen mußte, gab ihr wieder jene Befangenheit, welche Romayne schon bei der gestrigen Begegnung auf gefallen war. Sie waren allein und zum ersten Male sah Stella ihn im Abendanzuge.

Sei es, daß die Frauen keinen positiven Werth auf Schönheit der Farben und Formen legen oder sei es, daß sie dem Gebote der Mode gegenüber auf eine eigene Meinung verzichten, so viel steht wenigstens fest, daß unter Tausenden nicht eine etwas Anstoßiges in dem düsteren, abscheulichen Abendanzuge eines Herrn des neunzehnten Jahrhunderts findet. Ein schöner Mann erscheint ihren Augen schöner denn je, wenn er seinen gräflichen schwarzen Frack und die steife weiße Halsbinde angelegt hat, welche er gemeinsam mit dem Diener trägt, der ihm bei der Tafel aufwartet. Nachdem Stella einen verstohlenen Blick auf Romayne geworfen, verlor sie alles Vertrauen zu sich selbst und begann in einem Album zu blättern, um ihre Verlegenheit zu verbergen. Das Schweigen, weiches ihrer ersten Begrüßung folgte, wurde für Stella so peinlich, daß sie es um jeden Preis zu unterbrechen wünschte. Sie griff also ohne Wahl nach dem ersten Anknüpfungspunkte, der sich ihr bot und verrieth dabei unwillkürlich die Gedanken, welche ihre Seele fast ausschließlich beschäftigten.

»Ich glaubte meinen Namen nennen zu hören, als ich eintrat,« sagte sie.  
»Sprachen Sie und Lord Loring von mir?«

Romayne gestand ohne Zögern ein, daß sie von ihr gesprochen hatten.

Sie lächelte und blätterte in dem Album weiter, aber wann wären jemals Photographien im Stande gewesen, der Neugierde einer Frau Zügel anzulegen? Fast gegen ihren Willen entschlüpften ihr die Worte:

»Ich darf wohl nicht fragen, was Sie von mir sagten?«

Es war unmöglich, diese Frage ohne eine vorhergegangene Erklärung zu beantworten, vor der Romayne zurückschreckte; er zauderte. —

Sie schlug wieder eine Seite des Buches um, dann sagte sie »Ich kann es mir schon denken, Sie sprachen von meinen Fehlern.«

Nach einer kleinen Pause fuhr sie, verstohlen nach ihm hinblickend, fort:  
»Ich will versuchen, meine Fehler abzulegen, wenn Sie mir sagen, worin dieselben bestehen.«

Romayne fühlte, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe als mit einiger Beschränkung die Wahrheit zu gestehen.

»Hierin irren Sie sich in der That,« versetzte er. »Wir sprachen von dem Einflusse eines Tones oder eines Blickes auf einen sensitiven Menschen.«

»Von einem solchen Einflusse auf mich?« fragte sie.

»Nein, sondern von dem Einflusse, den Sie auf eine andere Person ausüben könnten.«

Sie wußte sehr wohl, daß er von sich selbst rede, aber sie wollte sich das Vergnügen nicht versagen, ihm dies eingestehen zu lassen.

»Wenn ich einen solchen Einfluß wirklich besitzen sollte,« nahm sie die Unterhaltung wieder auf, »so hoffe ich, daß derselbe ein guter sein möge.«

»Das ist er sicherlich.«

»Sie sagen dies mit einer solchen Gewißheit, Mr. Romayne, daß ich fast zu dem Glauben verleitet werden könnte — aber das ist nicht anzunehmen, — als ob Sie aus Erfahrung sprächen?«

Es wäre ihm vielleicht möglich gewesen, eine direkte Antwort auf diese Frage zu umgehen, wenn sie sich nur einzig auf Worte beschränkt hätte, aber während sie sprach, blickte sie ihn an und Romayne erwiderte ihren Blick.

»Ich muß Ihnen gestehen, daß Sie recht haben,« sagte er. »Ich gedachte der Erfahrung, welche ich gestern an mir gemacht habe.«

»Das klingt unmöglich,« sagte sie leise, indem sie sich den Anschein gab, die Photographien zu betrachten. »Sprach ich etwas, das Sie zu jener Annahme berechtigte?« fragte sie nach einer Pause,

»Nein, es war nur Ihr Blick. Ohne diesen Blick glaube ich kaum, daß ich heute wieder hierher gekommen wäre.«

Sie schlug das Album hastig zu und rückte ihren Stuhl etwas weiter von ihm fort.

»Ich hoffe, Sie haben eine bessere Meinung von mir, als daß Sie glauben könnten, ich liebe Schmeicheleien,« sagte sie.

»Mit einem Ernste und einem Eifer, der sie augenblicklich besänftigte, antwortete Romayne:

»Ich würde es für eine Vermessenheit halten, Ihnen schmeicheln zu wollen. Wenn Sie den wahren Grund kennten, der mich veranlaßte Lady Loring's Einladung nur widerstrebend anzunehmen, wenn ich Ihnen eingestehen könnte, welche neue Hoffnung mich hierher geführt hat, würden Sie ebenso wie ich, von dem Gefühl durchdrungen sein, daß ich nur die Wahrheit gesagt habe. Ich wage es noch nicht zu behaupten, daß ich Ihnen für eine so geringfügige Sache, wie einen Blick, zur Dankbarkeit verpflichtet bin. Ich muß warten, bis die Zeit gewisse seltsame Vermuthungen, die ich hege, bestätigt.«

»Vermuthungen über mich, Mr. Romayne?«

Ehe er antworten konnte, ertönte die Speiseglocke und Lord und Lady Loring traten in die Bibliothek.,

Nachdem das Diner seinen herkömmlichen Verlauf genommen, mit Ausnahme der Omelette, erhielt der erste Diener, welcher bei Tische aufgewartet hatte, eine höchst schmeichelhafte Einladung, sich nach vollbrachter Arbeit ein wenig in dem Zimmer der Haushälterin zu erholen. Nachdem sie ihm noch durch ein Gläschen feinen Liqueurs in die beste Laune versetzt, erkundigte sich Miß Notman bei ihm zu allererst, ob die Herrschaften oben mit dem Diner zufrieden geschienen hätten. In Betreff des Dinners lautete der Bericht günstig, was aber die Unterhaltung anbelangte, schien dieselbe ziemlich einsilbig gewesen zu sein. Die Last des Gespräches hatte hauptsächlich auf Mylord und Mylady geruht; Mr. Romayne und Miß Eyrecourt hatten nur wenig daran Theil genommen. Miß Notman hörte diesem Berichte mit nur geringen Anzeichen von Theilnahme zu, denn sie war in ihrem Innern mit einer anderen Frage beschäftigt, die für sie von der

höchsten Wichtigkeit war. Sie wünschte nämlich nur zu erfahren, ob die Austernomelette zum Käse Beifall gefunden und ihrem Verdienste nach gewürdigt worden wäre. Die Antwort auf diese Capitalfrage fiel entschieden verneinend aus. Mr. Romayne und Miß Eyrecourt hatten die Schüssel an sich vorübergehen lassen. Mylord hatte davon versucht, und den Rest auf seinen Teller liegen lassen. Nur Mylady hatte ihren Theil von dem übelangebrachten Gerichte verzehrt. Als der Diener mit dem Bericht dieses anscheinend so geringfügigen Umstandes zu Ende war, wurde er auf das Höchste überrascht über den Eindruck, welchen derselbe auf die Haushälterin hervorbrachte. Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück, und schloß die Augen mit einem unaussprechlichen Ausdrucke der Seligkeit in ihren Zügen. Wenn es an jenem Abende ein überglückliches Weib in London gab, so war es Miß Notman.

Verlassen wir jetzt das Zimmer der Haushälterin und begeben wir uns in das Drawingroom. Da trotz aller Anstrengung von Seiten Mylords und Myladys die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen wollte, hatte Lady Loring sich an das Piano gesetzt und spielte mit gewohnter Meisterschaft. Am anderen Ende des Zimmers hatten Romayne und Stella sich niedergelassen und lauschten auf die Musik, während Lord Loring, mit einer bei ihm nach dem Diner seltenen Unruhe, auf und abging. Als er zufällig in die Nähe des Pianos kam, winkte ihm Lady Loring heimlich, stehen zu bleiben.

»Was hast Du nur heute vor « flüsterte sie ihm zu, ohne dabei ihr Spiel zu unterbrechen.

»Mir ist unbehaglich zu Muthe, meine Liebe.«

»Wende die Noten um. Verdauungsbeschwerden?«

»Um des Himmelwillen, Adelaide, welche Frage.«

»Nun, was ist es denn?«

Lord Loring blickte nach Stella und Romayne hinüber.

»Es scheint mir, als ob die Beiden zu keinem rechten Verständnis kommen könnten,« sagte er.

»Natürlich nicht, wenn Du mit Deinem Auf— und Abgehen sie beständig störst. Setze Dich hinter meinen Stuhl.«

»Zu welchem Zwecke?«

»Spiele ich nicht Klavier? Du sollst zuhören.«

»Aber meine Liebe, ich habe kein Verständnis für deutsche Musik.«

»Dann lies die Zeitung.«

Dieser Vorschlag war mehr noch dem Geschmacke des Lord, er nahm die Abendausgabe der Times und war bald von dem Inhalte derselben gänzlich in Anspruch genommen.

Lady Loring hatte richtig vermutet, denn sobald ihr Gatte zur Ruhe gebracht war und Stella und Romayne sich ungestört sahen, wagte erstere mit gedämpfter Stimme eine Unterhaltung mit Romayne anzuknüpfen.

»Bringen Sie Ihre Abende immer allein zu, Mr. Romayne?« fragte sie.

»Nicht ganz allein, meine Bücher leisten mir Gesellschaft.«

»Ziehen Sie etwa die Gesellschaft Ihrer Bücher jeder anderen vor?«

»Ich bin meinen Büchern viele Jahre lang treu gewesen, Miß Eyrecourt, aber wenn ich den Aerzten Glauben schenken soll, so haben sie mir meine Anhänglichkeit schlecht belohnt. Sie haben meine Gesundheit untergraben und mich, wie ich fürchte, zu einem schlechten Gesellschafter gemacht.« Er schien noch mehr sagen zu wollen, besann sich aber plötzlich und nach einer kleinen Pause fort: »Aber ich spreche ja von mir selbst, das pflege ich sonst nicht zu thun. Sollte das auch ein Ergebnis des Einflusses sein, den Sie über mich ausüben?«

Er äußerte diese Worte mit angenommener Heiterkeit, aber Stella versuchte es nicht, in diesen Ton einzustimmen.

»Ich möchte fast wünschen, daß ich wirklich einigen Einfluß auf Sie ausübe,« sagte sie ernst.

»Warum?«

»Ich würde suchen, Sie zu bewegen, Ihre Bücher bei Seite zu legen und sich einen lebenden Gesellschafter zu wählen, der es verstände, Sie wieder herzustellen.

»Es ist schon geschehen,« versetzte Romayne: »ich habe in Mr. Penrose einen neuen Gesellschafter gefunden.«

»Penrose?« wiederholte sie nachdenklich, »ist er nicht der Freund jenes Priesters hier, den sie Vater Benwell nennen?«

»Ja.«

»ich liebe Vater Benwell nicht.«

»Ist das ein Grund zur Abneigung für Mr. Penrose?«

»Ja,« sagte sie entschieden, »denn er ist Vater Benwells Freund.«

»Sie thun ihm Unrecht, Miß Eyrecourt. Mr. Penrose hat erst seit gestern sein Amt als Secretair bei mir angetreten, aber ich habe schon allen Grund, eine gute Meinung von ihm zu hegen. Nach jener Erfahrung, welche er bei mir gemacht,« setzte er hinzu, mehr zu sich selbst als zu Stella redend, »würden viele an seiner Stelle mich ersucht haben, mich nach einem anderen Secretair umzusehen.«

Stella, welche diese letzten Worte hörte, sah ihn erstaunt an.

»Waren Sie heftig gegen Mr. Penrose?« fragte sie unschuldig. »Wäre es möglich, daß Sie Jemandem, der in Ihren Diensten steht, harte Worte sagen können?«

»Das war es nicht,« antwortete Romayne lächelnd. »Ich bin Anfällen, plötzlichen Anfällen von Unwohlsein unterworfen. Zu meinem Bedauern war Mr. Penrose bei einem solchen Anfalle zugegen.

Sie blickte ihn an, schien einen Augenblick zu schwanken, dann aber sagte sie, schüchtern die Augen niederschlagend: »Würden Sie mir zürnen, wenn ich Ihnen ein Geständnis mache?«

»Wie wäre es möglich, daß ich Ihnen zürnen könnte?«

»Mr. Romayne, ich glaube, ich habe dasselbe geseben, was Ihr Secretair sah. Ich weiß, was Sie leiden — und mit welcher Geduld Sie Ihr Leiden tragen.«

»Sie?« rief er aus.

»Ich sah Sie, als Sie mit Ihrem Freunde in Boulogne an Bord des Dampfschiffes kamen. Sie haben mich damals nicht bemerkt. Sie ahnten nicht, wie tief ich Sie bemitleidete. Und später, als Sie nach der Stelle gingen, wo sich die Maschinen befinden und stehen blieben, um in den Maschinenraum hinabzusehen — wollen Sie auch gewiß nicht schlimmer von mir denken, wenn ich es Ihnen sage?«

»Nein, nein!«

»Da erschrak ich vor Ihrem Aussehen — ich kann es nicht beschreiben — ich ging zu Ihrem Freunde und sagte ihm auf meine Verantwortung hin, daß Sie seiner bedürften. Ich konnte nicht anders, — ich meinte es gut.«

»Ich bin davon überzeugt, daß Ihre Absicht gut war,« antwortete er, während ein leichter Schatten des Mißtrauens über seine Züge flog. Hatte Sie vielleicht neugierige Fragen an seinen Freund gerichtet und war der Major, unter dem beredten Einflusse ihrer Schönheit, schwach genug gewesen, dieselben zu beantworten?«

»Sprachen Sie mit meinem Freunde?« fragte er.

»Ich sagte ihm nur, er möge zu Ihnen gehen, und später äußerte ich gegen ihn, daß ich fürchtete, Sie müßten sehr krank sein. Wir waren gerade in Folkestone angelangt und in der Verwirrung bei unserer Ankunft hätte ich, selbst wenn ich es für passend gehalten hätte, mehr zu sagen, keine Gelegenheit dazu gehabt.«

Romayne fühlte sich beschämter über seinen ungerechten Verdacht gegen sie.

»Sie sind eine edle Natur, Miß Eyrecourt,« sagte er innig. »Wie viele unter den wenigen Menschen, die ich kenne, würden eine so lebhafte Theilnahme für mich fühlen, wie Sie «

»Sagen Sie das nicht, Mr. Romayne. Sie konnten keinen liebervollen Freund haben, wie den Herrn, der Sie auf Ihrer Reise begleitete. Ist er mit Ihnen hier in London?«

»Nein.«

»Das bedaure ich zu hören. Sie müßten immer einen treuen Freund in Ihrer Nähe haben.«

Romayne war von dem Ernste, mit dem sie dieses sagte, tief ergriffen, aber er wagte es nicht, ihr seine Bewegung zu verrathen. Deshalb sagte er in fast scherzendem Tone:

»Sie gehen fast ebenso weit, wie mein guter Freund, der dort sitzt und die Zeitung liest. Lord Loring nimmt sogar keinen Anstand, mir zu rathe, ich solle mich verheiraten. Ich weiß, daß er aus aufrichtiger Theilnahme für mein Wohlergehen redet, und gar nicht ahnt, wie wehe er mir damit thut!«

»Warum ist Ihnen sein Rath schmerzlich?«

»Weil ich dadurch daran erinnert werde, daß ich, so lange ich lebe, allein bleiben muß. Kann ich von einer Frau verlangen, ein so trauriges Dasein, wie das meine, zu theilen? Es wäre selbstsüchtig, ja grausam, ein solches Opfer anzunehmen, denn die Zeit würde kommen, wo sie es bitter bereuen würde, ihr Loos an das meinige gebunden zu haben.«

Stella erhob sich und ließ ihr Auge mit einem Blicke sanften Vorwurfs auf ihm ruhen.

»Ich glaube, Sie lassen den Frauen wenig Gerechtigkeit widerfahren,« sagte sie leise; »vielleicht wird über kurz oder lang eine Frau Sie eines Besseren belehren.« Mit diesen Worten verließ sie ihn und trat zu Lady Loring an das Piano.

»Sie müssen vom Spielen ermüdet sein, Adelaide,« sagte sie, liebkosend die Hand auf Lady Lorings Schulter legend.

»Wollen Sie nicht etwas singen, Stella?«

»Heute Abend nicht,« versetzte sie, sich seufzend abwendend.

Romayne verabschiedete sich etwas kurz, er schien niedergeschlagen und den Wunsch zu hegen, so rasch wie möglich nach Hause zu kommen. Lord Loring geleitete seinen Gast bis an die Thür.

»Sie sehen verstimmt und sorgenvoll aus,« sagte er. »Bereuen Sie es etwa, Ihre Bücher verlassen zu haben, um einen Abend in unserer Gesellschaft zuzubringen?«

»Ich weiß es noch nicht,« entgegnete Romayne zerstreut.

Als Lord Loring wieder zurückkam, um seiner Frau und Stella die sonderbare Antwort Romaynes zu hinterbringen, fand er das Zimmer leer. Begierig nach einer kleinen vertraulichen Unterhaltung, waren die beiden Damen hinauf in Lady Loring's Boudoir gegangen.

»Nun, Stella,« fragte Lady Loring, als sie sich vor dem Kamine niedergelassen hatten, »was jagte er?«

Stella wiederholte das, was er gesprochen, ehe sie aufgestanden und ihn verlassen hatte.

»Welch' ein Schatten ruht auf Mr. Romaynes Dasein, daß er sich veranlaßt fühlte zu sagen, daß es selbstsüchtig und grausam wäre, von einer Frau zu fordern, ihn zu heirathen? Es muß noch etwas Anderes sein, wie seine Krankheit. Hätte er ein Verbrechen begangen, er hätte sich nicht stärker ausdrücken können. Wissen Sie nicht, was es ist?«

Lady Loring wurde sichtlich verlegen. »Ich habe meinem Manne versprochen das Geheimnis zu bewahren,« erwiederte sie.

»Es ist nichts Entehrendes, Adelaide, davon bin ich überzeugt.«

»Und darin haben Sie Recht, meine Liebe. Ich kann wohl begreifen, daß es Sie überrascht und getäuscht hat; aber wenn Sie mit der Ursache bekannt wären,« sie hielt inne und sah Stella mit ernstem Blicke an, dann fuhr sie fort: »Man sagt, daß die Liebe am längsten währt, die am langsamsten wächst. Ihr Neigung zu Romayne ist plötzlich entstanden. Sind Sie auch ganz sicher, daß Sie Ihr ganzes Herz einem Manne gegeben haben, dem besten, der edelsten der Männer, aber dennoch einem Manne, der Ihnen unbekannt ist?«

»Ich weiß, daß ich ihn liebe,« sagte Stella einfach.

»Auch trotzdem es den Anschein hat, als fühle er bis jetzt noch keine Liebe zu Ihnen?« fragte Lady Loring.

»Ich liebe ihn deshalb nur um so mehr; ich würde mich schämen, dies irgend Jemand anders als Ihnen einzugeben. Mehr kann ich nicht sagen. Gute Nacht.«

Lady Loring ließ sie bis zur Thür gehen, rief sie aber plötzlich zurück. Stella gehorchte ungern und zögernd ihrem Rufe.

»Mein Kopf schmerzt und auch mein Herz,« sagte sie, »lassen Sie mich zu Bett gehen!«

»Ich kann Sie nicht gehen lassen,« versetzte Lady Loring. »Sie thun vielleicht Romayne in Gedanken Unrecht. Aber mehr noch Ihrer eigenen Ruhe wegen müssen Sie beurteilen können, ob Ihre aufopfernde Liebe je darauf hoffen darf, ihren Lohn zu gewinnen. Es ist Zeit, hohe Zeit, daß Sie entscheiden, ob es gut für Sie ist, Romayne wiederzusehen. Fühlen Sie sich dazu stark genug?«

»Ja, wenn ich von der Nothwendigkeit, daß es sein muß, überzeugt bin.«

»Nichts würde mich glücklicher machen,« begann Lady Loring, »als die Gewißheit, daß Sie, meine Liebe, einst seine Gattin werden. Aber ich bin unvorsichtig, ich berechne nie, wie Sie, die Folgen meiner Handlungen. Sie werden mich nicht verrathen, Stella? Ich begehe ein großes Unrecht, indem ich Ihnen ein Geheimnis mittheile, das mir anvertraut worden ist, aber meine Liebe zu Ihnen verleitet mich dazu. Setzen Sie sich nieder. Sie sollen erfahren, was Romaynes Leben elend macht.«

Nach dieser Einladung theilte sie Stella das furchtbare Duell und dessen traurige Folgen mit.

»Es ist an Ihnen, zu entscheiden,« schloß sie ihre Erzählung, »ob Romayne Recht oder Unrecht hat. Kann eine Frau hoffen, daß sie durch ihre Liebe allein, Romayne von seiner Qual zu erlösen vermag. Entscheiden Sie jetzt selbst.«

»Ich bin entschlossen, sein Weib zu werden,« antwortete Stella ohne Zögern.

Mit derselben reinen Begeisterung hatte auch Penrose erklärt, sich der Erlösung Romaynes zu weihen. Das liebende Weib war nicht weniger entschlossen, ihr ganzes Dasein ihm zu weihen, wie der fanatische Priester entschlossen war, ihn zu bekehren. Beide sollten sich auf dem gemeinsamen Kampfplatze im unbewußten Widerstande begegnen.

Wird der Priester oder das Weib den Sieg davon tragen?

---



## 9. Kapitel. *Das Publikum und die Gemälde.*

An jenem denkwürdigen Montage, an welchem die Gemäldegalerie dem Publikum zum ersten Male geöffnet ward, trafen sich Lord Loring und Vater Benwell in der Bibliothek.

»Nach der Zahl der Equipagen zu schließen, die bereits vor der Thür halten,« sagte Vater Benwell, »wird dieses Entgegenkommen Eurer Lordschaft von den Kunstfreunden in vollem Maße anerkannt.«

»Alle Eintrittskarten waren in drei Stunden schon vergriffen, wie mir der Buchhändler sagte,« antwortete Lord Loring. »Jedermann ist begierig, die Gemälde zu sehen, haben Sie schon einen Blick in die Galerie getan?«

»Nein. noch nicht. Ich gedachte erst hier noch ein wenig zu arbeiten.«

»Ich war soeben dort,« fuhr Lord Loring fort, »bin aber durch die Bemerkungen einiger Besucher vertrieben worden. Sie können ja meine schönen Copien von Raphaels Zeichnungen des Amor und der Psyche? Die allgemeine Ansicht, besonders unter den Damen, ist die, daß dieselben abscheulich und unsittlich seien. Das war genug für mich. Wenn Sie zufällig Lady Loring und Stella sehen sollten, so sagen Sie ihnen, bitte, daß ich in den Club gegangen bin.«

»Beabsichtigen die Damen auch die Galerie zu besuchen?«

»Natürlich, Sie wollen sich das Publikum ansehen. Ich habe ihnen gerathen, zu warten, bis sie für ihre Ausfahrt bereit sind. Im Hauskleide könnten sie zu leicht die Aufmerksamkeit der Leute, als die Damen des Hauses, auf sich ziehen. Ich bin neugierig, zu erfahren, Vater, ob Sie den bildenden Einfluß der Künste auf die Besucher meiner Galerie entdecken werden, Guten Morgen.«

Kaum hatte Lord Loring die Bibliothek verlassen, so zog Vater Benwell die Klingel.

»Werden die »Damen heute zur gewohnten Stunde ausfahren? fragte er den eintretenden Diener. Dieser entgegnete, daß der Wagen um drei Uhr befohlen sei.

Um halb drei Uhr schlüpfte Vater Benwell ohne Aufsehen in die Galerie. Er nahm seinen Standpunkt zwischen der Bibliothekstür und dem Haupteingange ein, nicht etwa um den bildenden Einfluß der Kunst zu beobachten, sondern um das Erscheinen Lady Loring's und Stella's abzuwarten. Er war entschieden der Ansicht, daß Stella's leichtsinnige Mutter ihm eine Quelle sein werde, aus der er nähere Nachrichten über das frühere Leben der Tochter schöpfen könnte, aber deshalb war es auch nötig, ihre Adresse zu haben. Stella mußte dieselbe ja wissen, und Vater Benwell hielt sich für fähig, Stella zu dieser Beziehung dem Wohle der Kirche nützlich zu machen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kamen Lady Loring und Stella durch die Bibliothek in die Galerie, Vater Benwell ging ihnen sogleich entgegen, um sie zu begrüßen.

Eine Zeit lang beobachtete er eine vorsichtige Zurückhaltung, die Unterhaltung zu dem Punkte zu führen, den er beabsichtigte. Er kannte nur zu wohl das unersättliche Interesse, welches Frauen darin finden, ihre

Rivalinnen zu mustern, um sich schnell in den Vordergrund zu bringen.

Die Damen machten ihre Bemerkungen über die Schönheit und die Toiletten der Anwesenden, und Vater Benwell wartete und hörte auf ihre Reden mit der Ergebenheit eines bescheidenen jungen Mannes. Geduld, sowohl wie Tugend, finden oft ihren Lohn in sich selbst.

Zwei Herren, welche mit sichtlichem Interesse die Gemälde zu betrachten schienen, näherten sich dem Priester, der höflich zurücktrat, um ihnen Raum zu verschaffen, das Bild, vor welchen er stand, besser in Augenschein nehmen zu können. Bei dieser Bewegung stieß er zufällig an Stella an, die sich rasch umwandte. Als ihr Blick auf einen der Herren, den größeren von beiden fiel, wurde sie leichenblaß, und verließ augenblicklich die Galerie. Lady Loring bemerkte es und sah nach dem Herrn hinüber, runzelte ein wenig die Stirn und folgte Stella in die Bibliothek nach.

Der weise Vater Benwell blieb zurück und konzentrierte jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf denjenigen, welcher die Ursache dieses auffallenden Benehmens der beiden Damen gewesen war.

Jedenfalls war er ein Gentleman, mit blondem Haar, frischen Farben, freundlichen Zügen und durchdringenden klugen Augen, der noch in der Blüthe des Lebens zu stehen schien. Auch er mußte Miß Eyrecourt in dem Moment gesehen haben, wo sie ihn bemerkte, denn auch er schien heftig bewegt zu sein. Eine dunkle Röthe überzog sein Gesicht und in seinen Augen malte sich nicht allein Staunen, sondern auch Kummer. Sich zu seinem Begleiter wendend, sagte er befangen: »Ich finde es hier entsetzlich heiß, lassen Sie uns hinausgeben.«

»Aber lieber Winterfield,« entgegnete der Andere, »wir haben die Gemälde ja noch nicht zur Hälfte gesehen.«

»Entschuldigen Sie, wenn ich sie verlasse,« versetzte der mit dem Namen Winterfield Angeredete, »ich bin an die freie Landluft gewöhnt. Heute Abend werden wir uns doch jedenfalls wiedersehen? Kommen Sie zu mir und speisen mit mir. Meine Adresse ist dieselbe wie früher, Derwent's Hotel.«

Mit diesen Worten eilte er hinaus, sich ohne Umstände einen Weg durch das Gedränge bahnend.

Vater Benwell kehrte wieder in die Bibliothek zurück, es erschien ihm jetzt nicht mehr nötig, sich um Mrs. Eyrecourt's Adresse zu bemühen.

»Dank Lord Loring's Gemäldegalerie,« dachte er, »habe ich den rechten Mann gefunden.«

Er nahm seine Feder und schrieb in sein Notizbuch: »Winterfield, Derwent's Hotel.«





## 10. Kapitel. *Vater Benwell's Korrespondenz.*

### I.

An Mr. Bitrake. Privatim und im Vertrauen.

Sir, ich setze voraus, daß Ihre Beziehungen zu den Gesetzten es Ihnen nicht verbieten, gelegentlich Ihre Aufmerksamkeit vertraulichen Fragen zu schenken, welche nicht derart sind, Ihre amtliche Stellung zu verletzen. Der beigeschlossene Empfehlungsbrief wird genügen, Sie zu überzeugen, daß ich unfähig bin, mich Ihrer Erfahrung in einer Weise zu bedienen, die Ihnen oder mir nachtheilig sein könnte.

Die Fragen, welche ich Ihnen vorlegen will, beziehen sich auf einen Herrn Namens Winterfield. Er ist augenblicklich in London, in Derwent's Hotel, und soll beabsichtigen, sich noch etwa eine Woche lang dort aufzuhalten. Sein gewöhnlicher Wohnsitz ist an der Nordküste von Devonshire gelegen, und in jener Gegend unter dem Namen Beaupark House wohl bekannt.

Die Reihe meiner Fragen umfaßt den Zeitraum der letzten drei bis vier Jahre. Mein Zweck ist, so sicher wie möglich festzustellen, ob während jener Zeit Mr. Winterfield durch irgend welche Begebenheit seines Lebens in Beziehung zu einer jungen Dame, Namens Miß Stella Eyrecourt, gebracht worden ist. Sollte es sich erweisen, daß dies der Fall gewesen, so ist es dringend erforderlich, daß ich alle näheren Umstände, welche auf die Sache Bezug haben, erfahre.

Ich habe Sie jetzt von Allem unterrichtet, was ich zu wissen wünsche. Welcher Art die Mittheilungen auch sein mögen, die Sie mir machen werden, so ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß ich denselben unbedingten Glauben schenken darf. Bitte, richten Sie Ihre Antwort an mich, an den Freund, dessen Brief ich hier einschließe.

Ich erlaube mir einen Check für unvorhergesehene Ausgaben, welche Ihnen erwachsen mögen, beizulegen und bin Ihr ergebensten Diener

*Ambrosius Benwell.*

---

## II.

An den Secretair der Gesellschaft Jesu. Rom.

Ich übersende Ihnen anliegend die Quittung über die Rimesse, welche Sie meiner Sorge in Ihrem letzten Briefe anvertraut haben. Ein Theil des Geldes ist schon für die Nachforschungen verwendet worden, deren Erfolg, wie ich hoffe und glaube, mich in den Stand setzen wird, Romayne vor den Schlingen zu bewahren, welche jenes Weib ihm legt, um ihn in ihre Netze zu ziehen.

Sie sagten mir, daß unsere ehrwürdigen Väter in ihrer letzten Sitzung sich dahin ausgesprochen haben, daß sie begierig sind zu erfahren, ob in der Angelegenheit von Vange Abbey ernstliche Schritte getan worden sind, um Romayne zu bekehren. Glücklicherweise bin ich im Stande, wie Sie sehen werden, die Wünsche der ehrwürdigen Väter zu befriedigen.

Ich sprach gestern in dem Hotel vor, welches Romayne bewohnt, um ihm einem jener gelegentlichen Besuche abzustatten, welche dazu dienen, unsere Bekanntschaft aufrecht zu erhalten. Er war ausgegangen und Penrose, nachdem ich danach fragte, begleitete ihn. Glücklicherweise hatte ich in den letzten Tagen Penrose weder gesehen, noch von ihm gehört, deshalb hielt ich es für wünschenswert, mich durch eigene Anschauung davon zu überzeugen, welche Fortschritte er in dem Vertrauen Romaynes gemacht hat. Ich sagte deshalb, ich wolle auf die Herren warten, der Diener führte mich daher in das Wohnzimmer.

Dieses Zimmer ist so klein, daß es eher den Namen eines Wandschrances verdiente. Es erhält sein Licht durch ein, über der nach dem Hausflur führenden Thür angebrachtes Fenster, und wird, in Ermangelung eines Kamins, durch einen Ventilator, der in einer zweiten Thür, die in Romaynes Studierzimmer führt, mit Luft versehen. Nachdem ich mich soweit orientiert hatte, ging ich durch das Studierzimmer und kam in ein Speisezimmer, von da in zwei Schlafzimmer, durch eine Thür am Ende des Hausganges ist die Wohnung von dem übrigen Theile des Hotels abgeschlossen. Ich muß Sie von allen diesen Einzelheiten in Kenntniß setzen, damit Sie die nachfolgenden Ereignisse besser verstehen können.

Ich kehrte in das Wartezimmer zurück, vergaß jedoch nicht die Verbindungstür zu schließen.

Fast eine Stunde konnte vergangen sein, als ich Schritte im Gange vernahm; die Thür zu dem Studierzimmer wurde geöffnet und durch den Ventilator konnte ich deutlich die Stimmen der Eintretenden vernehmen., Ich erkannte die Stimmen Romaynes, Penroses und Lord Lorings.

Aus den ersten Worten der Unterhaltung konnte ich vernehmen, daß Romayne und Penrose den Lord an der Thür des Hotels getroffen hatten. Sie mußten im gleichen Augenblicke das Haus betreten haben, wo der Diener, welcher mich in das Wartezimmer geführt hatte, gerade anderweitig beschäftigt war. Vielleicht auch hatte man meine Anwesenheit vergessen.

Konnte ich mich als ein unangemeldeter und unwillkommener Besucher in ihre Privatunterhaltung eindrängen, konnte ich es hindern, daß der Inhalt ihres Gespräches, gleichzeitig mit der Luft, die ich einathmete, durch den Ventilator seinen Weg zu meinen Ohren fand? Sollten die ehrwürdigen Väter mein Verhalten tadelnswert finden, so beuge ich mich in Demuth vor jedem Beweise, welchen sie, in ihrem hohen Sinne für das Schickliche, mir angedeihen lassen könnten. Unterdessen mögen Sie mir erlauben, so weit es mein Gedächtnis zuläßt, die interessanten Stellen jenes Gespräches fast wörtlich wiederzugeben. Seine Lordschaft, als der Vornehmste von den Dreien, muß zuerst angeführt werden.

»Es ist schon länger als eine Woche her, Romayne,« sagte er, »seit wir von Ihnen weder etwas gesehen, noch gehört haben. Warum vernachlässigen Sie

uns so?«

Hier nach einem gewissen Geräusche zu urtheilen, erhob sich Penrose und verließ sogleich das Zimmer,

Lord Loring fuhr fort: »Jetzt, wo wir allein sind, Romayne, können wir offen miteinander reden. Sie und Stella schienen sich an jenem Abende, wo Sie bei uns speisten, bewunderungswürdig mit einander zu verständigen. Haben Sie vergessen, was Sie mir über den Einfluß sagten, welchen Stella auf Sie ausübte oder haben Sie Ihre Ansichten geändert und ist das der Grund, der Sie von uns entfernt hält?«

Romayne erwiederte: »Meine Ansichten sind unverändert geblieben. Alles was ich Ihnen von Miß Eyrecourt gesagt habe, glaube ich heute so fest wie damals.«

»Aber warum halten Sie sich dann fern von dem guten Einflusse?« entgegnete Lord Loring. »Wenn dieselbe beherrscht werden kann, warum wollen Sie sich unnütz der Wiederkehr jener schrecklichen nervösen Sinnestäuschung aussetzen?«

»Sie ist wiedergekehrt, ich hatte einen wiederholten Anfall.«

»Welcher, wie Sie selbst glauben, hätte verhindert werden können! Ich begreife Sie nicht, Romayne?«

Es trat eine längere Pause ein, ehe Romayne antwortete. Seine Stimme klang etwas geheimnißvoll, als er sagte:

»Sie kennen das alte Sprichwort, mein lieber Freund, von zwei Uebeln wähle das kleinste. Ich ertrage mein Leiden als das kleinere von zwei Uebeln.«

Lord Loring schien es für nötig zu erachten, eine zarte Angelegenheit mit einer leichten Hand zu berühren. Er sagte deshalb in seiner freundlichen Weise: »Ich hoffe nicht, daß Stella das andere Ubel ist?«

»Das ist sie sicherlich nicht.«

»Nun was ist es denn?«

»Meine eigene Schwäche ist es,« erwiederte Romayne fast leidenschaftlich. »Meine Selbstsucht! Ich muß diesen Fehler unterdrücken, wenn ich nicht ein niedriger herzloser Mensch sein will. Für mich liegt darin das schlimmste der beiden Uebel. Ich achte und verehre Miß Eyrecourt, ich halte sie für eine Frau, wie sie unter Tausenden nicht zu finden ist, aber verlangen Sie nicht von mir, daß ich sie wiedersehe! Wo ist Penrose? Lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen.«

Ob Lord Loring sich durch diese Rede verletzt oder entmuthigt fühlte, vermag ich nicht zu sagen. Ich hörte nur, wie er beim Abschiede zu Romayne sagte:

»Sie haben mich unangenehm überrascht, Romayne. Wir werden, wenn wir uns wieder sehen, von etwas Anderem sprechen,«

Die Thür wurde geöffnet und wieder geschlossen. Romayne war allein;:

Die Einsamkeit schien ihm aber nicht wünschenswert, denn ich hörte, wie er nach Penrose rief und hörte diesen fragen:

»Bedürfen Sie meiner?«

»Gott weiß es, daß ich eines Freundes bedarf,« versetzte Romayne, »und ich habe keinen anderen Freund, der mir nahe ist, als wie Sie. Major Hynd ist verreist und Lord Loring ist über mich erzürnt.«

Auf Penroses Frage, warum Lord Loring zürne, ging Romayne auf eine nähere Erklärung ein.

Als ein Priester, der an Priester schreibt, übergebe ich die Einzelheiten, welche für uns von keinerlei Interesse sind, und gebe nur den Hauptinhalt seiner Rede wieder, aus welchem Folgendes hervorgeht:

Miß Eyrecourt hatte auf ihn einen Eindruck gemacht, der ihm bis jetzt in seinem Umgange mit Frauen vollständig neu geblieben war. Sollte er sie öfter sehen, so fürchtete er, ich bitte Sie mir die Wiederholung seiner lächerlichen Ausdrucksweise zu verzeihen, sich in sie zu verlieben. In diesem Zustande seiner Seele oder seines Körpers, gleichviel was es sein mag, glaubte er unfähig zu sein seine Selbstbeherrschung zu bewahren, welche er bis jetzt ausgeübt hat. Sollte sie einwilligen seine Gattin zu werden, so traut er sich nicht die Kraft zu, das Opfer, ihr Dasein an das seine zu binden, zurückzuweisen. Deshalb halte er es um ihretwillen für besser, wenn er sich von ihr fern halte, ohne Rücksicht auf die Leiden, die es ihm bereite, oder die Freunde, welche sich dadurch verletzt fühlen könnten.

Können Sie sich vorstellen wie ein Mensch, es müßte denn geradezu ein Tollhäusler sein, in solcher Weise reden kann? Soll ich Ihnen sagen, was ich bei der Anhörung dieses Bekenntnisses empfand? Als ich Romayne hörte, fühlte ich tiefe Dankbarkeit für das Concitum, welches den Priestern der katholischen Kirche entschieden verbietet zu heirathen, denn sonst hätten wir leicht unsere ganze moralische Kraft durch die Schwachheit erschüttern können, welche augenblicklich Romayne herabwürdigte und mancher Priester wäre zum willenlosen Werkzeuge in Frauenhänden geworden.

Aber Sie werden jetzt neugierig sein zu erfahren, wie Penrose sich unter diesen Umständen verhielt. Für den Augenblick kann ich nur so viel sagen, daß er mich überraschte.

»Es mag unrecht von mir gehandelt sein, wenn ich Ihnen frei und offen meine Herzensmeinung bekenne,« sagte er, »aber Sie haben mich so großmuthig in Ihr Vertrauen gezogen, Sie sind so gütig und rücksichtsvoll gegen mich gewesen, daß ich eine Theilnahme für Ihr Glück empfinde, die mich veranlaßt, vielleicht zu kühn zu sein. Sind Sie ganz sicher, daß ein Wechsel in Ihrem Leben, wie eine Heirath, Sie nicht von Ihrer Last befreien könnte. Wenn eine solche Möglichkeit vorhanden wäre, wäre es da unrecht vorauszusetzen, daß durch den guten Einfluß, welche ihre Gattin auf Sie ausüben würde, Ihr eheliches Leben sich zu einem glücklichen gestalten könnte? Ich bin weit davon entfernt, eine Meinung über einen solchen Gegenstand abgeben zu wollen: es ist nur meine Dankbarkeit, meine Anhänglichkeit an Sie, die mich veranlaßt, diese Fragen an Sie zu stellen. Sind Sie sich bewußt, diese Angelegenheit, eine für Sie so wichtige, ernste Angelegenheit auch hinlänglich erwogen zu haben?«

Beruhigen Sie sich ehrwürdiger Herr! Romaynes Antwort krönte alle unsere Wünsche.

»Ich habe darüber nachgedacht,« erwiderte er, »bis ich nicht mehr denken konnte, Ich bin noch immer des Glaubens, daß jenes liebenswürdige Weib die Qual der Stimme bannen könnte.«

»Aber kann sie mich von den Gewissensbissen befreien, die unaufhörlich an meinem Herzen nagen? Ich bin in meinen Augen ein Mörder, indem ich einen anderen Menschen das Leben nahm, einem Manne, der mich nie beleidigt hatte, habe ich eine unverzeihliche Sünde begangen, die nichts wieder sühnen kann. Kann der Einfluß irgend eines menschlichen Wesens mich dies vergessen machen? Nichts mehr davon, nichts mehr davon! Kommen Sie, wir wollen unsere Zuflucht zu unseren Büchern nehmen.«

Diese Worte hatten bei Penrose die richtige Seite angeschlagen, seine Bedenken waren überwunden und sein Eifer ließ ihn jede Schwäche vergessen.

Er sprach laut und eindringlich. »Nein,« rief er aus, »Ihre Zuflucht ist nicht in Büchern, auch nicht in den dürren religiösen Formen Derer, die sich Protestanten nennen. Mein theurer Gebieter, die Ruhe und den Frieden Ihres Gemüthes, die Sie für immer verloren glauben, werden Sie sicher und unfehlbar im Schooße unserer heiligen, erbarmungsreichen katholischen

Kirche wiederfinden. Dort liegt das Heilmittel für Alles, was Sie leiden! Dort werden Sie zu einem neuen Leben erwachen und wieder ein glücklicher Mann werden.«

Ich wiederhole Ihnen seine Worte, um Sie darüber zu beruhigen, daß Sie ihm, wenn seine Begeisterung erst erweckt ist, unbedingt vertrauen können. Er sprach mit einer solchen Beredsamkeit und tiefen Ueberzeugung, bediente sich der nötigen Beweisgründe mit einer solchen Kraft des Gefühls, wie ich es in gleichem Maße selten gesehen habe.

Romaynes Schweigen bürgte für den Eindruck, welchen er auf ihn hervorgebracht hatte. Er ist nicht der Mann, der ruhig zuhört, wenn er glaubte, die angeführten Meinungen verwerfen zu müssen.

Nachdem ich genug gehört hatte, um versichert zu sein, daß Penrose das gute Werk wirklich begonnen hatte, schlüpfte ich leise aus dem Wartezimmer und verließ das Hotel.

Da es heute Sonntag ist, verliere ich keine Zeit dabei, wenn ich diesen Brief bis morgen liegen lasse. Ich habe an Penrose geschrieben und ihn gebeten, mich, sobald es ihm möglich, zu besuchen, vielleicht kann ich Ihnen noch mehr Neuigkeiten mittheilen, ehe die Post abgeht.

Montag, 10. a. M.

Hier sind die ferneren Nachrichten, welche Penrose, der mich eben verlassen hat, mir gebracht.

Natürlich war es sein Erstes, mir das zu berichten, was ich selbst schon entdeckt hatte. Er ist sehr bescheiden, wie gewöhnlich, in der Hoffnung auf seinen Erfolg; er hat jedoch Romayne schon bewogen, seine historischen Studien für einige Tage auszusetzen und sich dem Lesen jener Bücher zu widmen, welche wir gewöhnlich in solchen Fällen, wie der seinige, zur Durchsicht zu empfehlen pflegen. Dies ist unstreitig schon ein großer Schritt zum Ziele.

Aber ich bin noch nicht zu Ende mit meinen Neuigkeiten, Romayne spielt uns tatsächlich in die Hände, er ist fest entschlossen, sich dem Einflusse Miß Eyrecourts zu entziehen. In der nächsten Stunde wird er in Begleitung Penrose London verlassen.

Das Ziel ihrer Reise halten sie sorgfältig geheim.

Alle Briefe an Romayne sind an seinen Bankier zu adressieren.

Der Grund für die so plötzliche Abreise ist in Lady Loring zu suchen. Ihre Ladyschaft fuhr gestern Abend nach dem Hotel und hatte eine vertrauliche Unterredung mit Romayne. Der Zweck ihres Besuches war ohne Zweifel, ihn in seinen Entschlüssen wankend zu machen und ihn wieder dem Einflusse von Miß Eyrecourts Reizen zu unterwerfen. Welche Mittel der Ueberredungskunst sie anwandte, dies zu erreichen, ist uns natürlich unbekannt geblieben. Penrose sagt, daß Romayne, gleich nachdem Lady Loring ihn verlassen hatte, in der heftigsten Aufregung gewesen sei. Ich kann dies leicht begreifen. Sein Entschluß zu einer heimlichen Flucht, denn anders kann man es nicht nennen, zeugt von dem Eindrucke, welchen jener Besuch auf ihn gemacht und der Gefahr, welcher wir wenigstens vorläufig entgangen sind.

Ja, ich sage wenigstens vorläufig. Ich hoffe, unsere ehrwürdigen Väter werden nicht denken, daß das Geld, welches ich für meine vertraulichen Nachforschungen ausgegeben habe, weggeworfen ist. Wo die Liebe im Spiele ist, sind die Frauen durch Schwierigkeiten nicht zurückzuschrecken und durch eine Niederlage nicht entmuthigt. Romayne hat London aus Furcht vor seiner eigenen Schwäche verlassen; das dürfen wir nicht vergessen. Der Tag kann kommen, wo nichts das Fehlschlagen unserer Wünsche verhindern kann, wie meine Kenntniß gewisser Ereignisse aus dem Leben von Miß Eyrecourt mir beweist.

Augenblicklich weiß ich nichts mehr zu sagen.





## 11. Kapitel. *Stella behauptet sich.*

Zwei Tage, nachdem Vater Benwell seinen Brief zur Post gegeben, trat Lady Loring in das Privatzimmer ihres Gatten und fragte ihn, ob er keine Nachrichten von Romayne erhalten habe.

Lord Loring schüttelte verneinend den Kopf.

»Wie ich Dir gestern schon gesagt habe,« erwiderte er, »kann der Eigentümer des Hotels mir keine Auskunft geben. Ich bin heute Morgen selbst zu dem Bankier gegangen und habe mit dem Chef des Hauses gesprochen. Er bot mir an, Briefe an Romayne zu befördern, aber mehr sei er nicht im Stande zu thun. Bis auf Weiteres ist er verpflichtet, Romaynes Adresse Niemand mitzutheilen. Wie benimmt sich Stella bei der Sache?«;

»In der allerschlimmsten Weise,« sagte Lady Loring. »Sie schweigt.«

»Auch gegen Dich?«

»Auch gegen mich?«

In diesem Augenblicke wurden sie durch einen Diener unterbrochen, der einen Besuch anmeldete, indem er eine Visitenkarte übergab. Dieselbe trug den Namen »Major Hynd« und die in Bleistift geschriebenen Worte: »In Angelegenheiten, die sich auf Mr. Romayne beziehen.«

»Führen Sie ihn sogleich herein,« rief Lady Loring.

»Meine Liebe,« sagte Lord Loring, »es ist vielleicht besser, wenn ich den Herrn allein empfange.«

»Durchaus nicht, wenn Du nicht wünschst, daß ich eine niedrige Handlung begehe. Wenn Du mich hinausschickst, werde ich an der Thür horchen.«

Major Hynd wurde hereingeführt und Lady Loring in aller Form vorgestellt. Nachdem er die üblichen Entschuldigungen vorgebracht, sagte er:

»Ich bin gestern Abend eigens zu dem Zwecke nach London gekommen, um Romayne in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Da man mir im Hotel seine Adresse nicht angeben konnte, komme ich zu Eurer Lordschaft in der Hoffnung, daß Sie mir nähere Auskunft über seinen derzeitigen Aufenthalt geben können.«

»Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen gestehen,« erwiderte Lord Loring, »daß ich darüber ebenso wenig weiß wie Sie. Romaynes jetzige Adresse ist ein Geheimnis, welches nur seinem Bankier bekannt ist. Ich will Ihnen den Namen desselben geben, wenn Sie wünschen, an Romayne zu schreiben.«

Major Hynd zögerte. »Ich bin nicht recht gewiß, ob es räthlich ist, ihm unter den obwaltenden Umständen zu schreiben,« sagte er.

»Ist es Ihnen möglich, Major Hynd,« sagte Lady Loring, unfähig länger zu schweigen, »uns mitzutheilen, welcher Art die Umstände sind, deren sie eben erwähnten? Ich bin eine fast ebenso alte Freundin Romaynes wie mein Mann, und nehme den lebhaftesten Antheil an ihm?«

»Ich bin kaum im Stande, die Frage Ihrer Ladyschaft zu beantworten,« sagte Major Hynd in sichtlicher Verlegenheit, »ohne peinliche Erinnerungen wach zu rufen, die —«

»Meinen Sie das Duell,« unterbrach ihn Lady Loring ungeduldig.

»Sie müssen wissen, Major Hynd,« sagte Lord Loring entschuldigend, »daß meine Frau, ebensowohl wie ich, von Allem unterrichtet ist, was das unglückliche Duell und dessen Folgen für Romayne betrifft. Sollten Sie aber dennoch wünschen, mit mir allein zu sprechen, so bitte ich Sie, mich in das nächste Zimmer zu begleiten.«

Major Hynds Verlegenheit schwand.

»Nach dem, was Sie mir mitgetheilt,« sagte er, »hoffe ich, daß Lady Loring mich mit Ihrem Rathe beecken wird. Sie wissen Beide, daß Romayne ein Duell mit dem Sohne des französischen Generals, der ihn gefordert hatte, gehabt hat. Bei unserer Rückkunft nach England hörten wir, daß der General pekuniärer Verlegenheiten wegen Boulogne mit seiner Familie verlassen habe. Gegen meinen Rath schrieb Romayne an den Wundarzt, welcher dem Duelle beigewohnt hatte, und bat ihn, sich nach dem jetzigen Aufenthaltsorte des Generals zu erkundigen, da er den Wunsch hegte, dessen Familie anonym, als deren unbekannter Freund, zu unterstützen. Der Beweggrund hierzu war natürlich, wie er selbst sagte, den armen Leuten, denen er schweres Leid zugefügt hatte, eine kleine Entschädigung zu gewähren. Ich hielt seine Handlungsweise damals für etwas unbesonnen und bin durch einen Brief des Wundarztes, den ich gestern erhielt, in meiner Meinung bestärkt worden. Wollen Sie die Güte haben, dieses Lady Loring vorzulesen?«

Er reichte den Brief an Lord Loring, derselbe war in französischer Sprache geschrieben und lautete in der Uebersetzung wie folgt:

»Mein Herr, ich bin endlich im Stande, Mr. Romaynes Brief bestimmt zu beantworten. Mit der gütigen Hilfe des französischen Consuls in London, an dem ich mich wandte, nachdem alle anderen Mittel, etwas Näheres zu erfahren, erfolglos geblieben waren, habe ich Folgendes ermittelt:

Vor einer Woche ist der General gestorben, Umstände, welche mit den Begräbniskosten in Verbindung standen, brachten es zur Kenntniß des Consuls, daß der General nicht in Frankreich, wie wir alle vermuteten, sondern in London eine Zufluchtsstätte gesucht hätte. Die Adresse ist Camps Hill Nr. 16 Islington. Ich füge noch hinzu, daß der General aus begreiflichen Gründen den Namen Marillac angenommen hatte. Es ist demnach erforderlich, nach seiner Witwe unter dem Namen Marillac Nachforschungen anzustellen.

Sie werden vielleicht erstaunt sein, daß ich diesen Brief an Sie und nicht an Mr. Romayne richte, aber ich habe meine Gründe dafür.

Ich war mit dem General bekannt, zu einer Zeit, wo ich weder wußte, welchen Umgang er pflegte, noch zu welchen beklagenswerten Irrtümern ihn seine Liebe zum Spiel geführt hatte. Seine Witwe und seine Kinder sind mir gänzlich unbekannt; ob sie dem ansteckenden Beispiele des Familienhauptes widerstanden oder ob Armuth und böses Beispiel sierettungslos verdorben, kann ich nicht sagen. Es ist wenigstens zweifelhaft, ob sie der guten Absichten Mr. Romaynes würdig sind. Bei diesen Zweifeln, die ich hege, kann ich es nicht vor meinem Gewissen verantworten, wenn auch nur mittelbar, Mr. Romayne mit ihnen bekannt zu machen. Ich überlasse es deshalb Ihrer Einsicht, nach dem, was ich Ihnen mitgetheilt, zu handeln, wie Sie es für das Beste halten.«

Lord Loring gab Major Hynd den Brief zurück, indem er sagte:

»Ich bin darin ganz Ihrer Meinung, es ist sehr zweifelhaft, ob es ratsam sei, diese Nachricht Romayne mitzutheilen.«

Lady Loring war nicht ganz der Ansicht ihres Mannes. »Wenn man Zweifel gegen jene Leute hegt,« sagte sie, »so ist es nicht mehr als billig, sich zu erkundigen, in welchem Rufe sie in der Nachbarschaft stehen. An Ihrer Stelle, Major Hynd, würde ich mich an den Eigenthümer des Hauses wenden,

in welchem sie wohnen, oder an die Kaufleute, bei denen sie ihre Waare holen.«

»Ich bin genöthigt, London noch heute zu verlassen,« erwiderte der Major, »bei meiner Rückkehr werde ich aber nicht unterlassen, den Rath Ihrer Ladyschaft zu befolgen.«

»Würden Sie die Freundlichkeit haben, uns mit dem Erfolge Ihrer Erkundigungen bekannt zu machen?«

»Mit dem größten Vergnügen.«

»Ich fürchte, Du hast den Major veranlaßt, seine Zeit unnütz zu vergeuden,« sagte Lord Loring, als Ersterer sich verabschiedet hatte.

»Ich glaube es nicht,« versetzte Lady Loring, sich erbebend, um das Zimmer zu verlassen.

»Willst Du jetzt ausgehen?« fragte der Lord.

»Nein, ich gehe hinauf zu Stella.«

Lady Loring fand Stella in ihrem eigenen Zimmer, das kleine Bildnis Romayn's, welches sie aus der Erinnerung gezeichnet hatte, lag vor ihr auf dem Tische und sie betrachtete dasselbe mit der größten Aufmerksamkeit.

»Nun Stella, was sagt Ihnen das Bildnis?«

»Was ich schon lange wußte, Adelaide. In jenem Gesichte ist kein Zug von Falschheit oder Grausamkeit.«

»Und befriedigt Sie diese Entdeckung? Ich meinerseits verachte Romayne, weil er sich vor uns versteckt, Können Sie ihn entschuldigen?«

Stella nahm das Bild weg und verschloß es in ihrem Schreibpult.

»Ich kann warten,« sagte sie ruhig.

Diese anscheinende Geduld schien Lady Loring zu reizen. »Was fehlt Ihnen diesen Morgen?« fragte sie, »Sie sind ja zurückhaltender als je?«

»Nein, ich bin nur verstimmt, Adelaide. Ich kann den Gedanken an die Begegnung mit Winterfieldt nicht los werden. Es ist mir, als ob mich ein Unglück bedrohte.«

»Sprechen Sie doch nicht von jenem hassenswerthen Menschen!« rief die Lady aus. »Ich habe Ihnen etwas von Romayne zu erzählen. Sind Sie gänzlich von Ihrem bösen Vorgefühle eingenommen, oder können Sie hören, was ich Ihnen zu sagen habe.«

Stellas Blick antwortete für sie, und nun theilte ihr Lady Loring die eben mit dem Major Hynd stattgehabte Unterredung mit, und ahmte dabei, um ihr Alles anschaulicher zu machen, die Art und Weise des Majors nach. »Er und Lord Loring« schloß sie, »sind der Meinung, daß für Romayne kein Ende abzusehen ist, wenn er diesen Fremden das Recht einräumt, Geld von ihm zu erwarten. Ehe wir nicht weitere Erkundigungen über sie eingezogen haben, werden wir ihm den Brief nicht geben.«

»Ich wollte ich hätte den Brief!« rief Stella.

»Würden Sie ihn dem Bankier schicken?«

»Sofort! Thut das etwas zur Sache, ob die armen Franzosen Romaynes Großmuth würdig sind? Wenn es ihm eine Ruhe wiedergibt ihnen zu helfen, was liegt daran, ob sie seine Hilfe verdienen oder nicht? Sie werden ja nicht einmal erfahren, daß Romayne der unbekannte Freund ist, der sie unterstützt. An ihn, nicht an sie, müssen wir denken, sein Seelenfrieden ist Alles, ihre Würdigkeit ist nichts. Ich sage, es ist eine Grausamkeit gegen ihn, ihm diese Nachricht vorzuenthalten. Warum nahmen Sie Major Hynd den Brief nicht ab?«

»Beruhigen Sie sich Stella, der Major wird, sobald er nach London zurückgekehrt ist, Erkundigungen über die Witwe und die Kinder einziehen.«

»Wenn er zurückgekehrt ist,« wiederholte Stella verächtlich. »Wer weiß, was die armen Unglücklichen während dieser Zeit zu leiden haben werden, und was Romayne empfinden wird, wenn er davon hört? Sagen Sie mir noch ein Mal die Adresse, es war irgendwo in Islington, wenn ich nicht irre.«

»Warum wollen Sie die Adresse wissen?« fragte Lady Loring. »Sie werden doch nicht an Romayne schreiben!«

»ich werde erst überlegen, was ich zu thun habe. Wenn Sie meiner Besonnenheit nicht trauen, Adelaide, so sagen Sie es nur.«

Sie hatte dies in gereiztem Tone gesagt und Lady Lorings Antwort verrieth ihrerseits auch einige Heftigkeit.

»Thun Sie was Sie wollen,« versetzte sie, »ich kümmere mich um Ihre Angelegenheit nicht mehr.« Ihr verunglückter Besuch in dem Hotel war der Gegenstand einer Zwistigkeit zwischen beiden Freundinnen gewesen und jene Antwort deutete darauf hin.

»Sie sollen die Adresse haben,« schloß Lady Loring mit großer Emphase ergriff die Feder und schrieb dieselbe nieder. Dann verließ sie das Zimmer.

Ebenso leicht wie sie gereizt werden konnte, ebenso rasch ging auch Lady Lorings Zorn vorüber. Jener häßlichste aller Fehler, der Fehler des Schmollens, war ihrer Natur fremd. Nach fünf Minuten schon bereute sie ihren Ausbruch von Heftigkeit, Fünf weitere Minuten wartete sie, ob Stella nicht vielleicht den ersten Schritt zur Versöhnung thun werde, aber die Zeit verging und nichts derartiges geschah.

»Habe ich sie wirklich gekränkt?« sagte sich Lady Loring und im nächsten Augenblick war sie schon auf dem Wege zu Stellas Zimmer. Das Zimmer war leer. Sie klingelte nach Stellas Mädchen.

»Wo ist Miß Eyrecourt?«

»Ausgegangen, Mylady.«

»Hat sie keinen Auftrag hinterlassen?«

»Nein, Mylady, sie schien sehr eilig.«

Lady Loring schloß sogleich, daß Stella übereilter Weise die Angelegenheit der Familie des Generals in die Hand genommen habe. Wer konnte voraussehen, wozu dieses unvorsichtige Verfahren führen würde? Nachdem sie einen Augenblick gezaudert, überlegt und wieder gezaudert hatte, konnte sie ihre Besorgnis nicht länger beherrschen. Sie entschloß sich, nicht allein Stella zu folgen, sondern ließ sich auch von einem der Diener begleiten, um im Falle der Noth einen Schutz zu haben.





## 12. Kapitel. *Die Familie des Generals.*

Obgleich Lady Loring sich nicht darin auszeichnete, richtige Schlüsse zu ziehen, so hatte sie diesmal ausnahmsweise das Rechte getroffen. Stella hatte das erste vorüberfahrende Cab angerufen, den Kutscher angewiesen, sie nach Camps Hill Islington zu bringen.

Der Anblick der elenden kleinen Straße, in welcher Schaaren von schmutzigen Kindern spielten und sich zankten, erschreckte sie den ersten Augenblick. Selbst der Kutscher, welcher am Ende der Straße anhielt, konnte nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß es ein wunderlicher Ort für eine junge Dame sei, um sich allein dorthin zu wagen. Stella dachte an Romayne. Die Ueberzeugung, daß sie ihm beistehe, eine Handlung der Wohlthätigkeit, welche für ihn eine Handlung der Sühne war, auszuführen, gab ihr Muth. Sie ging dreist auf die Thür von Nummer 10 zu und klopfte mit ihrem Sonnenschirme dagegen.

Das zerzauste graue Haar und das schmutzige Gesicht eines scheußlichen, alten Weibes tauchte am Ende des Hausganges langsam aus den dunklen, übelriechenden, rauchenden Küchenregionen auf.

»Was wollen Sie?« fragte die nur halb sichtbare Hexe der Londoner Höhlen des Elendes.

»Wohnt hier Madame Marillac?« sagte Stella.

»Meinen Sie die Fremde? Ja. Im zweiten Stock.«

Nach diesem Bescheide tauchte die obere Hälfte. der Hexe wieder unter und verschwand. Stella nahm ihre Kleider zusammen und stieg, zum ersten Male in ihrem Leben, eine schmutzige Treppe hinauf.

Gemeine Stimmen, schamlose Reden, rohes Gelächter hinter den geschlossenen Thüren des ersten Stockwerkes trieben sie zur Eile an, nach den oben gelegenen Zimmern zu kommen. Hier sah es besser aus, hier war es wenigstens still. Sie klopfte an die der Treppe zunächst befindliche Thür. Eine sanfte Stimme rief in französischer Sprache: »Entrez!« dann aber, sich schnell verbessernd, auf englisch: »Come in!« Stella trat ein.

Das elend ausgestattete Zimmer war fast ängstlich sauber gehalten. Ueber dem Gurtbette war ein billiges, kleines Bild der Jungfrau Maria angebracht und mit einem Kranze verblichener, künstlicher Blumen umgeben. Zwei Frauen, in Kleidern von grobem, schwarzen Wollenstoffe, saßen an einem kleinen, runden Tische und arbeiteten an einer Stickerei. Die ältere der beiden Frauen erhob sich, als Stella in das Zimmer trat. Ihr abgebärmtes, kummervolles Gesicht zeigte noch Spuren großer Schönheit, ihr mattes Auge ruhte auf Stella mit einem Ausdrucke kläglicher Bitte.

»Sind Sie gekommen, die Arbeit abzuholen, Madame?« fragte sie auf englisch, mit vorherrschend fremdem Accent, »O, verzeihen Sie mir, ich habe sie noch nicht beendigt.«

Die zweite der beiden Arbeiterinnen blickte plötzlich auf. Auch sie war bleich und schwächlich, aber ihr Auge war glänzend und ihre Bewegungen hatten noch die Elastizität der Jugend bewahrt. Ihre Aehnlichkeit mit der älteren Frau bezeichnete, noch ehe sie sprach, den Grad der Verwandtschaft,

in welchem sie zu ihr stand.

»Ah, es war meine Schuld,« rief sie leidenschaftlich in französischer Sprache aus. »Ich war hungrig und müde und habe länger geschlafen als ich sollte. Meine Mutter war zu gütig, mich zu wecken und mich an die Arbeit zu treiben. Ich bin ein selbstsüchtiges, elendes Geschöpf und meine Mutter ist ein Engel!« Sie wischte hastig die Thränen ab, die sich in ihren Augen gesammelt hatten, und nahm ihre Arbeit wieder auf.

Stella beeilte sich, sie zu beruhigen.

»Ich habe in der That nichts mit Ihrer Arbeit zu schaffen,« sagte sie auf französisch, um sich ihnen leichter verständlich zu machen. »Ich bin hierher gekommen, Madame Marillac, wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen, aufrichtig zu gestehen, Ihnen meine Hilfe anzubieten.«

»Almosen?« sagte die Tochter, finster von ihrer Arbeit zu Stella aufblickend.

»Theilnahme,« antwortete Stella mit Herzlichkeit.

Das Mädchen nahm ihre Arbeit wieder auf.

»Verzeihen Sie mir,« versetzte sie, »mit der Zeit werde ich lernen, mich in mein Schicksal zu ergeben.«

Die Mutter bot Stella einen Stuhl an, indem sie sagte:

»Sie haben ein so gutes, schönes Gesicht, Miß, Sie werden sich durch das harte Wesen meiner Tochter nicht beleidigt fühlen. Es gab eine Zeit, wo auch ich ebenso empfindlich war, wie sie. Darf ich fragen, wie Sie dazu gekommen sind, von uns zu hören?«

»Ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen diese Frage nicht beantworte,« entgegnete Stella, »mir ist Schweigen auferlegt.«

Die Mutter antwortete nichts, aber die Tochter fragte kurz: »Weshalb?«

»Ich komme im Auftrage einer Person,« sagte Stella, sich an die Mutter wendend, »welche den Wunsch hegt, Ihnen zu helfen, ohne dabei genannt zu werden.«

Die bleichen Züge der Witwe belebten sich plötzlich. »Ach,« rief sie aus, »mein Bruder hat also den Tod des Generals erfahren, und mir endlich verziehen?«

»Nein, nein!« unterbrach sie Stella, »ich darf Sie nicht irre leiten. Derjenige, der Ihnen Hilfe angedeihen lassen will, ist kein Verwandter von Ihnen.«

Selbst nach dieser einfachen, bestimmten Erklärung konnte die arme Frau so rasch die Hoffnung nicht aufgeben, die in ihr erweckt worden war.

»Der Name, welchen ich jetzt führe, mag Sie zu einem Irrtum verleiten,« sagte sie. »Mein verstorbener Mann hat diesen Namen angenommen, als wir uns hier in der Fremde niederließen. Vielleicht wenn ich Ihnen sage —«

Die Tochter unterbrach sie schnell. »Liebe Mutter, überlasse das mir,« rief sie. Die Witwe seufzte und beugte sich über ihre Arbeit: »Madame Marillac ist ein ganz guter Name,« fuhr sie sich an Stella wendend fort, »so lange, bis wir uns etwas näher kennen gelernt haben werden. Ich vermuthe, daß Sie mit der Person, in deren Auftrage Sie hier sind, genau bekannt sind?«

»Natürlich, sonst würde ich nicht hierher gekommen sein.«

»In diesem Falle müssen Sie über deren Familienverbindungen unterrichtet sein und wissen, ob sie Verwandte in Frankreich hat?«

»Ich kann mit Bestimmtheit versichern,« entgegnete Stella, »daß alle Angehörigen des Betreffenden Engländer sind. Ich vertrete einen Freund, der von den besten Absichten für Madame Marillac's Wohl beseelt ist; das ist Alles.«

»Du siehst, Mutter, daß du dich geirrt hast. Ertrage es ebenso muthig, wie du schon so manche Prüfung ertragen hast,« sagte sie mit rührender

Zärtlichkeit, dann aber wandte sie sich an Stella, ohne sich nur die Mühe zu geben, ihr Mißtrauen gegen dieselbe zu verbergen.

»Eine von uns muß sich klar und deutlich aussprechen,« sagte sie. »Die wenigen Freunde, welche wir haben, sind alle Franzosen und ebenso arm wie wir. Ich sage Ihnen bestimmt, daß wir keine englischen Freunde haben. Wie kann jener unbekannte Wohlthäter von uns gehört haben? Sie sind uns vollkommen fremd, von Ihnen also hat er nichts erfahren können.«

Jetzt erst wurde Stella inne, in welche mißliche Stellung sie sich versetzt hatte; aber in dem Bewußtsein Romayne bei der Ausführung eines von ihm gehegten Lieblingsplanes behilflich sein zu können, vergaß sie das Unangenehme ihrer augenblicklichen Lage und sagte ernst:

»Sie hatten Ihre triftigen Gründe, Mademoiselle, als Sie Ihre Mutter davon zurückhielten, mir ihren wahren Namen zu entdecken. Sie werden aber auch gerecht genug sein, einzusehen, daß ihr unbekannter Wohlthäter auch seine Gründe haben kann, seinen Namen zu verschweigen.«

Diese wohlgesprochenen Worte veranlaßten Madame Marillac für Stella Partei zu ergreifen.

»Meine liebe Blanche,« sagte sie zu ihrer Tochter, »du redest wirklich etwas unfreundlich zu dieser guten jungen Dame. Du brauchst sie nur anzusehen, um davon überzeugt zu sein, daß sie es gut mit uns meint.«

Blanche ergriff ihre Nadel wieder, aber mit mürrischer Unterwerfung.

»Wenn wir Almosen annehmen sollen, Mutter, möchte ich auch die Hand kennen, welche sie uns spendet,« erwiderte sie. »Wehr will ich nicht sagen.«

»Wenn du so alt sein wirst wie ich, mein Kind,« versetzte Madame Marillac, »wirst du nicht mehr so entschieden denken wie jetzt. Ich habe in meinem Leben viel bittere Lehren erhalten,« fuhr sie gegen Stella fort, »und hoffentlich haben sie mir genützt. Mein Leben war kein glückliches.«

»Dein Leben war ein Martyrium,« rief die Tochter aus, unfähig ihre Gefühle zurückzuhalten. »O, Vater! Vater!« und die Arbeit hastig zurückschiebend, barg sie das Gesicht in ihren Händen.

Zum ersten Male nahm die sanfte Mutter einen strengen Ton an.

»Achte das Andenken Deines Vaters,« sagte sie. Blanche zitterte heftig, aber antwortete nicht.

»Ich besitze keinen falschen Stolz,« fuhr Madame Marillac fort, »ich gestehe ein, daß wir sehr arm sind; ich danke Ihnen, meine liebe, junge Dame von Herzen für Ihre gütigen Absichten, ohne Sie weiter mit Fragen zu belästigen, aber wir haben unser Auskommen. So lange meine Augen mir nicht den Dienst versagen, reicht der Ertrag unserer Arbeit für unseren Unterhalt aus. Meine älteste Tochter ertheilt Musikunterricht und ihre kleine Einnahme trägt dazu bei, die Kosten unseres Haushaltes zu bestreiten. Ich hege kein Mißtrauen gegen Sie, ich bitte Sie nur, uns noch eine kleine Weile versuchen zu lassen, ob wir uns nicht allein helfen können.«

Sie hatte kaum ihre Rede vollendet, als eine unverhoffte Unterbrechung Folgen herbeiführte, deren die drei Anwesenden nicht gewäßtig waren. Eine gellende, klagende Stimme drang plötzlich durch die dünne Zwischenwand, welche das Vorzimmer von dem hinteren Raume trennte.

»Brot!« rief die Stimme, »Brot! Ich bin hungrig! Brot! Brot!«

Die Tochter sprang auf. »Uns in diesem Augenblicke zu verrathen!« rief sie zornig aus. Die Mutter erhob sich schweigend und trat an den Wandschrank, der sich gerade Stella gegenüber befand. Zwei oder drei Gabeln und Messer, einige Tassen und Teller, sowie ein sorgfältig gefaltetes Tischtuch war alles, was dasselbe enthielt.

»Geh' hinein, mein Kind, und beruhige Deinen Bruder,« sagte Madame Marillac sanft, nachdem sie vergebens nach einer Brotrinde auf den leeren

Brettern des Schrankes sich umgesehen und denselben wieder geschlossen hatte.

Als Blanche, dem Befehle der Mutter folgend, sie verlassen und die Thür des Nebenzimmers hinter sich zugezogen hatte, öffnete Stella ihr Taschenbuch.

»Um Gottes Willen, nehmen Sie,« rief sie aus. »Ich biete es Ihnen als ein Zeichen meiner größten Achtung an, nehmen Sie es, wenn auch nur als ein Darlehn entgegen.«

Madame Marillac bat sie durch ein Zeichen, das Taschenbuch wieder zu schließen.

»Sie dürfen sich durch solche Kleinigkeiten nicht beunruhigen lassen,« sagte sie freundlich. »Der Bäcker wird uns Credit geben, bis wir das Geld für unsere Arbeit bekommen, meine Tochter weiß es. Wenn Sie mir nichts weiter sagen dürfen, meine Liebe, darf ich Sie dann darum bitten, mir Ihren Taufnamen mitzutheilen? Es schmerzt mich, mit Ihnen reden zu müssen, als seien Sie eine vollständige Unbekannte für mich.«

Als Stella diesem Wunsche nachgekommen, lächelte Madame Marillac, indem sie den Namen wiederholte.

»Ihr Name ist ein neues Band zwischen uns,« sagte sie. »Derselbe ist in Frankreich gebräuchlich und klingt mir freundlich und bekannt an diesem fremden Orte. Liebe Miß Stella, als mein Knabe Sie durch jenen Ruf nach Speise erschreckte, erinnerte er mich an die traurigste aller meiner Sorgen. Wenn ich an ihn denke, dann könnte ich verflucht sein, wenn mein besseres Gefühl mich nicht zurückhielte. — Nein, nein, stecken Sie Ihr Taschenbuch wieder ein. Ich bin der schamlosen Frechheit unfähig, eine Geldsumme zu borgen, die ich niemals wieder zurückerstattet könnte. Hören Sie erst, was der Gegenstand meines Kummers ist, und dann werden Sie einsehen, daß ich im Ernst rede. Ich hatte zwei Söhne, Miß Stella. Der Älteste, der liebenswürdigste und zärtlichste von allen meinen Kindern, wurde im Duell getötet.«

Diese unerwartete Eröffnung entriß Stella einen Schrei des Mitgefühls, der sie vergeblich zu unterdrücken gesucht. Jetzt verstand sie zum ersten Male die Gewissensbisse, welche Romayne quälten, und die sie nicht begriffen hatte, als Lord Loring ihr die schreckliche Geschichte jenes Duells mittheilte. Madame Marillac, welche den Eindruck, den ihre Erzählung auf Stella machte, der gewöhnlichen Empfindsamkeit eines jungen, gefühlvollen Mädchens zuschrieb, vermehrte noch unbewusst deren Schmerz, indem sie versuchte, sich zu entschuldigen.

»Ich bedauere, Sie so erschreckt zu haben,« sagte sie. »In Ihrem glücklichen Lande ist eine so schreckliche Todesart, wie die meines Sohnes, unbekannt. Ich muß dessen aber Erwähnung thun, damit Sie das Folgende verstehen können. Vielleicht ist es besser, ich fahre nicht fort?«

»Ja, ja! fahren Sie fort,« versetzte Stella, die sich wieder gefaßt hatte, eifrig.

»Mein Sohn dort im Nebenzimmer,« nahm die Witwe ihre Erzählung wieder auf, »ist jetzt vierzehn Jahre alt. Es hat Gott gefallen, das arme, unschuldige Kind schwer heimzusuchen. Seit jenem unglücklichen Tage, an welchem er heimlich den Duellanten folgte und Zeuge des Todes seines Bruders wurde, hat er seinen Verstand nie wieder erlangt. Aber Sie sind ganz blaß geworden! Wie unbedachtsam und rücksichtslos von mir! Ich hätte doch daran denken sollen, daß solche Schrecknisse nie ihren Schatten auf Ihr glückliches Leben geworfen haben.«

Stella rang nach Fassung und suchte Madame Marillac durch ein Zeichen zu beruhigen. Sie hatte jene Stimme gehört, welche Romayne verfolgte, diese Ueberzeugung erfüllte sie mit abergläubischer Furcht. Nicht jene Worte, welche über Hunger klagten und um Brot baten, sondern jene andern Worte:

»Mörder! Mörder! wo bist Du?« gellten in ihren Ohren wieder. Sie bat die Witwe, in ihrer Erzählung fortzufahren, nur um der unerträglichen Qual ein Ende zu machen, welche das augenblickliche Schweigen ihr verursachte.

»Bitte, fahren Sie fort,« bat sie, »fahren Sie fort.«

»Ich kann das Leiden meines Knaben freilich nicht ausschließlich den Folgen des Duells zuschreiben, « sagte Madame Marillac, »denn seine geistigen Fähigkeiten hielten nie mit seiner körperlichen Entwicklung gleichen Schritt. Der Tod seines Bruders mag wahrscheinlich das Resultat, das früher oder später zu erwarten war, nur beschleunigt haben. Sie haben nichts von ihm zu befürchten, er ist nicht gewaltthätig und er ist das schönste von meinen Kindern. Wünschen Sie ihn vielleicht zu sehen?«

»Nein; es ist mir lieber, Sie von ihm sprechen zu hören. Ist er sich seines Zustandes hewußt?«

»Wochenlang, Stella, nicht wahr, ich darf Sie Stella nennen? ist er ganz ruhig; Sie würden keinen Unterschied zwischen ihm und anderen Knaben bemerken, und doch ist es gerade dann, wo sich seiner ein Geist der Unruhe bemächtigt. Er erspäht jede Gelegenheit, und mögen wir ihn auch noch so sorgsam hüten, sich mit der größten Schlauheit unserer Wachsamkeit zu entziehen.«

»Wie, Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß er Ihnen davon läuft?« fragte Stella.

»Ja. Zwei Monate lang ist er von uns entfernt gewesen und erst gestern erlöste uns seine Wiederkunft aus einem Zustande der Ungewißheit, den zu beschreiben mir unmöglich ist. Wir wissen nicht, wo und in welcher Gesellschaft er die lange Zeit seiner Abwesenheit zugebracht hat. Nichts kann ihn dazu bewegen, über diesen Gegenstand zu sprechen. Heute Morgen belauschten wir ihn, als er mit sich selbst redete.«

Stella fühlte sich seltsam bewegt. War es vielleicht ein Theil von des Knaben Wahnsinn, jene Worte zu wiederholen, deren Echo in Romaynes Ohren wiederhallte?

»Spricht er jemals von dem Duell?« fragte sie.

»Niemals, er scheint alle Erinnerungen an dasselbe verloren zu haben. Wir hörten ihn diesen Morgen einige unzusammenhängende Worte von einer Frau sagen, und dann des Todes von irgend Jemanden erwähnen. Gestern Abend, als ich ihn zu Bette brachte, bemerkte ich, daß er etwas vor mir zu verbergen suchte. Er ließ mich ruhig alle seine Kleidungsstücke zusammenlegen, bis auf die Weste, diese riß er mir aus der Hand und legte sie unter sein Kopfkissen. Wir dürfen nicht darauf hoffen, die Weste ohne sein Vorwissen untersuchen zu können. Sein Schlaf ist so leicht, wie der eines Hundes, sobald man sich ihm nur nähern will, wacht er auf. Entschuldigen Sie, daß ich Sie mit diesen geringfügigen Kleinigkeiten unterhalte, die doch nur für uns Interesse haben. Sie werden aber wenigstens die beständige Angst begreifen, in welcher wir schweben.«

»In Ihrer unglücklichen Lage,« erwiderte Stella, »würde ich versuchen, es über mich zu gewinnen, mich von ihm zu trennen, das heißt ihn in ärztliche Pflege zu geben.«

Das Gesicht der Mutter nahm einen kummervollen Ausdruck an. »Ich habe mich schon danach erkundigt,« versetzte sie, »er muß eine Nacht im Arbeitshause zubringen ehe er als mittelloser Irrsinniger in einer öffentlichen Irren—Anstalt aufgenommen werden kann. Ach, meine Liebe, ich fürchte, ich habe meinen Stolz noch nicht ganz abgelegt! Er ist jetzt mein einziger Sohn, sein Vater war General in der französischen Armee; ich bin aus adeligem Geschlechte, ich kann meinen einzigen Sohn nicht in das Arbeitshaus bringen.«

»Ich kann mit Ihnen fühlen,« sagte Stella, ihre Hand ergreifend; »bringen Sie ihn in einer Privatanstalt unter, wo er freundliche Behandlung erfährt

und lassen Sie mich, o, lassen Sie mich, ich bitte Sie, mein Taschenbuch wieder öffnen.«

Aber die Witwe weigerte sich standhaft, selbst nur einen Blick auf das Taschenbuch zu werfen.

»Vielleicht,« beharrte Stella, »ist Ihnen keine Privatanstalt bekannt, der Sie Ihren Sohn anvertrauen möchten.«

»Meine Liebe, ich kenne einen solchen Ort. Der gute Arzt, der meinen Mann während seiner letzten Krankheit behandelte, hat mir denselben empfohlen. Einer seiner Freunde nimmt eine gewisse Anzahl mittellosen Geisteskranker bei sich auf und berechnet nicht mehr, als die Kosten ihres Unterhaltes. Eine unerschwingliche Summe für mich! Das ist die Versuchung, von der ich sprach. Die Hilfe von ein Paar Pfund würde ich vielleicht annehmen, wenn ich krank werden sollte, denn ich könnte sie später zurückzahlen. Aber eine größere Summe niemals.«

Sie stand auf, als wünschte sie die Unterredung zu beenden. Stella versuchte alle ihre Ueberredungskunst, sie zur Annahme ihres Anerbietens zu bewegen, aber umsonst. Dieser freundschaftliche Zwist hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn beide nicht von neuem aus dem Nebenzimmer her unterbrochen worden wären. Diesmal war die Unterbrechung nicht allein erträglich, sondern sogar angenehm. Der arme Knabe begann nämlich die Melodie eines französischen Liedes auf der Flöte oder dem Flageolet zu spielen.

»Jetzt ist er glücklich,« sagte die Mutter. »Er ist ein geborener Musiker, kommen Sie mit, zu ihm.«

Ein plötzlicher Gedanke überkam Stella. Sie überwand ihre unergründliche Abneigung den Knaben zu sehen, der auf so verhängnisvolle Weise in das Schicksal Romaynes verflochten und folgte Madamw Marillac in das Nebenzimmer. Während die Witwe ihr dahin voranschritt, nahm sie hastig einige Banknoten aus ihrem Taschenbuche und rollte sie zusammen, so daß sie dieselben leicht in der Hand verbergen konnte.

Der Knabe saß auf seinem Bette. Als Stella eintrat, legte er das Flageolet bei Seite, stand auf und verbeugte sich vor ihr. Sein langes, seidenweiches Haar floß über seine Schultern herab, aber trotz der Regelmäßigkeit seiner Züge verrieth der leere, nichtssagende Blick seiner schönen, großen Augen seine Geistesabwesenheit.

»Lieben Sie die Musik, Mademoiselle,« fragte er. Stella bat ihn, das kleine französische Liedchen, welches er eben gespielt, zu wiederholen und mit sichtlichem Vergnügen kam er ihrer Aufforderung nach. Seiner Schwester schien die Gegenwart der Fremden zu mißfallen.

»Die Arbeit bleibt liegen,« sagte sie und ging in das Vorderzimmer, die Mutter folgte ihr bis zur Thür, um ihr einige nötige Anweisungen zu geben. Diesen Moment benutzte Stella, um dem Knaben die Banknoten in die Tasche zu stecken, indem sie ihm dabei zuflüsterte:

»Gib das Deiner Mutter, wenn ich gegangen bin.« Auf diese Weise war sie sicher, daß Madame Marillac der Versuchung nicht würde widerstehen können.

Der Knabe nickte, zum Zeichen, daß er sie verstanden habe. Gleich darauf legte er aber mit erstauntem Ausdrucke das Flageolet nieder und blickte Stella an.

»Sie zittern,« sagte er, »fürchten Sie sich etwa?«

Ja, sie fürchtete sich wirklich. Schon das Bewußtsein, ihn angerührt zu haben, machte sie schaudern. Hatte sie vielleicht schon ein dunkles Vorgefühl eines Ungemachs, welches aus dieser zufälligen Begegnung mit ihm für sie erwachsen mochte? Madame Marillac, die sich in diesem

Augenblicke wieder zu Stella wandte, bemerkte deren Aufregung und fragte theilnehmend: »Mein armer Knabe erschreckt Sie doch nicht?«

Ehe Stella noch antworten konnte, ließ sich ein Klopfen an der äußersten Zimmerthür vernehmen und Lady Loring's Diener erschien mit der sorgfältig gefaßten Bestellung; »Wenn es gefällig ist, Miß, eine Freundin erwartet Sie draußen.«

Stella ergriff begierig die Gelegenheit, sich verabschieden zu können und gab das Versprechen, ihren Besuch in einigen Tagen wiederholen zu wollen. Madame Marillac küßte sie zum Abschiede auf die Stirn. Ihre Nerven waren durch die momentane Begegnung mit dem Knaben so heftig erschüttert worden, daß sie, als sie die Treppe hinabstieg, genöthigt war, sich auf den Arm des Dieners zu stützen, so heftig zitterte sie. Sie war doch von Natur nicht ängstlich. Was konnte das nur bedeuten?

Lady Lorings Wagen hielt am Eingang der Straße und alle Kinder der Nachbarschaft hatten sich um ihn versammelt, um ihn zu bewundern. Die Dame wartete nicht, bis der Diener den Wagenschlag geöffnet hatte, sondern kam ihm zuvor, indem sie dabei ausrief: »Steigen Sie rasch ein! O, Stella, Sie wissen nicht, wie ich mich um Sie geängstigt habe! Gütiger Himmel! wie erschrocken sehen Sie aus! Von welchem Elende habe ich Sie befreit? Nehmen Sie etwas Riechsalz und dann erzählen Sie mir Alles!«

Die frische Luft und die beruhigende Gegenwart ihrer alten Freundin, brachte Stella wieder bald zu sich selbst. Sie war im Stande ihren Besuch bei der Witwe des Generals zu beschreiben und die Fragen zu beantworten, welche ihre Erzählung nothwendiger Weise hervorrufen mußte. Lady Lorings letzte Frage war die wichtigste von allen.

»Was gedenken Sie hinsichtlich Romayne's zu thun?«

»Ich werde ihm schreiben, sobald wir zu Hause angelangt sind.«

Diese Antwort schien Lady Loring zu beunruhigen.

»Sie werden mich doch nicht verrathen?« fragte sie.

»Inwiefern?«

»Sie werden Romayne doch nicht entdecken, daß ich Ihnen die Geschichte jenes Duells erzählt habe?«

»Gewiß nicht. Ich werde Ihnen den Brief zeigen, ehe ich ihn abschicke.«

Hierüber beruhigt, fiel Lady Loring Major Hynd ein.

»Dürfen wir dem Major sagen, welchen Schritt Sie in dieser Sache getan haben?« fragte sie.

»Natürlich können wir es ihm mittheilen,« entgegnete Stella, »Ich werde Lord Loring nichts verschweigen und Ihren lieben Mann bitten, an den Major zu schreiben. Er braucht ihm ja nur zu sagen, daß ich die nötigen Erkundigungen eingezogen habe, nachdem ich von Ihnen in Allem unterrichtet worden sei und daß ich Mr. Romayne das Ergebnis derselben mitgetheilt habe.«

»Es ist leih genug, den Brief zu schreiben, meine Liebe, aber es ist nicht so leicht, vorauszusehen, was Major Hynd von Ihnen denken wird.«

»Mag Major Hynd von mir denken, was er will.«

»Ist es Ihnen auch so gleichgültig,« fragte Lady Loring mit boshaftem Lächeln, »wie Mr. Romayne über Ihre Handlungsweise urtheilen konnte?«

»Scherzen Sie nicht,« entgegnete Stella erröthend und sehr ernst, »wenn Sie mit mir von Mr. Romayne sprechen. An seiner Ächtung ist mir Alles gelegen.«

Eine Stunde später hatte Stella ihren Brief an Romayne beendet. Obgleich sie ihm darin gewissenhaft über Alles was sich zugetragen, Bericht erstattete, hielt sie es für ratsam, ihm zu verschweigen, daß die Witwe sie mit den Umständen des Todes ihres ältesten Sohnes und den traurigen Folgen, welche derselbe für den jüngeren Bruder nach sich gezogen, bekannt

gemacht habe. Sie schilderte ihm den Knaben nur als geistesschwach und dringend bedürftig, unter beständige Aufsicht gestellt zu werden, auch war das Schreiben so gehalten, daß Romayne annehmen konnte, Stella schreibe die Gründe seines Interesses für die Familie des Generals einfach feinem Wohlthätigkeitssinne zu.

Der Brief endete mit folgenden Zeilen:

*»Ich habe mir eine unverzeihliche Freiheit erlaubt, indem ich mich als Ihre Bevollmächtigte vorstelle, und kann nur als Entschuldigungsgrund anführen, daß es in guter Absicht geschehen ist. Es erschien mir hart für die armen Leute und ungerecht gegen Sie, daß Ihre Abwesenheit eine unnütze Verzögerung in der Ausführung Ihrer guten Absichten veranlassen sollte. In der Beurtheilung meiner Handlungsweise bitte ich Sie, in Erwägung zu ziehen, daß ich es auf das Sorgsamste vermieden habe, Sie in irgend welcher Weise bloßzustellen. Sie sind Madame Marillac nur als eine theilnehmende Person genannt worden, die sich erbietet, ihr unbekannter Weise Unterstützung zu gewähren. Wenn Sie nichts desto weniger das, was ich getan, mißbilligen, kann ich Ihnen nicht verbergen, daß mir dies sehr schmerzlich sein würde. Ich war so begierig, Ihnen nützlich zu sein, während die Anderen zu zögern schienen. Ich muß dann meinen Trost in dem Gedanken finden, daß ich dadurch die Bekanntschaft einer der besten und edelsten Frauen gemacht habe und daß ich dazu beigetragen habe, ihren armen Sohn vor künftigen Gefahren zu schützen, deren Größe ich nicht im Stande bin, vorauszusehen. Sie werden vollenden, was ich begonnen habe. Seien Sie gütig und nachsichtig gegen mich, wenn ich Sie in dieser Angelegenheit unabsichtlich beleidigt habe, und ich werde mich dankbar des Tages erinnern, an welchem ich es übernommen habe, die Rolle von Mr. Romaynes Almosenier zu spielen.«*

Lady Loring las den Schlußsatz wiederholt durch.

»Ich glaube, das Ende Ihres Briefes wird seine Wirkung auf ihn nicht verfehlten,« bemerkte sie.

»Wenn dasselbe eine freundliche Antwort hervorruft,« versetzte Stella, »so bin ich vollkommen befriedigt.«

»Wenn es etwas bewirkt, so wird es mehr, wie nur eine freundliche Antwort sein,« sagte Lady Loring.

»Was könnte es mehr sein?«

»Meine Liebe, es könnte ihn zu Ihnen zurückführen.«

Diese hoffnungsvollen Worte schienen Stella eher zu erschrecken, wie zu ermuthigen.

»Ihn zu mir zurückführen?« wiederholte sie »O, Adelaide, ich wollte, ich könnte Ihre Ansicht theilen!«

»Schicken Sie den Brief zur Post,« versetzte Lady Loring, »das Weitere wird sich finden.





## 13. Kapitel.

### *Die Korrespondenz von Vater Benwell.*

#### I.

*Arthur Penrose an Pater Benwell.*

Hochwürdiger und sehr geehrter Vater — Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Sie zu sehen, erhielt ich Ihre Anweisung, Ihnen das Ergebnis meiner Gespräche mit Mr. Romayne über Religion brieflich mitzuteilen.

Wie sich herausgestellt hat, ist es überflüssig, Ihre Zeit damit zu vergeuden, sich ausführlich mit diesem Thema zu befassen, und zwar schriftlich. Herr Romayne war sehr beeindruckt von den ausgezeichneten Büchern, die ich ihm vorgestellt habe. Er erhebt einige Einwände, auf die ich nach bestem Wissen und Gewissen eingegangen bin, und er verspricht, meine Argumente in nächster Zeit mit größter Aufmerksamkeit zu prüfen. Ich bin glücklicher in der Hoffnung, seine geistige Ruhe wiederherzustellen — mit anderen und würdigeren Worten, seine Bekehrung zu bewirken —, als ich Ihnen mit meinen Worten sagen kann. Ich respektiere und bewundere, ja ich könnte fast sagen, ich liebe Herrn Romayne.

Die Einzelheiten, die in diesem kurzen Fortschrittsbericht fehlen, werde ich das Privileg haben, Ihnen persönlich mitzuteilen. Herr Romayne möchte sich nicht länger vor seinen Freunden verbergen. Er hat heute Morgen einen Brief erhalten, der alle seine Pläne geändert und ihn zur sofortigen Rückkehr nach London veranlasst hat. Ich kenne weder den Inhalt des Briefes noch den Namen des Schreibers, aber ich freue mich für Herrn Romayne, dass die Lektüre des Briefes ihn glücklich gemacht hat.

Ich hoffe, Ihnen bis morgen Abend meine Grüße zu übermitteln.

---

## II.

*Mr. Bitrake an Vater Benwell.*

Sir — die Nachforschungen, die ich auf Ihre Bitte hin angestellt habe, waren in einer Hinsicht erfolgreich.

Ich bin in der Lage, Ihnen mitzuteilen, dass die Ereignisse in Mr. Winterfields Leben ihn zweifelsfrei mit der jungen Dame namens Miss Stella Eyrecourt in Verbindung gebracht haben.

Die Begleitumstände sind jedoch nicht so einfach zu ermitteln. Nach dem sorgfältigen Bericht der Person, die ich beschäftige, zu urteilen, muss es in diesem Fall schwerwiegende Gründe gegeben haben, Fakten geheim zu halten und Zeugen aus dem Weg zu gehen. Ich erwähne dies nicht, um Sie zu entmutigen, sondern um Sie auf Verzögerungen vorzubereiten, die auf unserem Weg zur Entdeckung auftreten können.

Ich bitte Sie, Ihr Vertrauen in mich zu bewahren und mir Zeit zu geben — und ich verantworte das Ergebnis.

**Ende des Ersten Buches.**





## Zweites Buch.

### 1. Kapitel. *Der Sandwichtanz.*



in schöner Frühling, nach einem ungewöhnlich strengen Winter, verhieß Gutes für die Aussichten der Londoner Saison.

Unter den gesellschaftlichen Vergnügungen dieser Zeit erregte die Ankündigung einer von Lady Loring zu veranstaltenden Party mit dem kuriosen Titel «Sandwich Dance» die allgemeine Neugier in der kleinen Sphäre, die sich absurderweise mit dem großen Namen «Society» bezeichnet. Die Einladungen wurden zu einer ungewöhnlich frühen Stunde verschickt, und es war klar, dass den Gästen nichts so Deftiges und Banales wie das übliche Abendessen angeboten werden sollte. Mit einem Wort, der Ball von Lady Loring war als kühner Protest gegen späte Stunden und schwere Mitternachtsmahlzeiten gedacht. Die Jüngeren waren alle für die vorgeschlagene Reform. Die Älteren lehnten es ab, sich im Voraus zu äußern.

Im kleinen Kreis der intimsten Freunde von Lady Loring wurde geflüstert, dass eine Neuerung in Sachen Erfrischungen ins Auge gefasst wurde, die die toleranten Prinzipien der Gäste auf eine harte Probe stellen würde. Miss Notman, die Haushälterin, die seit dem denkwürdigen Vorfall mit der Austernomelette höflich mit einer kleinen Rente gedroht hatte, beschloss, ihren Plan in die Tat umzusetzen, als sie hörte, dass es kein Abendessen geben solle. «Meine Verbundenheit mit der Familie kann viel ertragen», sagte sie. «Aber wenn Lady Loring absichtlich einen Ball ohne Abendessen gibt, muss ich meinen Kopf irgendwo verstecken — und das sollte besser außerhalb des Hauses sein!» Nimmt man Miss Notman als Repräsentantin einer Klasse, so sah der Empfang des kommenden Experiments, gelinde gesagt, zweifelhaft aus.

Am verabredeten Abend machten die Gäste eine erfreuliche Entdeckung, als sie die Empfangsräume betrat. Es stand ihnen völlig frei, sich nach Belieben zu amüsieren.

In den Salons wurde getanzt, die Gemäldegalerie war der Kammermusik gewidmet. Schach- und Kartenspieler fanden abgelegene und ruhige Räume, die speziell für sie vorbereitet waren. Menschen, die nichts anderes wollten als reden, wurden in einer eigenen Sphäre perfekt untergebracht. Und Verliebte (ernsthaft oder nicht ernsthaft) fanden in einem schwach beleuchteten Wintergarten mit vielen Nischen jenes Ideal des diskreten Rückzugs, das Einsamkeit und Gesellschaft unter einem Dach vereint.

Doch die Bestellung der Erfrischungen fand nicht, wie vorgesehen, den gleichen Anklang wie die Einrichtung der Räume. Der erste Eindruck war ungünstig. Lady Loring wusste jedoch genug über die menschliche Natur, um die Ergebnisse zwei mächtigen Verbündeten zu überlassen: Erfahrung und

Zeit.

Mit Ausnahme des Wintergartens konnten die staunenden Gäste nirgendwo hingehen, ohne Tische zu entdecken, die hübsch mit Blumen geschmückt waren und auf denen Hunderte von kleinen, reinweißen Porzellantellern standen, die mit nichts anderem als mit Sandwiches beladen waren. Es wurden alle möglichen Meinungen eingeholt. Leute mit normalem Geschmack, die wissen wollten, was sie essen, konnten sich für herkömmliches Rindfleisch oder Schinken entscheiden, umhüllt von dünnen Brotscheiben mit einem für sie ganz neuen, delikaten Geschmack. Andere, die nicht so leicht zufriedenzustellen waren, wurden durch Sandwiches mit Gänseleberpastete und durch exquisite Kombinationen von Hühnchen und Trüffeln verführt, die zu einem cremigen Brei verarbeitet wurden, der wie Butter am Brot klebte. Experimentierfreudige Ausländer, die dem Knoblauch nicht abgeneigt waren, entdeckten die feinsten Würste Deutschlands und Italiens in englischen Sandwiches verarbeitet. Sardellen und Sardinen fanden auf dieselbe unerwartete Weise Anklang bei Männern, die einen künstlichen Durst erzeugen wollten — nachdem sie sich zuvor vergewissert hatten, dass der Champagner etwas war, an das man sich gerne erinnerte und das man auf anderen Partys bis zum Ende der Saison bedauerte. Die gastfreundliche Fülle der Erfrischungen war allgegenwärtig und unerschöpflich. Wo auch immer sich die Gäste aufhielten oder wie auch immer sie sich vergnügten, die hübschen kleinen weißen Teller verlockten sie ständig. Die Leute aßen, wie sie noch nie zuvor gegessen hatten, und sogar das eingefleischte englische Vorurteil gegen alles Neue war endlich überwunden. Die allgemeine Meinung erklärte den Sandwichtanz zu einer bewundernswerten Idee, die perfekt umgesetzt wurde.

Viele der Gäste machten ihrer Gastgeberin das Kompliment, zu der in den Einladungen genannten frühen Stunde zu erscheinen. Einer von ihnen war Major Hynd. Lady Loring nutzte die erste Gelegenheit, mit ihm getrennt zu sprechen.

»Ich höre, Sie waren ein wenig verärgert«, sagte sie, »als Sie erfuhren, dass Miss Eyrecourt Ihnen die Ermittlungen aus der Hand genommen hat.«

»Ich hielt das für ein ziemlich kühnes Vorgehen, Lady Loring«, erwiderte der Major. »Aber da sich die Witwe des Generals als eine Dame im besten Sinne des Wortes entpuppte, hat sich Miss Eyrecourts romantisches Abenteuer gelohnt. Ich würde ihr nicht empfehlen, dasselbe Risiko ein zweites Mal einzugehen.«

»Ich nehme an, Sie wissen, was Romayne davon hält?«

»Noch nicht. Seit ich in der Stadt bin, war ich zu beschäftigt, um ihn aufzusuchen. Verzeihen Sie, Lady Loring, wer ist dieses schöne Geschöpf in dem blassgelben Kleid? Ich habe sie doch sicher schon einmal gesehen?«

»Dieses schöne Geschöpf, Major, ist die kühne junge Dame, deren Benehmen Sie nicht billigen.«

»Miss Eyrecourt?«

»Ja.«

»Ich nehme alles zurück, was ich gesagt habe!«, rief der Major schamlos. »Eine solche Frau kann alles tun. Sie schaut in diese Richtung. Bitte, stellen Sie mich vor.«

Der Major wurde vorgestellt, und Lady Loring kehrte zu ihren Gästen zurück.

»Ich glaube, wir sind uns schon einmal begegnet, Major Hynd«, sagte Stella.

Ihre Stimme lieferte das fehlende Glied in der Erinnerung des Majors an die Ereignisse. Als er sich daran erinnerte, wie sie Romayne auf dem Deck des Dampfers angeschaut hatte, begann er, Miss Eyrecourts sonst unverständliches Bestreben, der Familie des Generals von Nutzen zu sein, zu

verstehen. «Ich erinnere mich genau», antwortete er. «Es war auf der Überfahrt von Boulogne nach Folkestone — und mein Freund war bei mir. Sie und er sind sich zweifellos seit dieser Zeit begegnet?» Er stellte die Frage als reine Formalität. Der unausgesprochene Gedanke in ihm war: «Wieder eine von denen, die in Romayne verliebt sind! und es wird, wie üblich, nichts dabei herauskommen.»

»Ich hoffe, Sie haben mir verziehen, dass ich an Ihrer Stelle nach Camp's Hill gefahren bin«, sagte Stella.

»Ich sollte Ihnen dankbar sein«, erwiederte der Major. «Sie haben keine Zeit verloren, um diesen armen Leuten zu helfen, und Ihre Überzeugungskraft hat Erfolg gehabt, wo meine vielleicht versagt hätte. Hat Romayne sie seit seiner Rückkehr nach London selbst aufgesucht?»

»Nein. Er möchte unbekannt bleiben und begnügt sich vorläufig damit, von mir vertreten zu werden.«

»Vorläufig.« wiederholte Major Hynd.

Eine schwache Röte überzog ihren zarten Teint. «Es ist mir gelungen», fuhr sie fort, «Madame Marillac dazu zu bringen, die von mir angebotene Hilfe für ihren Sohn anzunehmen. Das arme Geschöpf ist unter gütiger Aufsicht in einer privaten Anstalt in Sicherheit. Mehr kann ich bis jetzt nicht tun.»

»Wird die Mutter nichts annehmen?«

»Nichts, weder für sich noch für ihre Tochter, solange sie arbeiten können. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie geduldig und schön sie von ihrem schweren Los spricht. Aber ihre Gesundheit könnte nachlassen — und es ist möglich, dass ich London bald verlassen werde.« Sie hielt inne; die Röte auf ihrem Gesicht vertiefte sich. «Die Gesundheit der Mutter könnte während meiner Abwesenheit versagen», fuhr sie fort, «und Mr. Romayne wird Sie bitten, sich von Zeit zu Zeit um die Familie zu kümmern, während ich weg bin.»

»Das werde ich mit Vergnügen tun, Miss Eyrecourt. Wird Romayne heute Abend hier sein?«

Sie lächelte strahlend und schaute weg. Die Neugier des Majors war geweckt — er schaute in die gleiche Richtung. Da betrat Romayne den Raum, um selbst zu antworten.

Was lockte den ungeselligen Studenten zu einer Abendgesellschaft? Major Hynds Augen waren auf die Uhr gerichtet. Als Romayne und Stella sich die Hand gaben, offenbarte sich ihm die Anziehungskraft von Miss Eyrecourt von selbst. Der Major erinnerte sich an die kurzzeitige Verwirrung, die sie verraten hatte, als sie davon sprach, London möglicherweise zu verlassen, und an Romaynes Pläne, ihren Platz als seine Haushälterin einzunehmen, und zog daraus mit militärischer Ungeduld einen Schluss. «Ich habe mich geirrt», dachte er, «mein undurchdringlicher Freund ist endlich an der richtigen Stelle gerührt. Wenn die prächtige Kreatur in Gelb London verlässt, wird der Name auf ihrem Gepäck Mrs. Romayne lauten.»

»Sie sehen ganz anders aus, Romayne!«, sagte er schelmisch, «seit wir uns das letzte Mal gesehen haben.«

Stella entfernte sich vorsichtig und ließ die beiden frei reden. Romayne nutzte diesen Umstand nicht, um seinen alten Freund in sein Vertrauen zu ziehen. Was auch immer für Beziehungen zwischen ihm und Miss Eyrecourt bestehen mochten, sie wurden offensichtlich bis jetzt geheim gehalten. «Meine Gesundheit hat sich in letzter Zeit etwas gebessert», war die einzige Antwort, die er gab.

Der Major senkte seine Stimme zu einem Flüstern.

»Haben Sie keine angst vor einem Rückfall!?«, begann er.

Romayne unterbrach ihn an dieser Stelle. «Ich will nicht, dass meine Gebrechen öffentlich gemacht werden», flüsterte er gereizt zurück. «Sehen

Sie sich die Leute um uns herum an! Wenn ich Ihnen sage, dass es mir in letzter Zeit besser geht, sollten Sie wissen, was das bedeutet.«

»Gibt es einen erkennbaren Grund für die Besserung?«, beharrte der Major, immer noch darauf bedacht, Beweise für seine eigenen Schlussfolgerungen zu bekommen.

»Nein!« antwortete Romayne schroff.

Aber Major Hynd ließ sich von scharfen Antworten nicht entmutigen. «Miss Eyrecourt und ich haben uns an unsere erste Begegnung an Bord des Dampfers erinnert», fuhr er fort. «Erinnern Sie sich, wie gleichgültig Sie dieser schönen Person gegenüberstanden, als ich Sie fragte, ob Sie sie kennen? Es freut mich zu sehen, dass du heute Abend einen besseren Geschmack hast. Ich wünschte, ich würde sie gut genug kennen, um ihr so die Hand zu geben wie du.«

»Hynd! Wenn ein junger Mann Unsinn redet, ist seine Jugend seine Entschuldigung. In deinem Alter hast du das entschuldbare Alter überschritten — sogar in der Einschätzung deiner Freunde.«

Mit diesen Worten wandte sich Romayne ab. Der unverbesserliche Major begegnete dem ihm zugefügten Vorwurf sogleich mit einer klugen Antwort. «Denken Sie daran», sagte er, «dass ich der erste Ihrer Freunde war, der Ihnen Glück wünschte!» Auch er wandte sich ab — in Richtung des Champagners und der Sandwiches.

In der Zwischenzeit hatte Stella Penrose entdeckt, der verloren in der glänzenden Ansammlung von Gästen allein in einer Ecke stand. Es genügte ihr, dass der Sekretär von Romayne auch Romaynes Freund war. Vorbei an bekannten und berühmten Persönlichkeiten, die alle mit ihr sprechen wollten, ging sie zu dem schüchternen, nervösen, traurig aussehenden kleinen Mann und tat alles, um ihn zu beruhigen.

»Ich fürchte, Mr. Penrose, das ist keine sehr attraktive Szene für Sie.« Nachdem sie diese freundlichen Worte gesagt hatte, hielt sie inne. Penrose sah sie verwirrt an, aber mit einem Ausdruck von Interesse, den sie bei ihm noch nie erlebt hatte. «Hat Romayne es ihm erzählt?», fragte sie sich innerlich.

»Es ist eine sehr schöne Szene, Miss Eyrecourt«, sagte er in seinem tiefen, ruhigen Ton.

»Sind Sie mit Mr. Romayne hierher gekommen?«, fragte sie.

»Ja. Auf seinen Rat hin habe ich die Einladung angenommen, mit der mich Lady Loring beeindruckt hat. Ich bin in einer Versammlung wie dieser leider fehl am Platz — aber ich würde weit größere Opfer bringen, um Mr. Romayne zu gefallen.«

Sie lächelte gütig. Eine so unverblümte Hingabe an den Mann, den sie liebte, gefiel ihr und rührte sie. In ihrem Bestreben, ein Thema zu finden, das ihn interessieren könnte, überwand sie ihre Abneigung gegen den geistlichen Leiter des Hauses. «Kommt Pater Benwell heute Abend zu uns?», erkundigte sie sich.

»Er wird ganz sicher hier sein, Miss Eyrecourt, wenn er rechtzeitig nach London zurückkehren kann.«

»Ist er schon lange weg?«

»Beinahe eine Woche.«

Da sie nicht wusste, was sie sonst sagen sollte, machte sie Penrose das Kompliment, ein Interesse an Pater Benwell vorzutäuschen.

»Hat er eine lange Reise vor sich, um nach London zurückzukehren?«, fragte sie.

»Ja — den ganzen Weg von Devonshire.«

»Aus Süd—Devonshire?«

»Nein. Nord—Devonshire — Clovelly.«

Das Lächeln verließ plötzlich ihr Gesicht. Sie stellte eine weitere Frage — ohne die Anstrengung zu verbergen, die es sie kostete, oder die Unruhe, mit der sie auf die Antwort wartete.

»Ich kenne mich in der Gegend von Clovelly aus«, sagte sie. «Ich frage mich, ob Vater Benwell dort Freunde von mir besucht?«

»Das vermag ich nicht zu sagen, Miss Eyrecourt. Die Briefe des Pfarrers werden an das Hotel weitergeleitet — mehr weiß ich nicht.«

Mit einer sanften Neigung des Kopfes wandte sie sich anderen Gästen zu, blickte zurück und sagte mit einer letzten kleinen höflichen Aufmerksamkeit für ihn: «Wenn Sie Musik mögen, Mr. Penrose, rate ich Ihnen, in die Gemäldegalerie zu gehen. Sie werden ein Quartett von Mozart spielen.«

Penrose bedankte sich bei ihr und bemerkte, dass ihre Stimme und ihr Verhalten seltsam gedämpft waren. Sie machte sich auf den Weg zurück in das Zimmer, in dem die Gastgeberin ihre Gäste empfing. Lady Loring war im Moment allein und ruhte sich auf einem Sofa aus. Stella beugte sich über sie und sprach in vorsichtig gesenktem Ton.

»Wenn Vater Benwell heute Abend hierher kommt«, sagte sie, «versuchen Sie herauszufinden, was er in Clovelly gemacht hat.«

»Clovelly?« wiederholte Lady Loring. «Ist das das Dorf in der Nähe von Winterfields Haus?«

»Ja.«





## 2. Kapitel.

### *Die Frage der Verheiratung.*

Als Stella Lady Loring antwortete, klopfte ihr ein eifriger Gast mit einem Fächer geschickt auf die Schulter.

Der Gast war eine sehr kleine Frau mit funkelnden Augen und einem ewigen Lächeln. Die Natur, die durch Puder und Farbe korrigiert worden war, kam an ihren Armen, ihrem Busen und dem oberen Teil ihres Rückens reichlich zur Geltung. Die Kleider, die sie trug, waren vielleicht in der Quantität mangelhaft, aber in der Qualität absolut perfekt. Selbst in einem Bilderbuch einer Hutmacherin sind nie schönere Farben, Formen und Ausführungen zu sehen gewesen. Ihr helles Haar war mit Fransen und Locken geschmückt, nach dem Muster, das uns die Porträts aus der Zeit Karls des Zweiten vertraut gemacht haben. Sie hatte weder etwas Junges noch etwas Altes an sich, abgesehen von ihrer Stimme, die eine leichte Heiserkeit verriet, die möglicherweise auf die Erschöpfung zurückzuführen war, die durch jahrelanges, ununterbrochenes Reden entstanden war. Man könnte hinzufügen, dass sie so aktiv wie ein Eichhörnchen und so verspielt wie ein Kätzchen war. Aber die Dame musste mit einer gewissen Nachsicht im Ton behandelt werden, und zwar aus einem guten Grund: Sie war Stellas Mutter.

Stella drehte sich beim Klopfen des Fächers schnell um. «Mama!» rief sie aus, «wie du mich erschreckst!»

»Mein liebes Kind«, sagte Frau Eyrecourt, »du bist von Natur aus träge, und du willst aufgeschreckt werden. Geh sofort ins Nebenzimmer. Mr. Romayne sucht nach dir.«

Stella wich einen Schritt zurück und blickte ihre Mutter mit leeren Augen an. «Ist es möglich, dass du ihn kennst?», fragte sie.

»Mr. Romayne geht nicht in die Gesellschaft, sonst wären wir uns schon längst begegnet«, antwortete Mrs. Eyrecourt. «Er ist eine auffällige Person – und er ist mir aufgefallen, als er Ihnen die Hand schüttelte. Das hat mir gereicht. Ich habe mich ihm gerade als deine Mutter vorgestellt. Er war ein wenig stattlich und steif, aber sehr charmant, als er wusste, wer ich bin. Ich habe mich freiwillig gemeldet, um dich zu finden. Er war ziemlich erstaunt. Ich glaube, er hat mich für deine ältere Schwester gehalten. Wir sind uns nicht im Geringsten ähnlich, nicht wahr, Lady Loring? Sie kommt nach Ihrem armen, lieben Vater. Er war von Natur aus träge. Mein liebes Kind, erhebe dich. Du hast endlich einen Preis in der großen Lotterie gezogen. Wenn je ein Mann verliebt war, dann ist Mr. Romayne dieser Mann. Ich bin Physiognomiker, Lady Loring, und ich sehe die Leidenschaften im Gesicht. Oh, Stella, was für eine Eigenschaft! Vange Abbey. Da bin ich mal entlang gefahren, als ich in der Gegend zu Besuch war. Herrlich! Und ein weiteres Vermögen (zwölftausend im Jahr und eine Villa in Highgate) seit dem Tod seiner Tante. Und meine Tochter könnte die Herrin davon werden, wenn sie nur ihre Karten richtig ausspielt. Was für eine Entschädigung nach all dem, was wir durch dieses Ungeheuer Winterfield erlitten haben!«

»Mama, ich bitte Dich!« sagte Stella entrüstet.

»Stella, unterbrich mich nicht, wenn ich zu Deinem Besten mit Dir rede. Ich kenne keine unleidlichere Person, wie meine Tochter, bei gewissen Gelegenheiten, Lady Loring. Und doch liebe ich sie. Ich gehe durch Feuer und Wasser für mein schönes Kind. Erst in vergangener Woche war ich bei einer Hochzeit und dachte an Stella. Die Kirche war gedrängt voll. Hundert Personen waren zum Hochzeitsfrühstück geladen. Der Spitzenschleier der Braut — Worte reichen nicht hin, ihn zu beschreiben. Zehn Brautjungfern in Blau und Silber erinnerten mich an die zehn Jungfrauen, nur waren mehr wie zehn thörichte unter ihnen, aber sie sahen reizend aus. Der Erzbischof brachte die Gesundheit der Braut und des Bräutigams aus. So schön und gefühlvoll. Einige von uns weinten. Ich dachte an meine Tochter. Ach, wenn es mir doch bald vergönnt wäre, Stella in derselben glücklichen Lage zu sehen. Nur würde ich wenigstens für zwölf Jungfrauen stimmen und statt Blau und Silber, Grün und Gold vorschlagen. Nicht vorteilhaft für den Teint, werden Sie einwenden. Aber dem kann man künstlich abhelfen. Wenigstens sagte man mir das. Welch' ein Haus würde das Ihrige sein, nicht wahr, ein deutlicher Wink, Lady Loring? Welch ein Haus würde das Ihrige sein, um darin die Hochzeit zu feiern, mit diesem Drawingroom, wo sich die Gäste versammeln könnten und der Gemäldegalerie für das Frühstück. Ich bin mit dem Erzbischof bekannt, mein Liebling, er soll die Trauung vollziehen. Warum gehst Du nicht in das andere Zimmer? Ach, dieses leidliche Phlegma! Wenn Du nur meine Thatkraft besäßest, wie ich immer zu Deinem Vater zu sagen pflegte. Willst Du nicht gehen? Ja, theure Lady Loring, ich bitte um ein Glas Champagner und um eines jener herrlichen Sandwiches. Wenn Du nicht gehst, Stella, setze ich alle Schicklichkeit außer Augen und schiebe Dich in das andere Zimmer, so groß und alt Du bist.«

Stella gab der Nothwendigkeit nach.

»Halten Sie sie ruhig,« flüsterte sie Lady Loring zu, bei dem augenblicklichen Stillschweigen, das jetzt folgte, da selbst Mrs. Eyrecourt nicht im Stande war, zu sprechen, während sie Champagner trank.

Im Nebenzimmer fand Stella Romayne, der sehr abgespannt und reizbar aussah, dessen Züge sich aber gleich aufhellten, als sie sich ihm näherte.

»Meine Mutter hat mit Ihnen gesprochen,« sagte sie, »ich fürchte —«

»Sie ist Ihre Mutter,« unterbrach er sie freundlich. »Halten Sie mich für undankbar genug, dies je zu vergessen?«

Sie nahm seinen Arm und sah ihn mit einem Blick unaussprechlicher Liebe an.

»Kommen Sie in ein weniger besuchtes Zimmer,« flüsterte sie ihm zu.

Romayne führte sie sie hinaus und keiner von ihnen bemerkte Penrose, der sich auch im Zimmer befand.

Seit Stella mit ihm gesprochen, war er, in Gedanken verloren, die keineswegs glücklich waren, an derselben Stelle, wo sie ihn verlassen hatte, wie festgebannt stehen geblieben. Sein Auge folgte mit traurigem Blick den beiden sich entfernenden Gestalten Romayne's und Stella's. Eine leichte Röthe überflog sein bleiches Gesicht. Gleich den meisten Menschen, welche an ein einsames Leben gewöhnt sind, pflegte auch er, wenn er heftig erregt war, laut mit sich selbst zu reden:

»Nein,« sagte er, als die Beiden sich entfernt hatten, »es ist eine Schmach, so etwas zu verlangen!« Damit wandte er sich zum Gehen, kam unbemerkt an Lady Loring, die noch im Empfangszimmer war, vorüber und verließ das Haus.

Romayne und Stella durchschritten das Spielzimmer und gelangten durch den Hausgang in das Gewächshaus.

Zum ersten Male an diesem Abende war der Ort gänzlich vereinsamt. Den Tönen eines neu erfundenen Tanzes, welche gedämpft aus dem Ballsaale herüberschallten, hatten die bisherigen Inhaber desselben nicht widerstehen

können. Diejenigen, welche jenes Tanzes kundig, waren begierig, sich zu zeigen, und jene, welche von demselben nur gehört, waren ebenso begierig zuzusehen und zu lernen. Selbst zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts können Jünglinge und Mägdelein der »Gesellschaft« noch ernstlich wollen, wenn das Ziel, welches sie vor Augen haben, ein neuer Tanz ist.

Was würde Major Hynd dazu gesagt haben, wenn er Romayne einen der verstecktesten Plätze des Gewächshauses hätte aufsuchen sehen, in dem sich eine Bank, gerade groß genug für zwei, befand? Aber der Major hatte, seine Jahre und seine Familie vergessend, sein Standquartier im Ballsaal aufgeschlagen.

»Ich möchte wissen,« sagte Stella, »ob Sie eine Ahnung davon haben, wie tief Ihre freundlichen Worte mich rührten, als Sie von meiner Mutter sprachen. Soll ich Ihnen sagen, was ich empfand?«

Sie schlang ihren Arm um seinen Nacken und küßte ihn. Er war noch ein Neuling in der Liebe im edelsten Sinne des Wortes. Die sanfte Berührung ihrer Lippen, der süße Duft ihres Athems berauschten ihn. Kuß um Kuß gab er ihr zurück. Doch mit einer für einen Mann unfaßlichen Plötzlichkeit gewann sie ihre Selbstbeherrschung wieder und entwand sich seiner Umarmung. Und von der tiefen Zärtlichkeit kehrte sie zur seichten Oberflächlichkeit zurück.

»Was würde Mr. Penrose sagen, wenn er uns sähe?« flüsterte sie.

»Wie kommen Sie auf Penrose? Haben Sie ihn heute Abend gesehen?«

»Ja, er sah aus als fühle er sich in diesem ihm fremden Elemente nicht behaglich. Ich habe mein Bestes getan, um ihn zu unterhalten, denn ich weiß, daß Sie ihn gern haben.«

»Meine gute Stella!«

»Nein, nicht wieder! Ich spreche jetzt ernsthaft. Mr. Penrose sah mich mit sonderbarer Theilnahme an, ich kann nicht beschreiben wie. Haben Sie ihn in unser Vertrauen gezogen?«

»Er ist mir so ergeben, er hegt eine so wahre, warme Theilnahme für mich,« sagte Romayne, »daß ich mich schämen würde, ihn wie einen Fremden zu behandeln. Auf unserer Herreise gestand ich ihm, daß Ihr liebenswürdiger Brief mich zur Rückkehr bestimmt habe. Ich sagte zu ihm: »Ich muß es ihr selbst sagen, wie wohl sie mich verstanden hat und wie tief ich ihre Freundlichkeit anerkenne.« Penrose ergriff in seiner zarten, achtungsvollen Weise meine Hand, indem er versetzte: »Auch ich verstehe Sie.« Das ist Alles, was zwischen uns vorgefallen ist.«

»Und seitdem nichts mehr?«

»Nichts.«

»Kein Wort von dem, was wir mit einander geredet haben, als wir letzte Woche in der Gemäldegalerie waren?«

»Nicht ein Wort. Ich bin schon Selbstquäler genug, um mir selbst jetzt zu mißtrauen. Gott weiß es, ich habe Ihnen nichts verborgen, und dennoch. — Bin ich nicht recht selbstsüchtig, an mein eigenes Glück zu denken, Stella, wo ich nur an Sie denken sollte? Sie wissen, mein Engel, welches Leben Ihnen bevorsteht, wenn Sie mich heirathen. Sind Sie auch ganz sicher, daß Sie mich genug lieben und Kraft genug besitzen, meine Gattin zu sein?«

Stella schmiegte liebkosend ihren Kopf an seine Schultern und blickte lächelnd zu ihm auf.

»Wie oft soll ich es wiederholen,« sagte sie, »ehe Sie es mir glauben? Noch einmal, ich liebe Sie genug und habe hinlänglichen Muth, Ihre Gattin zu werden und wußte es, Lewis, vom ersten Augenblick an, wo ich Sie sah. Genügt Ihnen dieses Bekenntnis, um Ihre Bedenken zu verscheuchen? Und wollen Sie mir versprechen, nie wieder an mir, noch an sich zu zweifeln?«

Romayne leistete das verlangte Versprechen und besiegelte es mit einem Kusse, der ihm jetzt nicht verweigert wurde.

»Wann wird die Hochzeit sein?« flüsterte er.

»Ehe ich Ihnen darauf eine Antwort geben kann,« sagte sie seufzend, »muß ich von meiner Mutter mit Ihnen sprechen, bevor ich von mir selbst rede,«

»Haben Sie Ihrer Mutter unsere Verlobung mitgetheilt?« fragte Romayne, »In diesem Falle ist es meine Pflicht oder die Ihrige; ich besitze in dieser Hinsicht durchaus keine Erfahrung, deren Meinung einzuholen. Ich halte es meiner Ansicht nach für schicklich, sie zu fragen, ob sie mich als Schwiegersohn annehmen will. Was die Hochzeit anbetrifft, darüber müssen Sie sich mit ihr verständigen.«

Stella zog Romaynes Vorliebe für Einsamkeit und Zurückgezogenheit und die Vorliebe ihrer Mutter für Alles, was Aufsehen erregen konnte, in Erwägung und sagte dann offen:

»Ich fürchte, meine Mutter in Betreff der Hochzeit zu Rathe zu ziehen.«

Romayne blickte sie etwas betroffen an.

»Glauben Sie, daß Mrs. Eyrecourt etwas gegen unsere Heirath einzuwenden hat?« fragte er.

»Einzuwenden?« wiederholte Stella verwundert, »Ich weiß gewiß, daß sie entzückt sein wird.«

»Nun, worin bestehen denn die Schwierigkeiten?«

Es gab für Stella keinen anderen Ausweg, als die Frage bestimmt zu beantworten. Sie theilte ihm also frei und offen die Ansicht ihrer Mutter mit. Sie erzählte ihm von dem Erzbischof, den zwölf Brautjungfern in Grün und Gold, und den hundert Frühstücksgästen in Lady Loring's Bildergalerie. Romayne war sprachlos vor Erstaunen.

»Wenn Sie derselben Ansicht sind, wie Ihre Mutter,« sagte er endlich, nachdem er seine Fassung wiedergewonnen hatte, »soll meine eigne Meinung in keiner Weise ein Hindernis sein.«

Weiter konnte er nicht kommen, denn in seiner lebhaften Einbildungskraft sah er den Erzbischof und die zwölf Brautjungfern vor sich stehen und hörte die hundert Hochzeitsgäste und deren entsetzliche Reden und die Stimme versagte ihm.

Aber Stella kam ihm zu Hilfe.

»Mein Liebling, ich bin fern davon die Ansichten meiner Mutter zu theilen,« sagte sie liebkosend. »Zu meinem Leidwesen muß ich gestehen, daß zwischen ihr und mir wenig Uebereinstimmung herrscht. Meiner Ansicht nach sollten Hochzeiten nur in der Stille und im engsten Familienkreise gefeiert werden. Wenn durchaus Festlichkeiten und Gesellschaften von Hunderten von Personen stattfinden sollen, so möge man dieselben hinausschieben, bis das neuvermählte Paar von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrt ist. Dies mögen vielleicht sonderbare Ansichten für eine Frau sein, aber es sind die meinigen in dieser Beziehung.«

»Wie wenige Frauen besitzen Ihren glänzenden Verstand und ihr feines Taktgefühl,« rief Romayne mit freudestrahlenden Zügen aus. »Ihre Mutter muß nachgeben, wenn sie sieht, daß wir Beide in dieser Hinsicht gleiche Wünsche hegen.«

Aber Stella kannte ihre Mutter zu genau, um seine eben ausgesprochene Meinung zu theilen. Mrs. Eyrecourt hing mit jeder Zähigkeit an einmal angenommenen Ansichten, da man ihren Wünschen, ohne gerade grob und unhöflich zu sein, schwer entgegen handeln konnte, am wenigsten, wenn ihre gesellschaftlichen Interessen dabei betheiligt waren. Sie war vollständig fähig, Romayne und ihre Tochter so lange zu quälen und zu plagen, bis sie sich zu ihrer Ansicht bekennen würden, in der festen Ueberzeugung, daß sie

die Verpflichtung habe, alle Andersdenkenden zu ihrer Denkungsweise über die bei einer Hochzeit stattzufindenden Feierlichkeiten zu bekehren. Dies theilte Stella Romayne auch ohne Umschweife mit, damit er sich keinen trügerischen Hoffnungen hingabe. »Könnten wir uns denn nicht heimlich trauen lassen,« schlug er vor, »und hernach Mrs. Eyrecourt mit unserer Heirath bekannt machen?«

Diesen echt männlichen Vorschlag, die obwaltenden Schwierigkeiten zu überwinden, verwarf Stella unbedingt. Sie war eine viel zu gute Tochter, um zugeben zu können, daß man auch nur scheinbar ihrer Mutter die ihr gebührende Achtung versagen solle.

»Bedenken Sie nur, wie es meine Mutter verletzen und betrüben würde,« sagte sie, »wenn sie bei unserer Trauung nicht zugegen wäre.«

»Was würden Sie denn dazu sagen,« fragte Romayne, wenn wir Alles für eine stille Trauung vorbereiteten und Ihre Mutter erst ein oder zwei Tage vorher davon in Kenntniß setzten, wenn es zu spät wäre, noch Einladungen zur Hochzeit ergehen zu lassen? Wenn Ihre Mutter unzufrieden sein sollte, so —«

»Sie würde sehr erzürnt darüber sein,« warf Stella ein.

»Gut, dann schieben Sie die ganze Schuld auf mich. Außerdem werden wahrscheinlich noch zwei Personen bei der Trauung zugegen sein, gegen deren Anwesenheit Sie, davon bin ich überzeugt, nichts einwenden werden, und welche Mrs. Eyrecourt gern sieht. Ich meine Lord und Lady Loring.«

»Einzuwenden, ich?« sagte Stella. »Um eine Welt dürften Lord und Lady Loring nicht bei meiner Hochzeit fehlen.«

— »Und wer sonst noch, Stella?«

»Laden Sie Jeden ein, der Ihnen lieb ist, Lewis.«

»Dann sage ich, wir werden Keinen weiter einladen. Mein einzigstes Lieb, wann kann die Trauung stattfinden? Mein Sachwalter kann Alles in vierzehn Tagen in Bereitschaft haben. Sind Sie zufrieden, in vierzehn Tagen «

Er schlang seinen Arm um sie und drückte seine Lippen auf ihren Nacken. Sie war keine von jenen Frauen, die sich hinter die alltäglichen Koketterien und Redensarten ihres Geschlechtes zurückzuziehen liebte.

»Ja, wenn Sie es wünschen,« sagte sie leise, indem sie aufstand. »Um meinetwillen dürfen wir nicht länger hier bleiben, Lewis.« Als sie das sagte verstummte die Musik im Ballsaal. Und Stella verließ schnell das Gewächshaus. Der Erste, dem sie bei ihrem Eintritt in das Empfangszimmer begegnete, war Vater Benwell.

---



### 3. Kapitel. *Das Ende des Balles.*

Die lange Reise schien den Priester nicht sehr angegriffen zu haben. Er war ebenso heiter und höflich wie gewöhnlich und so väterlich zuvorkommend gegen Stella, daß diese unmöglich bloß mit einer formellen Verbeugung an ihm vorüber geben konnte.

»Ich komme direkt aus Devonshire,« sagte er. »Der Zug hatte wie gewöhnlich Aufenthalt, und in Folge dessen gehöre ich zu den spätesten anlangenden Gästen. Ich vermisste aber einige bekannte Gesichter in dieser entzückenden Gesellschaft. Zum Beispiel Mr. Romayne. Sollte er sich nicht unter den Gästen befinden?«

»O, ja!«

»Sollte er die Gesellschaft schon verlassen haben?«

»So viel ich weiß, nein.«

Der Ton, in welchem sie seine Fragen beantwortete, veranlaßte Vater Benwell das Thema nicht weiter zu verfolgen, er schlug deshalb eine andere Seite an und erkundigte sich nach Arthur Penrose.

»Mr. Penrose hat uns, glaube ich, schon verlassen,« versetze Stella, nach Lady Loring hinüberblickend, die von einem Kreise von Damen und Herren ganz in Anspruch genommen zu sein schien. Ehe sie sich frei machen konnte, hatte Vater Benwell vielleicht sich schon zurückgezogen, deshalb beschloß Stella selbst den Angriff zu wagen, warum sie Lady Loring gebeten hatte. Es war besser, auf die Gefahr hin zurückgeschlagen zu werden, den Versuch zu machen, wie gar nicht.

»Ich erfuhr von Mr. Penrose, welchen Theil Devonshire's Sie besucht haben,« nahm sie das Gespräch in der liebenswürdigsten Weise wieder auf. »Ich kenne die Nordküste ziemlich genau, besonders die Umgegend von Clovelly.«

Nicht die geringste Bewegung war in den Zügen des Priesters wahrzunehmen; sein väterliches Lächeln war nie milder und Zutrauen erweckender erschienen, als in diesem Augenblicke.

»Ist es nicht ein reizender Ort?« fragte er begeistert. »Clovelly ist das schönste und anziehendste Dorf in ganz England. Meine kurzen Ferientage sind mir auf das Angenehmste verflossen. Ausflüge zu Wasser und zu Lande, jeden Tag, ich fühle mich förmlich wie verjüngt.«

Er zog die Augenbrauen scherzend in die Höhe und rieb seine fetten Hände mit einer so unausstehlich unschuldigen Vergänglichkeit, daß Stella ihn in diesem Moment wahrhaft haßte. Sie fühlte, wie ihre gewohnte Selbstbeherrschung sie zu verlassen drohte und sah ein, daß bei dem Versuche, Vater Benwell auszuforschen, sie eine Aufgabe unternommen habe, welche geschmeidigere geistige Fähigkeiten erforderte, wie sie deren besaß. Sie wußte zu ihrem unaussprechlichen Verdrusse nicht recht, was sie ihm erwidern sollte. In diesem kritischen Momente erschien ihre Mutter, die begierig war, zu erfahren, wie weit sie in der Eroberung Romaynes vorgeschritten sei.

»Mein liebes Kind, wie blaß siebst Du aus!« sagte Mrs. Eyrecourt. »Komm sogleich mit mir. Du mußt ein Glas Wein trinken.«

Dieser schlaue Plan, Stella in eine vertrauliche Unterredung zu verwickeln, schlug aber fehl.

»Jetzt nicht, Mama, ich danke Dir,« sagte Stella.

Vater Benwell, der eben auf dem Punkte stand, sich bescheiden zurückzuziehen, blieb stehen und sah Mrs. Eyrecourt mit dem Anscheine achtungsvollen Interesses an.

»Ihre Mutter?« fragte er Stella. »Ich würde mich äußerst geehrt fühlen, wenn Sie mich derselben vorstellen wollten.«

Nachdem Stella, zwar etwas gegen ihren Willen, die Zeremonie der Vorstellung vollzogen hatte, trat sie einige Schritte zurück, da sie zwar keine Lust an der Unterhaltung, welche jetzt folgte, Theil zu nehmen, jedoch ihre eignen Gründe hatte, nahe genug zu bleiben, um dieselbe hören zu können.

Mrs. Eyrecourt entwickelte ihre unerschöpfliche Geläufigkeit in nichtssagendem Geschwätz Vater Benwell gegenüber in gewohnter Weise. Für sie gab es keinen Unterschied der Personen noch der Bekanntschaften. Vorausgesetzt, daß sie ihnen in guter Gesellschaft begegnete, war sie bereit, sich einem Puritaner, wie einem Papisten angenehm zu machen.

»Entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen, Vater Benwell. Bin ich Ihnen nicht an jenem reizenden Abende bei dem Herzoge begegnet? Ich meine, an jenem Abend, wo wir den Kardinal bei seiner Rückkunft von Rom bewillkommen. Ein lieber, alter Herr, wenn es erlaubt ist, so familiär von einem der Kirchenfürsten zu reden. Wie bezaubernd benimmt er sich in seiner neuen Würde. Jedermann bewundert seine patriarchalische Einfachheit. Haben Sie ihn kürzlich gesehen?«

Der Gedanke, daß der Orden, welchem er angehörte, ein besonderes Interesse an einem Kardinal nehmen könne — ausgenommen, wenn er ihm zu irgend einem Zwecke diente — belustigte Vater Benwell höchstlichst.

»Wie weise war es von der Kirche,« dachte er, »daß sie eine geistliche Aristokratie schuf. Selbst auf dieses einfältige Weib verfehlt dieselbe ihren Eindruck nicht.« Laut aber antwortete er, seinem angenommenen Charakter als einem des niederen Klerus angemessen: »Arme Geistliche, wie ich, Madame, sehen nur wenig von den Fürsten der Kirche in den Häusern von Herzögen.« Nachdem er dies mit wohlstandiger Demuth gesagt, lenkte er die Unterhaltung in eine für ihn ergiebigere Richtung, ehe Mrs. Eyrecourt mit ihren Erinnerungen an jenen Abend bei dem Herzoge fortfahren konnte.

»Ihre liebenswürdige Tochter und ich sprachen eben von Clovelly,« bemerkte er. »Ich komme gerade von einem Ausfluge nach jenem reizenden Orte zuruft. Es überraschte mich wahrhaft, Mrs. Eyrecourt, so viele herrliche Landsitze in dessen Nachbarschaft zu finden. Besonders anziehend war für mich, vielleicht kennen Sie es, Beaupark House.«

Mrs. Eyrecourt 8s kleinen, unruhig glänzenden Augen erweiterten sich und wurden starr, zwar nur für einen Moment, aber diese unbedeutende Veränderung sagte dem Priester genugsam, daß er seinen Zweck selbst bei ihr schwerlich erreichen werde.

Jetzt, wo die Gelegenheit ihm die Hand bot, Stella's Mutter als werthvolle Quelle für die Auskunft, welche er zu erlangen hoffte, zu benutzen, sagte sich Vater Benwell, was er sich an Miß Notman's Theetisch gesagt hatte, nämlich, daß eine leichtsinnige Person leicht zum Plaudern bewogen werden könne und nicht im Stande sei, ein Geheimnis zu bewahren. In dieser Schlußfolgerung war der ehrwürdige Vater durch die Erfahrung manches klugen Mannes gerechtfertigt, aber dabei hatte er den beschränkenden Einfluß der Umstände außer Acht gelassen. Selbst der Verstand eines Thoren kann, im beständigen Kontakt mit der Welt, geschärft werden. Seit vielen Jahren hatte Mrs. Eyrecourt ihre Stellung in der Welt behauptet, geleitet von

einem brennenden selbstsüchtigen Erkenntnis ihres eigenen Interesses, welche noch von jenem schlauen Instinkte unterstützt wurde, der allen Personen von beschränktem Verstande eigen ist. Vollständig unwürdig, mit dem Geheimnis eines Anderen betraut zu werden, wußte dies leichtsinnige Geschöpf unerschütterlich ihre eigenen Geheimnisse zu bewahren. In dem Augenblicke, wo der Priester indirekt auf Winterfield hindeutete, indem er von Beaupark House sprach, warnte sie ihr Instinkt, als ob es ihr in deutlichen Worten gesagt wäre: »Sei auf Deiner Hut, um Stella's willen!«

»Freilich kenne ich Beaupark House,« sagte Mr. Eyrecourt; »aber,« fuhr sie mit ihrem süßesten Lächeln fort, »darf ich Ihnen ein Bekenntnis ablegen?«

»Eine Beichte in einem Ballsaal ist mir, selbst bei meiner langen Erfahrung, durchaus etwas Neues,« antwortete er mit seinem süßesten Lächeln.

»Wie liebenswürdig von Ihnen, mich zu ermuthigen!« fuhr Mrs. Eyrecourt fort. »Nein, ich danke Ihnen, ich wünsche nicht, mich zu setzen. Meine Beichte wird nicht lang sein und ich muß wirklich meiner armen, blassen Tochter zu einem Glase Wein verhelfen. Ein Beobachter der menschlichen Natur, wie Sie — man sagt ja, daß alle Priester die menschliche Natur studieren — der daran gewöhnt ist, in schwierigen Lagen zu Rathe gezogen zu werden und wirkliche Bekenntnisse anzuhören, muß natürlich wissen, daß wir armen Frauen schwer von Launen und Grillen geplagt werden. Wir können denselben nicht widerstehen, wie die Männer; und die lieben guten Männer üben in dieser Hinsicht gewöhnlich Nachsicht gegen uns aus. Nun wissen Sie wohl, daß der Landsitz Mr. Winterfield's eine meiner Capricen ist? Ah, ich drücke mich nicht bestimmt aus, ich hätte besser sagen sollen, jener Ort vertritt eine meiner Capricen. Kurz, Vater Benwell, Beaupark House ist mir geradezu verhaßt und ich halte Clovelly für den meist überschätzten Ort der Welt Gründe dafür kann ich beim besten Willen nicht angeben, aber es verhält sich so. Es ist schrecklich albern von mir, aber ich kann es nicht ändern. Auf dem ganzen Erdenrund ist kein Ort, für den ich mich nicht interessieren könnte, ausgenommen für das abscheuliche Devonshire. Wenn Sie nächstens wieder einen Ausflug machen wollten, dann folgen Sie meinem Rath und besuchen den Kontinent.«

»Das würde ich sehr gerne thun,« erwiederte Vater Benwell, »nur spreche ich nicht französisch. Erlauben Sie mir für Miß Eyrecourt ein Glas Wein zu holen.«

Er sagte dies mit der äußersten Ruhe und Gelassenheit und nachdem er Stella die kleine Aufmerksamkeit erwiesen und sie von dem geleerten Glase befreit hatte, verabschiedete er sich mit einer letzten Frage, welche den Mann gründlich charakterisierte.

»Wohnen Sie in der Stadt, Mrs. Eyrecourt?« sagte er.

»Natürlich, zur Zeit der Saison!«

»Darf im mir die Ehre gehen, Ihnen meinen Besuch zu machen, um mich mit Ihnen über den Kontinent zu unterhalten?«

Wenn er es ihr in einfachen Worten ausgedrückt hätte, er hätte Mrs. Eyrecourt nicht deutlicher sagen können, daß er sie verstanden habe und den Versuch zu wiederholen gedenke. Durch ein halbes Menschenalter in der Schule der Gesellschaft gestählt, gab sie ihm sogleich ihre Adresse in den bei solchen Gelegenheiten üblichen Phrasen an.

»Jeden Mittwoch um 5 Uhr ist Theestunde bei mir, Vater Benwell. Vergessen Sie nicht!«

Sobald er sich entfernt hatte, zog sie ihre Tochter mit sich fort in eine ruhige Ecke.

»Aengstige Dich nicht, Stella! Jener alte hinterlistige Mensch hat ein Interesse dabei, die Geschichte mit Winterfield auszukundschaften. Weißt Du

vielleicht warum?«

»In der That, Mama, ich weiß es nicht. Ich hasse ihn.«

»O, schweige, schweige! Hasse ihn soviel Du willst, aber sei immer höflich gegen ihn. Sage mir, warst Du mit Romayne im Gewächshause?«

ja,«

»Alles geht gut «

»Ja.«

»Mein süßes Kind! Ach lieber Himmel, der Wein hat Dir nichts genutzt, Du bist noch immer so blaß wie vorher. Ist es jenes Priesters wegen? Putz, überlasse mir den Vater Benwell.«





## 4. Kapitel.

### *In der Morgendämmerung.*

Als Stella das Gewächshaus verlassen hatte, hatte der Ball für Romayne seine Anziehungskraft verloren, er kehrte nach seinem Hotel zurück.

Penrose erwartete ihn, um mit ihm zu sprechen.

»Ist irgend etwas vorgefallen?« fragte Romayne, dem die mühsam unterdrückte Aufregung seines Secretairs auffiel.

»Nichts von Wichtigkeit,« antwortete Penrose niedergeschlagen. »Ich möchte Sie um Urlaub bitten.«

»Auf längere Zeit?«

Penrose zauderte. »Es liegt ein neues Leben vor Ihnen,« sagte er. »Wenn dasselbe, wie ich hoffe und bete, ein glückliches sein wird, bedürfen Sie meiner ferner nicht mehr; vielleicht sehen wir uns niemals wieder.« Seine Stimme zitterte, er konnte nicht weiter reden.

»Uns niemals wiedersehen?« fragte Romayne erstaunt. »Lieber Penrose, wenn Sie vergessen können, wie viele glückliche Tage ich Ihrer Gesellschaft zu verdanken habe, so wird mein Gedächtnis um so treuer bleiben. Wissen Sie wirklich so genau, welcher Art mein neues Leben sein wird? Soll ich Ihnen sagen, was ich heute Abend zu Stella gesagt habe? Penrose machte eine abwehrende Handbewegung. »Kein Wort,« sagte er bittend. »Lassen Sie mich, wenn Sie mich lieb haben, vorbereitet wie ich bin für das, was meiner wartet, ohne mich durch vertrauliche Mittheilungen zu behelligen. Halten Sie mich nicht für undankbar. Ich habe Gründe dafür, so zu sprechen, wie ich gesprochen habe, ich darf sie Ihnen nicht nennen, ich kann Ihnen nur sagen, daß dieselben sehr ernster Art sind. Sie haben von meiner Ergebenheit für Sie gesprochen. Wenn Sie wünschen, mich hundertfach dafür zu belohnen, so vergessen Sie unsere Gespräche über Religion nicht und bewahren die Bücher, die ich Ihnen zu lesen gegeben, als die Gaben eines Freundes, der Sie von ganzem Herzen liebt. Keine der neuen Pflichten, die Sie übernehmen können, sind unvereinbar mit dem Heile Ihrer Seele. Denken Sie zuweilen an mich. Wenn ich Sie verlasse, kehre ich zu meinem einsamen Leben zurück. Mein armes Herz ist erfüllt von brüderlicher Freundschaft, die Sie mir gewährt haben, und in diesem Augenblick, wo ich Sie für immer verlasse, ist mein einziger Trost, meine einzige Hilfe, mein trauriges Loos zu tragen, der Glaube, den ich bewahre. Vergessen Sie das nie Romayne. Wenn in Zukunft eine Zeit des Kummers über Sie hereinbrechen sollte, so erinnern Sie sich dessen.«

Romayne war mehr wie erstaunt, er war bestürzt. »Warum müssen Sie mich denn verlassen? fragte er.

»Es ist besser für Sie und sie,« sagte Penrose, »daß ich Ihrem neuen Leben fern bleibe.«

Er reichte ihm die Hand, aber Romayne weigerte sich ihn geben zu lassen.

»Penrose,« sagte er, »ich kann nicht so ruhig entsagen wie Sie. Geben Sie mir wenigstens Hoffnung. Ich muß und will Sie wiedersehen.«

Penrose lächelte trübe. »Sie wissen, daß mein Lebenslauf ganz von meinen Oberen abhängt. Aber sollte ich in England bleiben und, — was Gott verhüten möge — Sie in Zukunft Kummer heimsuchen, den ich theilen und lindern

kann, dann lassen Sie mich es wissen. Es gibt Nichts, so weit es in meiner Macht steht, was ich nicht für Sie thun könnte. Gott schütze und behüte Sie! Leben Sie wohl!«

Trotz seiner Selbstbeherrschung füllten sich seine Augen mit Thränen und er eilte aus dem Zimmer.

Romayne setzte sich an seinen Schreibtisch und barg das Gesicht in den Händen. Er hatte das Zimmer betreten, ganz erfüllt von dem glänzenden Bilde Stella's, das Bild erblaßte aber jetzt vor dem Kummer, den selbst das geliebte Weib nicht theilen konnte. Seine Gedanken weilten ausschließlich bei jenem muthigen, geduldigen Christen, dem treuen Manne, dessen fleckenlose Rechtlichkeit kein böser Einfluß erschüttern konnte und der ihn jetzt verlassen hatte. Durch welch ein unbegreifliches Fatum finden einzelne Menschen ihren Weg in Kreise, die ihrer unwürdig sind? O, Penrose, wenn die Priester Deines Ordens alle wären, wie Du, wie leicht würde ich da zu bekehren sein! Dies waren Romayne's Gedanken während der Stille der ersten Stunden des anbrechenden Tages. Die Bücher, welche Penrose ihm gegeben hatte, lagen neben ihm auf dem Tische, er schlug eins derselben auf und überlas die mit Bleistift angestrichenen Seiten. Seine leicht empfängliche Seele war bis in ihre innerste Tiefe erschüttert. Das Bekenntnis jenes Glaubens, der Penrose aufrecht erhielt, lag vor ihm in sichtbaren Worten, und er konnte dem Drange nicht widerstehen, jene Worte zu lesen und darüber nachzugrübeln.

Er schraubte seine Lampe höher und vertiefte sich in den Inhalt des Buches, und während er in seinem Zimmer einsam saß und las, ging der Ball im Hause Lord Loring's zu Ende. Stella und Lady Loring blieben noch lange bei einander und sprachen von ihm, ehe sie sich in ihre Zimmer zurückzogen.

»Offen gestanden, liebe Stella,« sagte Lady Loring, »bin ich der Meinung, daß Sie und Ihre Mutter ein wenig zu vorschnell mit Ihrem Argwohn gegen Vater Benwell sind. Tausende von Menschen machen Ausflüge nach Clovelly und Beaupark House ist einer der sehenswürdigsten Orte der Umgegend. Sollte bei dieser neuen Idee von Ihnen nicht ein kleines protestantisches Vorurtheil zu Grunde liegen?«

Als Stella diese Frage unbeantwortet ließ, fuhr Lady Loring fort:

»Ich lasse mich gern eines Besseren belehren, meine Liebe; aber ich kann nicht begreifen, welches Interesse Vater Benwell dabei haben sollte etwas Näheres über Sie und Winterfield zu erfahren —«

Stella blickte plötzlich auf. »Lassen Sie uns von Jemand Anderem sprechen,« sagte sie. »Ich gebe zu, daß ich Vater Benwell durchaus nicht zugetan bin. Wie Sie wissen hat Romayne kein Geheimnis vor mir, ist es da wohl Recht, daß ich ihm etwas verschweige? Wäre es denn nicht meine Pflicht, ihm Alles über Wintefield zu gestehen?«

»Sie sehen mich in Erstaunen,« sagte Lady Loring betroffen »Welches Recht hat Romayne, es zu wissen?«

Welches Recht habe ich, ein Geheimnis vor ihm zu haben?«

»Meine liebe Stella, wenn Sie bei jener unglücklichen Angelegenheit irgend ein Tadel treffen könnte, würde ich die Letzte sein, die Ihnen rathen würde, dieselbe vor Romayne geheim zu halten. Doch Sie sind frei von jedem Vorwurfe ein Mensch, selbst nicht der Mann, welcher bald Ihr Gatte sein wird, hat ein Recht zu wissen, was Sie so unrechter Weise erduldet haben. Bedenken Sie, wie demütigend es für Sie sein würde, mit Romayne davon zu reden.«

»Ich mag nicht daran denken!« rief Stella leidenschaftlich aus. »Aber wenn es meine Pflicht ist —«

»Ihre Pflicht ist, die Folgen zu bedenken,« unterbrach sie Lady Loring. »Sie

wissen nicht, wie solche Sachen manchmal in dem Gemüthe eines Mannes fortwuchern können. Er mag vollständig bereit sein, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und dennoch können Augenblicke eintreten, wo er zweifelhaft wird, ob Sie ihm auch die ganze Wahrheit eingestanden haben. Ich spreche aus Erfahrung, als verheiratete Frau. Bringen Sie sich nie Ihrem Manne gegenüber in diese Lage, wenn Sie eine glückliche Ehe zu führen wünschen.«

Aber Stella war nicht so leicht zu überzeugen. »Nehmen wir den Fall an, Romayne erführe es auf anderem Wege,« sagte sie.

»Das ist nicht vorauszusehen. Ich verabscheue Winterfield, aber ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, er ist kein Dummkopf. Er muß Rücksichten auf seine gesellschaftliche Stellung nehmen und das reicht hin, ihm den Mund zu verschließen. Außer ihm sind nur noch drei Personen in England vorhanden, die Sie verrathen könnten. Aber ich glaube, Sie können sich auf Ihre Mutter, Lord Loring und mich verlassen.«

Ehe Stella noch antworten konnte, erschallte Lord Lorings Stimme von außen: »Wie noch immer plaudernd,« rief er, »und noch nicht im Bette?«

»Komm herein!« rief seine Gattin. »Wir wollen hören, wie mein Mann in der Sache denkt,« sagte sie zu Stella.

Lord Loring hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, als seine Frau ihm den Gegenstand ihrer Besprechung mit Stella mittheilte, und um seine Meinung befragt, stimmte er unbedingt seiner Frau bei.

»Wenn Sie im Geringsten schuldig wären,« sagte er, »so hätte Romayne ein Recht daran, in das Vertrauen gezogen zu werden. Aber, mein liebes Kind, wir, die wir die Wahrheit kennen, wissen, daß Sie ein reines unschuldiges Mädchen sind. Sie sind Romayne in jeder Beziehung würdig und wissen, daß er Sie liebt. Erzählen Sie ihm jene unglückliche Geschichte, so würde er Sie nur bemitleiden. Wünschen Sie bemitleidet zu werden?«

Die letzten Worte brachten die Verhandlung zum Schlusse und das Thema wurde nicht wieder berührt. —

Es war aber noch einer von den Ballgästen, der die Dämmerstunden des Morgens wachend zubrachte. Vater Benwell, der behaglich in seinen Schlafrack gehüllt, an seinem Schreibtische saß, war viel zu sehr in seine Korrespondenz vertieft, um daran denken zu können, zu Bette zu gehen.

Mit Ausnahme eines einzigen, waren alle Briefe, die er geschrieben, geschlossen, adressiert und mit Freimarken versehen.

Den Brief, welchen er noch offen vor sich liegen hatte und den er noch einmal sorgsam durchlas und verbesserte, war wie gewöhnlich an den Secretair des Ordens in Rom gerichtet und lautete wie folgt:

»In meinem letzten Briefe benachrichtigte ich Sie, daß Romayne wieder nach London und zu Miß Eyrecourt zurückgekehrt sei. Trotz dieses Umstandes ersuche ich unsere ehrwürdigen Brüder, sich durchaus nicht zu beunruhigen. Der Besitzer von Bange Abbey ist noch nicht verheiratet. Und an meiner Geduld und Ausdauer soll es nicht fehlen, daß Miß Eyrecourt jemals seine Gattin wird.

Aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß bei der ungewissen Zukunft, die vor uns liegt, ich mich auf Niemand verlassen kann, als auf mich selbst. Penrose ist nicht länger zu trauen, und die Bemühungen des Agenten, den ich mit den Nachforschungen beauftragt hatte, sind ohne Erfolg geblieben.

Zuerst will ich die Angelegenheit Penrose's erledigen.

Der Eifer, mit welchem dieser junge Mann das Werk der Bekehrung übernommen, welches ihm anvertraut wurde, entsprang nicht, wie ich zu meinem Leidwesen bekennen muß, aus einer heiligen Begeisterung für das Wohl der Kirche, sondern aus einer hündischen Anhänglichkeit an Romayne. Ohne meine Erlaubnis abzuwarten, hat er sich ihm in seiner wahren

Eigenschaft, als Priester, entdeckt. Und mehr als das, er hat sich nicht allein geweigert, Romayne und Miß Eyrecourt zu beobachten, sondern er hat sich auch gegen alle vertraulichen Mittheilungen, welche Romayne ihm zu machen wünschte, absichtlich bewahrt, um nicht gezwungen zu sein, auf meinen Befehl mir dieselben zu wiederholen.

Zu was konnte uns dies unbeugsame Gefühl von Ehre und Dankbarkeit jenes Mannes nützen? Vorläufig hat er London verlassen, um die geistliche Sorge in einem der ländlichen Distrikte zu übernehmen. Es wird in Zukunft eine Frage sein, ob wir nicht seine Begeisterung zu einer Mission in fremden Ländern zweckmäßig benutzen können. Aber es ist immerhin möglich, daß wir uns später seines Einflusses auch hier noch mit Vortheil bedienen dürfen; deshalb erlaube ich mir vorzuschlagen, ihn noch einige Zeit in unserem Bereiche zu lassen, bis Romayne's Uebertritt zu unserer Kirche wirklich stattgefunden hat.

Ich komme jetzt zu dem Mißerfolge unseres Agenten und zu den Schritten, welche ich in Folge dessen getan.

Die Nachforschungen erreichten ihren Endpunkt in dem Küstendorfe Clovelly in der Nachbarschaft von Mr. Winterfield's Landsitze. Da ich wußte, daß ich mich auf die Auskunft verlassen konnte, nach welcher dieser Herr und Miß Eyrecourt in irgend einer Beziehung, unter ziemlich kompromittierenden Umständen gestanden haben muß, so beschloß ich, Mr. Winterfield einen Besuch zu machen, um mich selbst von der Sachlage zu unterrichten.

Mein Agent hatte mich in seinem letzten Briefe davon benachrichtigt, daß derjenige, welcher schließlich alle seine Bemühungen vereitelt habe, ein alter katholischer Priester sei, der seit langen Jahren seinen Wohnsitz in Clowelly habe. Sein Name ist Newbliß, und er ist von dem katholischen Landadel in jenem Theile von Devonshire allgemein geachtet und geliebt. Nachdem ich dies reiflich erwogen hatte, verschaffte ich mir ein Empfehlungsschreiben an meinen ehrwürdigen Collegen und reiste nach Clowelly, unter dem Vorwande, daß ich meiner Gesundheit wegen einen kleinen Ausflug zu meiner Erholung machen wolle.

Ich fand in Vater Newbliß einen ehrwürdigen und verschwiegenen Sohn der Kirche, der indessen doch eine schwache Seite hatte, welche zu benutzen jedoch außerhalb des Bereiches der sonst äußerst fähigen Persönlichkeit lag, die ich mit meinen Erkundigungen betraut hatte. Mein ehrwürdiger Freund ist ein Gelehrter und ist außerordentlich stolz auf seine Kenntnisse.

Auch ich bin ein Gelehrter, fuhr Benwell in seinem Briefe fort, und in dieser Eigenschaft führte ich mich bei ihm ein, und, indem ich auf eine feine Weise seiner Eitelkeit schmeichelte, gewann ich sein Vertrauen, durch welches ich folgende Entdeckungen machte:

1. Die Ereignisse, welche auf Mr. Winterfield und Miß Eyrecourt Bezug haben, fanden vor etwa zwei Jahren statt und nahmen ihren Anfang in Beaupark House.

2. Zu dieser Zeit befanden sich Miß Eyrecourt und ihre Mutter zum Besuch in Beaupark House, und in der ganzen Nachbarschaft glaubte man, daß Mr. Winterfield und Miß Eyrecourt mit einander verlobt seien.

3. Zum allgemeinen Erstaunen der Nachbarschaft verließen Miß Eyrecourt und ihre Mutter plötzlich Beaupark House und begaben sich, wie man vermutete, nach London.

4. Mr. Winterfield verließ gleichfalls seinen Landsitz, um auf den Kontinent zu gehen. Wohin er sich eigentlich begeben, wußte Niemand genau anzugeben. Der Hausmeister verabschiedete sämtliche Dienerschaft, und länger als ein Jahr blieb das Haus unbewohnt.;

5. Nach Ablauf dieser Zeit kehrte Mr. Winterfield allein nach Beaupark House zurück, ohne irgend Jemand mitzutheilen, wo und wie er die Zeit seiner langen Abwesenheit zugebracht habe.

6. Bis auf den heutigen Tag ist Mr. Winterfield unverheiratet geblieben.

Nach diesen vorläufigen Entdeckungen fand ich es an der Zeit, zu versuchen, etwas Näheres über Mr. Winterfield selbst zu erfahren.

Unter anderen guten Dingen, die dieser Herr geerbt, befindet sich auch eine prachtvolle Bibliothek, die sein Vater gesammelt hat. Daß ein Gelehrter einen andern Gelehrten dort hinführte, um die Bücher zu sehen, war die natürlichste Sache von der Welt, und daß ich, nachdem ich die Bücher in Augenschein genommen, dem Herrn des Hauses vorgestellt wurde, war ebenso natürlich.

Sie werden ebenso überrascht sein, wie ich es war, wenn ich Ihnen sage, daß Mr. Winterfield einer der liebenswürdigsten, anziehendsten Menschen ist, denen ich je begegnet bin. Ein freies ungezwungenes Wesen, eine einnehmende, persönliche Erscheinung, ein sprudelnder Witz im Verein mit einer natürlichen Guthmüthigkeit sind die hervorragenden Eigenschaften des Mannes, von dem Miß Eyrecourt, als sie ihm zufällig öffentlich begegnete, mit Furcht und Abscheu zurückwich! Es ist unmöglich, ihn anzusehen und glauben zu können, daß er einer ehrlosen oder grausamen Handlung fähig sei. Niemals im Leben habe ich mich in einer ähnlichen Verlegenheit befunden.

Sie sind vielleicht geneigt, zu glauben, daß ich durch den liebenswürdigen Empfang, den Mr. Winterfield mir angedeihen ließ, bestochen und in einem Urtheil über ihn befangen bin. Aber ganz abgesehen von meiner eigenen Menschenkenntnis, will ich Ihnen nur berichten, wie das allgemeine Urtheil in der Nachbarschaft über ihn lautet. Wohin ich auch kam, im Dorfe und außerhalb desselben, erweckte die einfache Nennung seines Namens stets einen Ausdruck von Bewunderung und Dankbarkeit.

»Nirgends gibt es einen solchen Freund für arme Leute, und nirgends, wenn Sie auch bis an das Ende der Welt gingen, könnten Sie einen zweiten finden, wie er!«

So sagte mir ein alter Fischer, als er von ihm sprach und alle Umstehenden, Frauen und Männer, pflichteten ihm einstimmig bei, indem sie ausriefen: »Das ist die Wahrheit!«

Und dennoch ist nicht Alles so, wie es sein sollte, aus dem einfachen Grunde, daß über seiner und Miß Eyrecourts Vergangenheit ein Geheimnis obwaltet.

Und welchen Vortheil habe ich unter diesen schwierigen Umständen erreicht? Ich werde nochmals überraschen; ich erwähnte nämlich Romayne's gegen Mr. Winterfield und habe mich vergewissert, daß beide bis jetzt einander noch vollständig fremd sind und das ist Alles.

Ein kleiner Zufall veranlaßte mich Romayne's Namen zu nennen. Als ich nämlich die Bibliothek besichtigte, fielen mir nämlich einige alte Werke auf, welche Romayne eines Tages von Nutzen sein könnten, wenn er sein beabsichtigtes Werk »Ueber die Entstehung der Religionen« fortsetzen sollte.

Als ich mich in diesem Sinne gegen Mr. Winterfield aussprach, erwiderte er mit der größten Zuvorkommenheit:

»Ich darf mich mit meinem vortrefflichen Vater nicht vergleichen,« sagte er, »aber ich habe wenigstens dessen Achtung vor Verfassern von Büchern geerbt. Meine Bibliothek ist ein Schatz, dessen Verwaltung mir im Interesse der Literatur anvertraut worden ist. Bitte, sagen Sie das Ihrem Freunde Mr. Romayne.«

»Und zu was soll das führen?« höre ich Sie fragen. Mein ehrwürdiger Freund, es wird mir in Zukunft Gelegenheit geben, Romayne und Winterfield

zusammenzubringen. Sehen Sie nicht die Folgen, welche daraus entstehen können. Wenn ich Miß Eyrecourt kein anderes Hindernis entgegenstellen kann, glaube ich, daß, indem ich Romayne mit Winterfield bekannt mache, irgend ein fruchtbringendes Aergernis entstehen dürfte. Sie müssen zugeben, daß eine anstößige Geschichtie ein sehr werthvolles Hindernis bei einer Heirath abgeben kann.

Mr. Winterfield hat mich freundlichst eingeladen, ihn in London zu besuchen. Vielleicht bietet sich mir die Gelegenheit Fragen zu stellen, die ich bei unserer so kurzen Bekanntschaft noch nicht an ihn zu richten wagen durfte.

Inzwischen habe ich seit meiner Rückkehr nach London eine neue Bekanntschaft gemacht. Ich bin Miß Eyrecourts Mutter vorgestellt worden, die mich eingeladen hat, am Mittwoch den Thee bei ihr einzunehmen. In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen über das vielleicht berichten können, was eigentlich Penrose hätte ausfindig machen sollen, ob nämlich Romayne sich wirklich fest mit Miß Eyrecourt verlobt hat oder nicht.

Leben Sie für heute wohl. Versichern Sie die ehrwürdigen Väter meiner ausgezeichneten Hochachtung und sagen Sie ihnen, daß ich eine der vorzüglichsten Eigenschaften der Engländer besitze, nämlich, nie zuzugeben, daß ich besiegt bin.«

### **Ende des Zweiten Buches.**





## Drittes Buch.

### 1. Kapitel. *Die Flitterwochen.*



ehr als sechs Wochen waren vergangen und die Neuvermählten genossen noch immer das Glück der Flitterwochen in Vange Abbey.

Mrs. Eyrecourt und einige ihrer gleichgesinnten Freunde hatten sich aber etwas beleidigt gefühlt, durch die stille Weise, in welcher die Hochzeit gefeiert worden war. Als die Heirathsanzeige in den Zeitungen stand, war Jedermann dadurch überrascht worden und den ungünstigen Eindruck voraussehend, welche die Sache in gewissen Kreisen machen werde, hatte Stella dafür gestimmt, sich auf einige Zeit in die Einsamkeit von Vange zurückzuziehen. Da der Wille der Braut für den Bräutigam stets Gesetz ist, so war Romayne ihrem Wunsche nachgekommen.

An einem herrlichen mondhellern Abende, in der ersten Hälfte des Juli, hatte Mrs. Romayne ihren Gatten auf dem Belvedere, das uns schon aus Major Hynd's Aufzeichnungen bekannt ist, allein gelassen, um der Haushälterin einige Befehle zu geben. Eine halbe Stunde nachher, als sie sich eben anschickte, die Treppe hinauf zu steigen, um sich wieder zu Romayne zu begeben, sagte ihr einer der Diener, daß der Herr das Belvedere verlassen und in sein Arbeitszimmer gegangen sei.

Als sie durch die innere Vorhalle ging, bemerkte Stella auf einem Tische einen ungeöffneten Brief liegen, der an Romayne adressiert war. Wahrscheinlich hatte er denselben bei Seite gelegt und später vergessen. Sie trat, den Brief in der Hand haltend, in sein Zimmer, welches durch eine Studierlampe, die tief heruntergeschraubt war, nur spärlich erleuchtet wurde.

In einer Ecke des Zimmers, kaum in der herrschenden Dämmerung sichtbar, saß Romayne, den Kopf tief auf die Brust gesunken. Bei Stella's Eintreten blieb er unbeweglich sitzen, so daß sie ihn anfänglich schlafend glaubte.

»Störe ich Dich, Lewis?« fragte sie leise.

»Nein, meine Liebe.«

Es lag etwas fremdartig Gezwungenes in dem Tone der Stimme, das dem scharfen Ohr seiner Gattin nicht entging.

»Ist Dir nicht wohl?« fragte sie besorgt.

»Ich bin etwas ermüdet von dem langen Ausritte, den wir beute gemacht haben,« versetzte er. »Willst Du wieder auf das Belvedere gehen?«

»Nicht ohne Dich. Soll ich Dich ungestört ausruhen lassen?«

Er schien ihre Frage nicht gehört zu haben. Den Kopf gebeugt, saß er da, einem liebenswürdigen Greise gleich. Stella trat zu ihm und legte eine

liebkosend ihre Hand auf seine Stirn. Sie war glühend heiß.

»O,« rief sie aus, »Du bist krank und suchst es mir zu verbergen!«

Einen Augenblick schwieg Romayne, dann zog er sein Taschentuch heraus und fuhr sich hastig damit über das Gesicht.

»Mir fehlt nichts,« sagte er mit unheimlichem Lachen, indem er seinen Arm um sie schlang und auf seine Knie zog.

»Was hast Du da in der Hand?« fragte er.

»Einen Brief für Dich, den Du noch nicht erbrochen hast.«

Er nahm ihr den Brief ab und warf ihn achtlos auf ein nahestehendes Sopha.

Er küßte sie und fuhr dann fort: »Mein Liebling, ich glaube, Du mußt des Aufenthaltes in Vange überdrüssig sein.«

»O, nein! Mit Dir fühle ich mich an jedem Orte glücklich, besonders aber in Vange. Du kannst Dir kaum vorstellen, wie das stolze, alte Haus mich interessiert und wie sehr ich seine herrliche Umgebung bewundere.«

Er schien dennoch nicht überzeugt, sondern sagte eigensinnig:

»Vange ist sehr langweilig und außerdem werden Deine Freunde sich danach sehnen, Dich wieder zu sehen. Hast Du kürzlich Nachrichten von Deiner Mutter erhalten?«

»Nein, im wundere mich auch über ihr langes Stillschweigen.«

»Sie kann es uns nach nicht vergessen, daß wir uns so geräuschlos trauen ließen,« sagte er. »Es wäre besser, wir gingen wieder nach London, um uns mit ihr auszusöhnen.«

»Möchtest Du nicht auch gern das Haus in Highgate sehen, welches meine Tante mir hinterlassen hat?«

»Ich gehe mit Dir, wohin es Dir gefällt,« sagte sie in traurigem, unterwürfigen Tone, indem sie langsam sich erhob.

Auch er stand auf und nahm den Brief, den er auf das Sopha geworfen hatte. »Laß sehen, was unsere Freunde sagen,« begann er wieder, »Die Adresse ist in Lord Loring's Handschrift.«

Als er sich dem Tische näherte, auf dem die Lampe stand, bemerkte Stella eine Mattigkeit in seinen Bewegungen, die ihr an ihm völlig neu war. Er setzte sich und öffnete den Brief, während sie ihn mit einer Besorgnis beobachtete, die sich bis zum Argwohn gesteigert hatte; aber der Lampenschirm hinderte sie daran, sein Gesicht deutlich sehen zu können.

»Ganz wie ich Dir gesagt habe, Stella, die Loring's wünschen bald zu wissen, wann sie uns in London wiedersehen werden und Deine Mutter sagt, sie komme sich vor, wie jener König im Shakespear'schen Trauerspiele, den seine eigenen Töchter verleugneten. Lies selbst.«

Während er ihr den Brief hinreichte, wußte sie es einzurichten, daß sie den Lampenschirm berührte und ihn so verschob, daß das volle Licht der Lampe auf Romayne's Gesicht fiel. Er fuhr zurück, aber nicht schnell genug, daß sie nicht die leichenhafte Blässe bemerkte, welche dasselbe bedeckte. Nicht allein von Lady Loring, sondern auch von ihm selbst hatte Stella die Bedeutung dieser erstaunlichen Veränderung erfahren. Sich vor ihm auf die Knie werfend, rief sie vorwurfsvoll aus:

»O, mein Geliebter, es war grausam von Dir, es mir zu verschweigen. Du hast die Stimme wieder gehört!«

Sie war in diesem Augenblicke von hinreißender Schönheit und Romayne konnte nicht länger widerstehen, er hob sie sanft vom Boden auf und gestand die Wahrheit ein.

»Ja,« sagte er, »ich hörte sie auf dem Belvedere, gerade wie Du mich verließest, ebenso wie ich sie an einem anderen mondhaften Abend hörte, an

welchem Major Hynd mit mir an demselben Platze stand. Vielleicht war es nicht gut, daß wir hierher kamen. Aber, ich kann mich nicht beklagen, ich bin lange davon verschont gewesen.«

»Morgen verlassen wir Vange,« sagte Stella, ihre Arme um seinen Nacken schlingend.

Wenn auch ihr Herz schmerzlich dabei zusammenzuckte, sprach sie diese Worte mit fester sicherer Stimme. Vange Abbey war der Schauplatz der glücklichsten Tage ihres Lebens gewesen und nur ungern verließ sie dieselbe, um in London einer ungewissen Zukunft entgegen zu gehen.

---



## 2. Kapitel. *Ereignisse in Then Acres.*

Nichts stand der schleunigen Abreise Romayne's und Stella's von Vange entgegen. Die Villa in Highgate, Then Acres Lodge genannt, war seit dem Tode Lady Berrick's von deren alten Dienerin, welche in die Dienste des neuen Besitzers übergegangen waren, in musterhafter Ordnung erhalten worden, so daß zum Empfange Romayne's und seiner Gattin keine weiteren Vorbereitungen erforderlich waren.

Am Morgen nach ihrer Ankunft in der Villa schrieb Stella sogleich an ihre Mutter und am Nachmittage desselben Tages sprach Mrs. Eyrecourt, auf ihrem Wege zu einem Gartenvergnügen, in Then Acres vor. Da sie zu ihrer großen Beruhigung fand, daß das Haus im neuesten Style erbaut und mit Allem versehen war, was der moderne Luxus und Geschmack erheischten, entwarf sie sogleich den Plan zu einer großen Gesellschaft, zur Feier der Rückkehr der Neuvermählten.

»Ich will mich nicht selbst rühmen,« sagte Mrs. Eyrecourt, »aber wenn es je auf Erden eine versöhnliche Frau gegeben hat, so bin ich es. Reden wir nicht mehr über Deine schmähliche Hochzeit, Stella. Fünf Personen Alles in Allem, Lord und Lady Loring mit eingeschlossen! Ein großartiger Ball wird Dich mit der Gesellschaft wieder aussöhnen und das ist vor Allem nötig. Thee und Kaffee, mein lieber Romayne, kann in Ihrem Arbeitszimmer kredenzt werden; Cootes Musikbande; das Souper von Gunber; die Gärten mit bunten Lampen erleuchtet; Tyroler Sänger zwischen den Bäumen, die mit Militärmusik abwechseln und wenn einige Afrikaner oder sonstige Wilde in London sind, so ist in Ihrem reizenden Garten Platz genug, ein Lager für dieselben herzurichten, mit Tänzen, Skalps, Squaws und allem Zubehör und zum Schlusse wird ein glänzendes Feuerwerk abgebrannt.«

Ein Hustanfall unterbrach hier Mrs. Eyrecourt's Redefluß und machte der Aufzählung aller der Vergnügungen für den beabsichtigten Ball ein Ende. Stella hatte bemerkt, daß trotz der doppelten Auflage von Puder und Schminke ihre Mutter sehr angegriffen und leidend aussah, dies war freilich keine ungewöhnliche Folge von Mrs. Eyrecourt's Hingebung an die Anforderungen der Geselligkeit, aber der Husten war ein ganz neues Symptom von Erschöpfung bei ihr.

»Ich befürchte, Mama, Du hast Dir zu viel zugemutet,« sagte Stella, »Du besuchst zu viele Gesellschaften.«

»Gott bewahre, mein Herz, ich bin stark wie ein Pferd. Ich mußte neulich auf den Wagen warten und es zog sehr an der Stelle, wo ich stand, als ich aus einem der schönsten Privatconcerte der Saison heimfahren wollte und da habe ich mich leicht erkältet. Ein Glas Wasser ist Alles, dessen ich bedarf. Danke, Romayne. Sie sehen so entsetzlich ernst aus, unser Ball wird Sie aufheitern. Wenn Sie nur ein Freudenfeuer mit Ihren Büchern anzünden wollten, Sie glauben nicht, wie das Ihre Laune verbessern würde. Liebe Stella, ich komme morgen zum zweiten Frühstück zu Euch, es ist eine so hübsche Spazierfahrt von der Stadt bis hierher. Aber Himmel! wie spät ist es schon. Ich muß noch eine Stunde fahren, ehe ich zu meinem Gartenvergnügen ankomme. Adieu, Ihr Turteltauben, Adieu!«

Auf dem Wege zum Wagen wurde sie von einem zweiten Hustenanfalle heimgesucht, aber sie bestand darauf, daß derselbe nichts zu bedeuten habe. »Ich bin stark, wie ein Pferd!« wiederholte sie, sobald sie wieder sprechen konnte und hüpfte in den Wagen, wie das jüngste Mädchen.

»Deine Mutter bringt sich um,« sagte Romayne.

»Wenn ich sie bereden könnte, eine kurze Zeit bei uns zu bleiben,« schlug Stella vor, »die Ruhe und Erholung würden Wunder bewirken. Hättest Du etwas dagegen?«

»Aber liebes Kind, ich habe gegen Nichts etwas einzuwenden, außer gegen — den Ball und gegen das Verbrennen meiner Bücher. Wenn Deine Mutter in diesen zwei Punkten nachgeben will, steht mein Haus ihr zur Verfügung.«

Er sprach in scherhaftem Tone, und sah wieder wohl und glücklich aus, seit er Vange verlassen und die furchtbare Stimme ihn nicht mehr verfolgte. War die »Qual der Stimme« in Yorkshire zurückgeblieben? Stella schreckte davor zurück, ihrem Gatten gegenüber diese Frage zu berühren, aber sie war kühn genug, es zu hoffen. Zu ihrem Erstaunen lenkte Romayne jetzt selbst das Gespräch auf die Familie des Generals.

»Ich habe an Hynd geschrieben,« sagte er, »es ist Dir noch nicht ungelegen, wenn er heute bei uns speist?«

»Natürlich nicht.«

»Ich möchte wissen, ob er etwas Neues über die französischen Damen zu berichten hat. Er versprach, während unserer Abwesenheit nach ihnen zu sehen und sich zu vergewissern, daß —« Es war ihm unmöglich, seine Abneigung zu überwinden und den Satz zu vollenden. Stella verstand ihn sogleich, indem sie, rasch einfallend, seine Rede ergänzte.

»Ja,« fuhr Romayne fort, »ich wünsche zu hören, wie es dem armen Knaben geht und ob Hoffnung für seine Heilung vorhanden ist. »Ist es,« und seine Stimme zitterte, »ist es erblicher Wahnsinn?«

Stella, welche einsah, wie wichtig es sei, ihm die Wahrheit zu verbergen, antwortete nur, daß sie nicht gewagt habe, zu fragen, ob noch andere Glieder der Familie an Geistesstörung gelitten haben.

»Ich setze voraus, daß Du den Knaben nicht sehen möchtest, um beurteilen zu können, ob bei ihm auf Heilung zu hoffen ist?«

»Du setzt es voraus?« rief er plötzlich heftig werdend aus. »Du kannst dessen gewiß sein. Schon der Gedanke daran, ihn zu sehen, macht mich schaudern! O, wann werde ich vergessen können? Wann werde ich vergessen! Wer sprach zuerst von ihm?« fragte er mit erneuerter Reizbarkeit, nach einer momentane Pause. »Du oder ich?«

»Es war meine Schuld, Geliebter, er ist so harmlos und sanft und hat ein so liebes Gesicht; ich glaubte, er könnte Dich vielleicht beruhigen, wenn Du ihn sehen würdest. Vergib mir, wie wollen nie wieder von ihm sprechen. Hast Du vielleicht noch einige Notizen, die ich abschreiben soll? Du weißt, Lewis, ich bin jetzt Dein Secretair.«

Und sie führte Romayne in sein Arbeitszimmer.

Als Major Hynd ankam, richtete sie es so ein, daß sie ihn zuerst allein empfing.

»Sprechen Sie so wenig als möglich über die Witwe des Generals und deren Sohn mit ihm,« flüsterte sie ihm zu.

»Seien Sie außer Sorge, Mrs. Romayne,« versetzte der Major. »Ich kenne Ihren Mann hinlänglich, um zu wissen, was Sie sagen wollen. Uebrigens bringe ich gute Nachrichten mit.«

Ehe der Major weiter reden konnte, trat Romayne ein.

Sobald die Diener nach dem Diner das Zimmer verlassen hatten, stattete der Major seinen Bericht ab.

»Ich kann Sie mit der angenehmen Mittheilung überraschen, daß Sie aller Sorge für die Familie des Generals überhoben sind,« begann er. »Die Damen kehren nach Frankreich zurück.«

»Madame Marillac sprach, als ich sie besuchte,« sagte Stella, »von ihrem Bruder, mit dem sie sich wegen ihrer Heirath überworfen hatte. Hat er ihr verziehen?«

»So ist es, Mrs. Romayne, der Bruder hat sich versöhnlich gezeigt. Es war auch natürlich, daß er die Heirath seiner Schwester mit einem Manne, wie dem Gemahl nicht gutheißen konnte. Erst vor Kurzem hörte er, daß sie Witwe geworden sei und kam sofort nach England herüber. Ich habe ihnen gestern, wo sie glücklich wieder vereint ihre Reise antraten, Lebewohl gesagt. Nun, ich dachte, Sie würden sich freuen, Romayne, zu hören daß die Noth der Witwe ihr Ende erreicht hat. Ihr Bruder ist reich genug, um ihr ein behagliches Auskommen zu sichern, er ist der beste Mensch, der je gelebt hat.«

»Haben Sie ihn kennen gelernt?« fragte Stella begierig.

»Ich war mit ihm in der Irrenanstalt.«

»Geht der Knabe auch mit nach Frankreich zurück?«

»Nein, wir kamen ganz unvermutet in die Anstalt und überzeugten uns davon, wie ausgezeichnet dieselbe geleitet wird. Der Knabe hat eine große Zuneigung zu dem Direktor gefaßt, einen heiteren, freundlichen, alten Mann, der ihn einige unserer englischen Spiele gelehrt und ihm einen Ponny zum Reiten gegeben hat. Bei dem Gedanken, die Anstalt zu verlassen, brach er in lautes Weinen aus und seine Mutter zerfloß in Thränen bei dem Gedanken, sich von ihm zu trennen. Es war ein schmerzlicher Anblick. Aber dem Mutterherzen ist kein Opfer zu schwer. Der Knabe wird in der Anstalt bleiben, da Hoffnung vorhanden ist, daß das gesunde fröhliche Leben, weiches er dort führt, dazu beitragen möge, ihn zu heilen. Beiläufig gesagt, Romayne, sein Onkel hat mir aufgetragen, Ihnen seinen Dank auszusprechen —«

»Hynd, Sie haben dem Onkel doch nicht meinen Namen genannt?«

»Beunruhigen Sie sich darüber nicht, Er ist ein Gentleman und als ich ihm sagte, daß ich Schweigen gelobt richtete er nur eine einzige Frage an mich, nämlich, ob Sie ein reicher Mann seien. Ich sagte ihm, daß Sie jährlich ein Einkommen von achtzehntausend Pfund Sterling hätten.«

»Nun?«

»Nun, er erledigte die Sache mit richtigem Takt. Er sagte: »Ich kann nicht daran denken, einem so reichen Manne, eine Rückzahlung anzubieten, deshalb nehmen wir die Verpflichtung, welche unser gütiger, unbekannter Freund uns auferlegt hat, dankbar an. In Zukunft indessen, werde ich die Ausgaben für meinen Neffen aus meiner Börse bestreiten. Natürlich konnte ich dem nur beipflichten. Von Zeit zu Zeit wünscht die Mutter von dem Befinden des Knaben unterrichtet zu werden, und auch ich werde mich öfter nach ihm erkundigen. Aber, Romayne. jetzt, wo die Familie des Generals England verlassen hat, sehe ich nicht ein, warum der Direktor der Anstalt seinen Bericht nicht an Sie selbst adressieren kann?«

»Nein,« versetzte Romayne entschieden, »lassen wir Alles beim Alten.«

»Nun gut, das Irrenhaus ist ganz nahe bei Hampstead — deshalb dachte ich daran. Wollen Sie nicht etwas musizieren, Mrs. Romayne? Heute Abend nicht? Dann lassen Sie uns in das Billardzimmer gehen, und da ich von allen schlechten Spielern der schlechteste bin, müssen Sie mir helfen, Ihren Mann zu schlagen.«

Am Nachmittage des folgenden Tages kam Mrs. Eyrecourts Kammerjungfer nach Then Acres und überbrachte einen Brief ihrer Herrin.

*»Liebste Stella. — Mathilde wird Dir meine Entschuldigung für heute überbringen. Ich verstehe es nicht im geringsten, aber ich beginne wirklich träge zu werden. Es ist lächerlich, aber ich kann nicht aus dem Bette kommen. Vielleicht habe ich gestern ein wenig zu viel getan. Die Oper nach dem Gartenfeste und nach der Oper ein Ball und endlich dieser unausstehliche Husten die ganze Nacht nach dem Balle. Eine ganze Reihenfolge, nicht wahr? Entschuldige mich bei Deinem lieben verdrießlichen Manne, und wenn Du diesen Nachmittag ausfährst, so komm zu mir, um ein Stündchen zu plaudern, Deine Dich liebende Mutter Eveline Eyrecourt.«*

*P. S. Du weißt, Welch eine Uebertreiberin Mathilde ist. Sollte Sie von mir vielleicht etwas erzählen, so glaube ihr kein Wort.«*

»Ist meine Mutter sehr krank?« fragte Stella erschrocken das Mädchen.

»So krank, Ma'am, daß ich sie heute gebeten und angefleht habe, zu erlauben, daß ich zum Arzt schicke. Sie kennen aber meine Herrin; sie wollte nichts davon hören. Wenn Sie es versuchen wollten —«

»Ich werde augenblicklich anspannen lassen, Sie können mit mir zurückfahren.«

Ehe Stella sich zum Ausgehen ankleidete, zeigte sie den Brief ihrem Manne. Er redete ihr freundlich und theilnehmend zu, verhehlte ihr aber nicht, daß er ihre Befürchtungen theile.

»Geh' sogleich,« sagte er, »und wenn ich irgendwie nützen kann, laß mich sofort rufen.«

Erst spät am Abend kam Stella wieder und brachte traurige Nachricht.

Der Arzt hatte ihr mit dürren Worten gesagt, daß der vernachlässigte Husten und die beständige Aufregung eine sehr bedenkliche Krankheit herbeigeführt habe. Er sehe zwar augenblicklich keine unmittelbare Gefahr, auch halte er es nicht für nötig, daß Stella die Nacht bei ihrer Mutter bliebe. Die nächsten 24 Stunden würden ihn in den Stand setzen, sich bestimmter aussprechen zu können. Auch die Kranke hatte darauf bestanden, daß Stella zu ihrem Gatten zurückkehre. Selbst unter dem Einflusse von Opiaten war Mrs. Eyrecourt sich dessen bewußt, was um sie vorging.

»Du bist eine Uebertreiberin, meine Liebe, und Mathilde ist eine Uebertreiberin, ich kann zwei von Euch nicht an meinem Bette dulden. Gute Nacht.«

Stella beugte sich über die Kranke und küßte sie.

»Vergiß nicht, drei Wochen vorher Einladungen für die Gesellschaft ergehen zu lassen,« flüsterte diese.

Am Abende des folgenden Tages hatte die Krankheit eine solche Höhe erreicht, daß der Arzt an jeder Aussicht auf Besserung verzweifelte. Mit Bewilligung ihres Mannes, verließ Stella Tag und Nacht nicht mehr das Krankenzimmer ihrer Mutter. Und so befand sich Romayne kaum einen Monat nach seiner Heirath wieder allein.

Mrs. Eyrecourt's Krankheit zog sich unerwartet in die Länge; es traten Zwischenpausen ein, während welcher ihre kräftige Natur sich wieder erhob und dem Fortschreiten der Krankheit widerstand. Bei solchen Gelegenheiten konnte Stella wenigstens auf einige Stunden zu ihrem Gatten zurückkehren, in der steten Angst, jeden Augenblick eine Botschaft zu erhalten, die sie wieder an das Krankenbett zurückrief. Romayne's einzige Zuflucht waren seine Bücher und seine Feder. Zum ersten Male seit seiner Verheirathung öffnete er wieder die Mappen, in welchen Penrose die ersten einleitenden Kapitel seines historischen Werkes aufbewahrt hatte. Fast auf jeder Seite begegnete er den bekannten Schriftzügen seines Secretairs und Freundes. Es

war ihm eine schwere Prüfung, allein zu arbeiten, und niemals hatte er den Verlust Penrose so lebhaft empfunden, wie jetzt. Er vermißte das bekannte Gesicht, die ruhige, angenehme Stimme und mehr wie Alles, die freundliche Theilnahme desselben an seinem Werke.

Stella hatte Alles getan, was nur eine Frau vermöchte, um die leere Stelle auszufüllen, und ihr Gatte hatte in seiner Liebe für sie ihre Bemühungen angenommen, die dem liebenswürdigen Geschöpfe, welches ihm ein neues Leben geöffnet, noch einen weiteren Reiz verliehen. Aber wo wäre die Frau, die sich den schweren geistigen Arbeiten eines Mannes anschließen könnte, der sich einer erschöpfenden, geistigen Forschung widmet? Sie kann ihn lieben, bewundern, ihm dienen, an ihn glauben, aber trotz der Ausnahmen, welche die Gültigkeit der Regel beweisen, sie tritt aus ihrer Sphäre heraus, sobald sie in sein Arbeitszimmer tritt, so lange er die Feder in der Hand hält. Mehr als ein Mal, wenn er bei seiner Arbeit saß, hatte Romayne traurig die Feder nieder gelegt und seufzend ausgerufen: »O, wenn Penrose nur bei mir wäre!« Selbst andere Freunde waren nicht im Stande, ihn in den einsamen Abendstunden zu ersetzen. Lord Loring war von geselligen und politischen Verpflichtungen in Anspruch genommen und Major Hynd, treu seinem Grundsätze, so oft als möglich seiner nervösen Frau und seinen kränklichen Kindern zu entfliehen, hatte London wieder einmal verlassen.

Eines Tages, als Mrs. Eyrecourt wieder zwischen Leben und Tod schwebte, sah sich Romayne genöthigt, seine historischen Forschungen aufzugeben, da ihm ein Buch fehlte, dessen er dazu unumgänglich bedurfte. Er hatte die Auszüge, welche Penrose für ihn gemacht, verlegt und wußte sich nicht zu erinnern, ob sich jenes Buch im British Museum, in der Bodleian Library, oder in der Bibliothek von Paris befindet. In dieser Verlegenheit konnte ein Brief an seinen früheren Secretair ihm die gewünschte Auskunft verschaffen, aber Penrose's gegenwärtige Adresse war ihm unbekannt. Möglich, daß Lord oder Lady Loring dieselbe kannten und so beschloß er, sich an diese zu wenden.





### 3. Kapitel. *Vater Benwell und das Buch.*

Romayne's erster Gang in London war zu seiner Frau, die in Mrs. Eyrecourt's Hause war. Mrs. Eyrecourt befand sich an diesem Tage auffallend besser, und als Stella ihn umarmte, flüsterte sie ihm zu: »Hoffentlich bin ich bald wieder bei Dir.«

Um seinen Pferden etwas Ruhe zu gönnen, ging er zu Fuße nach Lord Loring's Wohnung. Als er über einen Straßendamm in der Nachbarschaft ging, wurde er beinahe von einem Cab überfahren, in welchem ein Herr sich befand. Dieser Herr war Mr. Winterfield, der nach dem Derwent Hotel fuhr.

Lady Loring durchsuchte bereitwillig ihr Visitenkartenkörbchen, um Romayne's Wunsch zu willfahren, jedoch Penrose hatte zwar seine Karte abgegeben, als er London verließ, aber keine Adresse darauf hinterlassen. Lord Loring, der auch über Penrose's derzeitigen Aufenthalt keine Auskunft zu geben vermochte, schlug endlich die richtige Person vor, an welche er sich wenden müsse.

»Vater Benwell wird im Laufe des Tages hier sein,« sagte er. »Schreiben Sie sogleich an Penrose und er kann dann den Brief adressieren. Sind Sie auch sicher, ehe Sie den Brief abschicken, daß das Buch, dessen Sie bedürfen, sich nicht in meiner Bibliothek befindet?«

»Ich glaube es kaum,« erwiderte Romayne, »ich werde den Titel aufschreiben und den Zettel, so wie den Brief hier lassen.«

Am nämlichen Abend erhielt Romayne ein höfliches Schreiben von Vater Benwell, in welchem derselbe ihm anzeigen, daß sein Brief befördert und das fragliche Buch nicht in Lord Loring's Bibliothek befindet.

»Sollten Sie irgend Schwierigkeiten haben, dieses seltene Werk sich bald möglichst zu verschaffen,« fügte der Priester in seinem Briefe hinzu, »so bitte ich Sie, mich freundlichst wissen zu lassen, ob es Ihnen angenehm sein würde, wenn ich das Buch für Sie bei einem meiner Freunde, der auf dem Lande lebt, entlehnne.«

Mit umgehender Post erhielt Romayne Penrose's Antwort, der in den liebenvollsten, dankbarsten Worten ihm sein Leidwesen aussprach, daß er ihm nicht persönlich zu Hilfe kommen könne, da es nicht in seiner Macht stehe, seinen jetzigen Wirkungskreis zu verlassen. In Betreff des Buches, welches Romayne brauche, glaube er, daß es sich vielleicht in der Bibliothek des Britisch Museum befinden werde, er selbst habe jenes Werk in der Pariser Nationalbibliothek gefunden.

Natürlich veranlaßte dieses Schreiben Romayne, wieder nach London zu kommen und zum ersten Male Vater Benwell in dessen Wohnung aufzusuchen. Der Priester, der seinen Besuch erwartete, war zu Hause. Mit der anspruchslosesten Höflichkeit empfing er denselben und erkundigte sich mit der Theilnahme eines aufrichtigen Freundes nach dem Befinden von Mrs. Eyrecourt.

»Ich hatte noch unlängst die Ehre, mit Mrs. Eyrecourt den Thee einzunehmen,« sagte er. »Der Fluß ihrer Unterhaltung war niemals entzückender, wie an jenem Abend; es erscheint fast unmöglich, sich mit

dem Gedanken vertraut zu machen, daß ein so heiteres, lebenslustiges Geschöpf so krank sein könne. Und wie gut wußte sie das Geheimnis Ihrer beabsichtigten Heirath zu bewahren! Darf auch ich Ihnen meinen bescheidenen Glückwunsch darbringen?«

Mr. Romayne hielt es nicht für nötig, ihm zu sagen, daß Mrs. Eyrecourt nicht eher als bis kurz vor der Hochzeit das Geheimnis erfahren habe, sondern sagte einfach: »Meine Frau und ich wünschten unsere Hochzeit so still wie möglich zu begehen.«

»Und wie befindet sich Mrs. Romayne?« fragte der Priester. »Es ist eine schwere Prüfung für sie. Wie ich voraussetzen darf, hat sie wohl die Pflege ihrer Mutter übernommen.«

»Sie ist beständig bei ihr; im bin fast immer allein jetzt. Aber um auf etwas Anderes zu kommen, dürfte ich Sie bitten, Penrose's Antwort auf meinen Brief zu lesen? Sie ist meine Entschuldigung dafür, Sie mit diesem Besuche belästigt zu haben.«

Vater Benwell las den Brief mit großer Aufmerksamkeit durch. Trotz seiner gewöhnlichen Selbstbeherrschung glänzten seine Augen freudig auf, als er denselben Romayne wieder zurück gab.

Des Priesters wohl angelegte Pläne sowohl, wie Mr. Bitenke's geschickte Nachforschungen waren fehlgeschlagen. Er hatte selbst Mrs. Eyrecourt nicht dazu veranlassen können, ihm die Verlobung ihrer Tochter mitzutheilen. Ihr unaufhörliches Geschwätz über gleichgültige Dinge hatte ihn auf allen Punkten zurückgeschlagen. Selbst als er noch absichtlich seinen Platz behalten, nachdem die anderen Gäste sich schon verabschiedet hatten, war sie mit der größten Kaltblütigkeit aufgestanden und hatte ihn mit den Worten verlassen: »Ich habe beute Abend noch ein Diner und zwei Gesellschaften mitzumachen. Dies ist die Zeit, um welche ich mein kleines Erholungsschlafchen zu halten pflege. Entschuldigen Sie mich und lassen Sie sich bald wieder bei mir sehen!« Als er in Rom die fatale Anzeige von Romayne's Heirath gemacht hatte, war er zu dem beschämenden Bekenntnis gezwungen gewesen, einzugestehen, daß er dieselbe erst aus den Zeitungen erfahren habe. Er hatte eine Demüthigung erfahren, er hatte eine Niederlage erlitten; aber dennoch hielt er sich keineswegs für geschlagen. »Ich rechnete auf Romayne's Schwäche und Miß Eyrecourt rechnete auf Romayne's Schwäche, und Miß Eyrecourt hat das Spiel gewonnen! Sei es, auch an mich wird die Reihe kommen.« So hatte er sich mit seiner Lage ausgesöhnt und in dem Augenblicke, wo er Romayne den Brief zurückgab, wußte er, daß jetzt die Reihe an ihn gekommen sei!

»Bei dem augenblicklichen Zustande von Mrs. Eyrecourt werden Sie schwerlich daran denken können, nach Paris zu gehen, um das Buch dort zu Rathe zu ziehen,« sagte er.

»Gewiß nicht!«

»Wollen Sie denn nicht Jemand in das British Museum schicken, um den Katalog durchzusehen?«

»Ich würde dies bereits getan haben, wenn Sie in Ihrem Schreiben nicht eines Ihrer Freunde auf dem Lande Erwähnung getan hätten, der im Besitz des betreffenden Werkes ist. Selbst wenn das Buch sich in der Bibliothek des Museums befände, würde ich genöthigt sein, das Lesezimmer aufzusuchen, um die nötigen Aufklärungen aus demselben zu schöpfen. Es wäre mir lieber, wenn ich das Buch bei mir zu Hause haben könnte, im Falle Ihr Freund es mir anvertrauen wollte.«

»Daran zweifle ich keinen Augenblick. Mein Freund ist Mr. Winterfield von Beaupark House in North Devon; vielleicht haben Sie schon von ihm gehört?«

»Nein, der Name ist mir fremd.«

»Dann wäre es wohl das Beste, Sie sprächen selbst mit ihm: er ist gegenwärtig in London und ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie

ihm vorzustellen.«

Eine halbe Stunde später wurde Romayne einem feingebildeten, liebenswürdigen, jungen Herren vorgestellt, der behaglich rauchend, die Zeitungen las. Der Meerschaumkopf seiner langen Pfeife ruhte an der einen Seite neben ihm am Boden, während auf seiner anderen Seite ein schöner, braun und weißgefleckter Hühnerhund lag. Ehe die Besucher noch zwei oder drei Minuten im Zimmer waren, hatte Mr. Winterfield schon den Zweck ihrer Anwesenheit erraten und schickte sogleich nach einem Telegrammformulare.

»Mein Verwalter wird das Buch schon finden und es Ihnen unter Ihrer Adresse zuschicken,« sagte er. »Ich werde ihm sagen, daß er einen der gedruckten Kataloge meiner Bibliothek beilegen soll, im Falle ich noch ein oder das andere Buch besitzen könnte, welches Ihnen bei Ihrem Studien von Nutzen sein dürfte.«

Indem er Dieses sagte, fertigte er die Depesche aus und schickte sie nach dem Telegraphenbureau. Romayne wollte ihm seinen Dank aussprechen, aber Mr. Winterfield wollte nichts davon hören.

»Mein lieber Herr,« sagte er mit verbindlichem Lächeln, »Sie sind damit beschäftigt, ein großes, historisches Werk zu schreiben und ich bin ein obskurer, englischer Landedelmann, der sich glücklich schätzt, etwas zur Vollendung eines neuen Buches beitragen zu können. Wie können Sie wissen, ob ich nicht die Hoffnung hege, daß Sie meiner in der Vorrede in schmeichelhafter Weise gedenken werden? Ich bin der Verpflichtete, nicht Sie. Bitte mich als einen anstelligen, kleinen Jungen zu betrachten, der für die Muse der Geschichte den Laufburschen spielt. Rauchen Sie nicht?«

Romayne lehnte dankend ab; aber Vater Benwell, der nie ein Spielverderber war, und sich in alle Lagen und Menschen, zu finden wußte, nahm heiter lächelnd eine Zigarre aus der auf dem Tische stehenden Kiste.

»Vater Benwell besitzt alle und jede gesellige Tugend,« fuhr Mr. Winterfield fort. »Er soll auch seinen Kaffee und die größte Zuckerdose haben, welche das Hotel zu liefern vermag. Ich kann es wohl begreifen, daß ihre literarischen Arbeiten Ihre Nerven stark mitgenommen haben,« wandte er sich an Romayne, nachdem er den Kaffee bestellt hatte. »Schon der Titel Ihres Buches überwältigt einen mäßigen Mann, wie mich. »Der Ursprung der Religionen,« Welch' ein großartiger Stoff! Wie viele Jahrtausende muß man da zurückgreifen, um die ersten Anbeter des menschlichen Geschlechtes aufzufinden? Wo finden sich die Hieroglyphen, Mr. Romayne, welche Ihnen die ersten Andeutungen darüber geben? In dem unbekannten Innern Afrika's oder in den Ruinen der Städte von Yucatan? Ich, als unwissender Mensch, gehe von der Idee aus, daß die erste Form der Verehrung die Anbetung der Sonne gewesen sein müsse. Erschrecken Sie nicht, Vater Benwell, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich eine gewisse Vorliebe für die Anbetung der Sonne hege. Besonders im Orient ist der Sonnenaufgang das Erhabenste, was es gibt, er ist das sichtbare Symbol der allgütigen Gottheit, welches die Welt und ihre Geschöpfe mit Leben, Wärme und Licht erfüllt.«

»Sehr großartig, das ist gewiß,« sagte Vater Benwell, indem er seinen Kaffee zuckerte. »Aber nichts im Vergleiche mit dem erhabenen Anblicke in Rom, wenn der Papst, vom Altane der Kirche des heiligen Petrus aus, der ganzen christlichen Welt seinen Segen ertheilt.«

»Das ist ein Gefühl welches aus Ihrer Gläubigkeit entspringt!« versetzte Winterfield. »Jedoch sollte ich meinen, es hinge auch viel davon ab, Welch' eine Art Mann der Papst ist. Wenn wir nun zufällig zur Zeit Alexander des Sechsten lebten, würden Sie dann dasselbe behaupten?«

»Ganz gewiß!« entgegnete Vater Benwell lebhaft. »Ach, Ihr Ketzer kennt nur die schlimmsten Seiten jenes unglücklichen Papstes! Wir haben allen

Grund zu glauben, Mr. Winterfield, daß derselbe im Gebeimen die aufrichtigste Reue fühlte.«

»Das bedürfte einer gehörigen Zahl von Beweisen, ehe ich mich davon überzeugt fühlen könnte.«

»Vielleicht glauben Sie an keine Reue?« sagte Romayne, dessen empfindliche Seite durch dieses Gespräch etwas berührt wurde.

»Verzeihen Sie,« entgegnete Mr. Winterfield. »Ich mache nur einen Unterschied zwischen wahrer und falscher Reue. Wir wollen nicht mehr von Alexander dem Sechsten sprechen, Mr. Benwell. Wenn wir einer Veranschaulichung bedürfen, so will ich ein Beispiel wählen, welches Niemand verletzen kann. Meiner Ansicht nach hängt wahre Reue eines Menschen von dessen Erkenntnis für das Motiv derselben ab. Nehmen wir an, ich habe ein schweres Verbrechen begangen —«

»Wir wollen sagen, Sie haben einen Ihrer Nebenmenschen getötet,« unterbrach ihn Romayne.

»Gut. Wenn ich wirklich die Absicht gehabt hätte, ihn aus irgend einem niedrigen eigennützigen Motive zu tödten und wenn, was selten nur der Fall zu sein pflegt, ich fähig wäre, die ganze Ungeheuerlichkeit meines Verbrechens zu fühlen, so ist dies, meines Erachtens nach, wahre Reue. Obgleich ein Mörder, wäre ich dann dennoch nicht jeden sittlichen Werthes baar. Aber wenn ich nicht die Absicht hatte, den Mann zu tödten, wenn sein Tod ebensowohl ein Unglück für mich wie für ihn war und ich dennoch von Reue und Gewissensbissen gequält wurde, so läge der wirkliche Grund derselben in meiner Unfähigkeit erst die Beweggründe festzustellen, ehe ich das Resultat in Erwägung gezogen. Ich würde dann das Opfer einer falschen Reue und wenn ich mich ernstlich fragte, was mich für den wahren Sachverhalt blind gemacht, würde ich finden, daß ich das Unheil nur der irregeliteten Ansicht von meiner eigenen Wichtigkeit zuzuschreiben habe, welche weiter nichts ist wie verkappter Egoismus.«

»Darin stimme ich vollkommen mit Ihnen überein,« sagte Vater Benwell. »Ich habe im Beichtstuhle oft genug Gelegenheit gehabt, dasselbe zu beobachten.«

Mr. Winterfield sah seinen Hund an und den Gegenstand des Gespräches fallen lassend sagte er:

»Lieben Sie Hunde, Mr. Romayne? Ich lese in den Augen meines Hühnerhundes, daß er Gefallen an Ihnen findet und er wedelt so freundlich mit dem Schwanz, als wolle er Sie bitten, ihm auch einige Beachtung zu schenken.«

Romayne streichelte den Hund mit zerstreuter Miene. Sein neuer Freund hatte ihm die dunkle Seite seines Lebens in einem neuen Lichte gezeigt. Winterfield's feines angenehmes Wesen, die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher er ihm die Schätze seiner Bibliothek zur Verfügung gestellt, hatten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf seine leicht empfindliche Natur ausgeübt. Dieser günstige Eindruck war noch bedeutend erhöht durch die kühne kurze Behandlungsweise eines Gegenstandes, welcher ihn so ernstlich beschäftigte.

»Ich muß diesen Mann näher kennen lernen,« dachte er, als er den zutraulichen Hühnerhund streichelte.

Vater Benwell's geübtem Auge entging der lebhafte Wechsel des Ausdrucks in Romayne's Zügen nicht, ebenso wenig wie der forschende Blick seines Auges, als er den Kopf erhob und von dem Hunde nach dessen Herrn aufsah. Der Priester sah eine günstige Gelegenheit und zögerte nicht, dieselbe wahrzunehmen.

»Werden Sie lange in Then Acres bleiben?« fragte er Romayne.

»Ich weiß es bis jetzt noch kaum, Vorläufig haben wir noch keine anderen Pläne gemacht.«

»Sie erbten die Besitzung, wenn ich nicht irre, von Ihrer Tante Lady Berrick?«

»Ja.«

Der Ton, in welchem diese Antwort gegeben wurde, klang durchaus nicht ermuthigend. Aber Vater Benwell fuhr nichts desto weniger beharrlich fort:

»Mrs. Eyrecourt sagte mir, daß Lady Berrick einige sehr schöne Gemälde besessen habe. Befinden sich dieselben noch in Then Acres?«

»Natürlich. Ich könnte in einem Hause ohne Gemälde nicht leben.«

Vater Benwell sah Winterfield an.

»Noch eine Vorliebe, außer der für Hunde, die Sie mit Mr. Romayne gemein haben, Mr. Winterfield,« sagte er.

Diese Worte hatten den gewünschten Erfolg. Romayne lud Winterfield dringend ein, die Gemälde anzusehen.

»Es sind deren nicht viele,« sagte er, »aber sie sind des Ansehens werth, Wann darf ich Sie erwarten?«

»Je eher, je lieber,« versetzte Winterfield zuvorkommend. »Komme ich Ihnen morgen Nachmittag gelegen?«

»Wenn Sie wollen. Verfügen Sie über meine Zeit.«

Außer seinen anderen geselligen Vorzügen besaß Vater Benwell auch den, ein guter Schachspieler zu sein und wenn er in diesem Augenblicke seinen Gedanken Worte gegeben hätte, würden sie gelautet haben: »Schach der Königin.«

---



## 4. Kapitel. *Das Ende der Flitterwochen.*

Am folgenden Tage machte Mr. Winterfield seinen Besuch in Romayne's Hause.

Obgleich er selbstredend in die gestrige Einladung, die Gemälde anzusehen, mit inbegriffen war, hatte sich Vater Benwell entschuldigt und seinen Besuch bis zu einer anderen Zeit aufgeschoben. Von seinem Standpunkte aus sah er nicht ein, was er dabei gewinnen könne, einer zweiten Begegnung der beiden Männer während Stella's Abwesenheit anzuwohnen. Er wußte von Romayne selbst, daß sie beständig von der Pflege ihrer Mutter in Anspruch genommen und er allein sei.

»Entweder wird Mrs. Eyrecourt wieder besser, oder sie stirbt,« überlegte Vater Benwell. »Ich werde mich fortgesetzt nach ihrem Befinden erkundigen und in beiden Fällen werde ich erfahren, wann Mrs. Romayne wieder nach Then Acres lodge zurückkehrt. Nachdem dies häusliche Ereignis stattgefunden hat, werde ich Mr. Winterfield bei seinem nächsten Besuche zu Romayne begleiten und die Gemälde in Augenschein nehmen.«

Es ist eines der Gebrechen überschlauer Geister, daß sie sich zu fest auf die Unfehlbarkeit ihrer Berechnungen verlassen und dem Zufall kein Recht einräumen wollen. Ein oder zwei Mal war Vater Benwell, wie das Volk spricht, schon zu »schlau« gewesen und der Zufall hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Und auch dieses Mal schien der Zufall es darauf abgesehen zu haben, ihm einen Streich zu spielen.

Wenn auch an Zahl und Größe gering, waren die Gemälde, welche Lady Berrick gesammelt hatte, durchweg Meisterwerke der modernen Kunst. Es war in Then Acres kein besonderer Saal zur Aufnahme der Gemälde eingerichtet, sondern dieselben waren in den verschiedenen Zimmern der Villa vertheilt. Turner, Constable, Collins, Danty, Callcott, Binnell waren würdig vertreten und der Herr von Beaupark House ging von einem zum andern mit dem Hochgenusse eines Mannes, der die Kunst des Malers und speziell eines Landschafters zu würdigen versteht.

»Sie hätten mich lieber nicht einladen sollen, hierherzukommen,« sagte er zu Romayne in seiner komischen, fröhlichen Weise. »Ich kann mich so leicht nicht von jenen Gemälden trennen. Ich werde so oft meinen Besuch wiederholen, daß Sie zuletzt meiner überdrüssig werden. Sehen Sie nur dieses Seestück an. Wer kann dabei an die Pinsel und die Palette eines solchen Malers denken? Bei ihm gehen Naturtreue und poetische Auffassung Hand in Hand. Es ist geradezu entzückend, ich könnte das Bild küssen.«

Sie befanden sich in Romayne's Arbeitszimmer, als Winterfield seinen Kunstenthusiasmus in diesen ausschweifenden Worten Luft machte. Zufällig warf er dabei einen Blick auf den Schreibtisch und einige Seiten des Manuscripts, vielfältig mit Korrekturen und ausgestrichenen Worten versehen, erregten seine Aufmerksamkeit.

»Ist dies das Manuscript zu Ihrem Buche?« fragte er. »Sie scheinen keiner jener Schriftsteller zu sein, welche die Korrektur ihrer Werke nur im Kopfe vornehmen, Sie korrigieren und verbessern mit der Feder in der Hand.«

Romayne sah ihn verwundert an. »Ich vermuthe, Mr. Winterfield,« versetzte er, »daß Sie Ihre Feder auch schon zu anderen Zwecken gebraucht haben, als Briefe zu schreiben.«

»In der That nein; Sie machen mir da ein unverdientes Kompliment. Wenn Sie mich in Devonshire besuchen, werde ich Ihnen einige Manuscripte unserer großen Schriftsteller zeigen können, die mein Vater gesammelt hat. Meine Kenntnisse der Geheimnisse dieses Handwerks habe ich nur durch das Studium jener Schätze gewonnen. Wenn das Publikum wüßte, daß jeder Schriftsteller, der würdig ist, diesen Namen zu tragen, der strengste Kritiker seiner eigenen Worte ist, es würde sehr erstaunt sein! Derselbe Mann, welcher gestern mit allem Eifer an der Vollendung eines literarischen Werkes gearbeitet, ist derselbe Mann, der heute mit unnachsichtlicher Strenge beurteilt, was er selbst geschaffen. Welch' ein Zauber muß in jener Kunst liegen, die solche zwiefache Mühe und Arbeit erheischt!«

Romayne mußte unwillkürlich an Stella denken, die ihn einmal gefragt, wie lange Zeit er brauche, um eine Seite voll zu schreiben und die bei seiner Antwort mit Mitleid und Verwunderung ausgerufen hatte:

»Wozu gibst Du Dir so viele Mühe? Es würde für die Leute ganz dasselbe sein; wenn Du die Hälfte der Zeit darauf verwendetest, mein Herz.«

Im Laufe des Gespräches führte Romayne seinen Besuch in ein anderes Zimmer, indem er sagte: »Ich habe hier noch ein Bild, welches einer anderen neueren Schule angehört. Sie haben von angestrengter Arbeit in einer Kunst geredet, hier können Sie dieselbe in einer anderen sehen.«

»Ja,« sagte Winterfield, »ich sehe hier die übel angebrachte fleißige Arbeit, die von keiner Urtheilskraft geleitet, nicht weiß, wo sie Halt machen soll. Ich möchte das Bild bewundern und kann doch nur den Künstler bedauern. Sehen Sie nur diesen blätterlosen, gefällten Baum im Mittelgrunde an. Jeder Ast, jeder Zweig ist auf das Gewissenhafteste ausgeführt und das Ergebnis ist, daß das Bild den Eindruck einer kolorierten Photographie macht. Wenn Sie eine wirkliche Landschaft sehen, werden Sie dieselbe nicht nach jedem einzelnen Baume und Zweige, sondern nach dem Totaleindrucke beurteilen, sie sehen nur das Ganze in der Natur und wollen ebenso auch das Ganze in einem Gemälde sehen. Jene Leinwand zeigt uns einen Triumph der Geduld und Ausdauer, aber ich wende mich von ihr ab, um mit einem unbefriedigten Gefühl in Ihren Garten hinabzuschauen.«

Mit diesen Worten trat er an das Fenster, von welchem man die Aussicht auf den Rasenplatz vor dem Hause und die Auffahrt hatte.

In demselben Augenblicke ließ sich das Rollen eines Wagens vernehmen und eine offene Equipage bog von der Landstraße nach dem Hause ein. Winterfield rief Romayne an das Fenster.

»Sie bekommen Besuch,« sagte er, aber plötzlich trat er zurück und schwieg.

Romayne sah hinaus und erkannte seine Frau.

»Entschuldigen Sie mich einen Augenblick,« wandte er sich an Winterfield, »es ist Mrs. Romayne.«

An diesem Morgen hatte sich Mrs. Eyrecourt etwas besser befunden und Stella hatte die Gelegenheit benutzt, um hinauszufahren und eine oder zwei Stunden mit ihrem Manne zuzubringen. Romayne, der ihr entgegen eilte, bemerkte nicht, daß Winterfield, der sich bei Stella's Ankunft in eine Ecke zurückgezogen hatte, dort starr und stumm wie ein Steinbild stehen geblieben war.

Stella war schon aus dem Wagen gestiegen, als Romayne die Haustür erreichte, sie stieg die wenigen Stufen, welche in die Vorhalle führten, mit so matten schweren Schritten hinauf, wie eine alte, gebrechliche Frau. Eine

aschfarbene Blässe bedeckte, ihr Gesicht. Sie hatte Winterfield am Fenster stehen sehen.

Romayne sah sie einen Augenblick in sprachloser Bestürzung an, dann führte er sie in das nächste Zimmer und schloß sie in seine Arme.

»Mein süßes Lieb! Du reibst Dich bei der Pflege Deiner Mutter vollständig auf,« sagte er mit zärtlicher Besorgnis. »Wenn Du nicht an Dich selbst denken willst, so denke wenigstens an mich. Mir zu Liebe bleibe hier und gönne Dir die Ruhe, deren Du sehr bedarfst. Ich werde zum ersten Male den Tyrannen spielen, Stella, und Dich nicht wieder fort lassen.«

Sie versuchte zu lächeln und erwiderete, ihn küsselfend: »Ich fühle mich etwas angegriffen und erschöpft, aber das Befinden meiner Mutter bessert sich wirklich und wenn es so fortfährt, wird die Hoffnung auf eine baldige Besserung mich wieder stark und kräftig machen.« Sie hielt inne, um Fassung zu gewinnen, die nächsten Worte, die so einfach und für sie doch so entsetzlich waren, auszusprechen: »Du hast Besuch?« sagte sie endlich.

»Sah'st Du ihn am Fenster? Ein reizender Mann; ich weiß, er wird auch Dir gefallen. Unter günstigeren Umständen würde ich ihn Dir vorgestellt haben, aber heute bist Du nicht wohl genug, um Fremde zu empfangen.«

Sie war aber zu fest entschlossen, Winterfield zu verhindern, das Haus je wieder zu betreten, als daß sie vor der Begegnung zurückgeschreckt wäre.

»Ich bin nicht so krank, wie Du glaubst, Lewis,« versetzte sie beherzt. Ich bin etwas ermüdet, das ist Alles.«

»Soll ich Dir nicht ein Glas Wein holen?« fragte er, sie besorgt anblickend.

Sie gab es zu, denn sie fühlte wirklich, daß sie dessen bedurfte. Als er sich umwandte, um die Klingel zu ziehen, sprach sie die Frage aus, mit welcher sie sich in Gedanken beschäftigte, von dem Momente an, wo sie Winterfield am Fenster gesehen:

»Wie hast Du diesen Herrn kennen gelernt?«

»Durch Vater Benwell!«

Die Antwort überraschte sie durchaus nicht, denn seit dem Balle bei Lady Loring hatte sie nicht aufgehört, dem Priester zu mißtrauen. Das ganze zukünftige Glück ihrer Ehe hing davon ab, dem Umgange ihres Mannes mit Mr. Winterfield ein Ziel zu setzen. In dieser Ueberzeugung gewann sie den Muth, demselben gegenüber zu treten.

Wie sollte sie ihm begegnen? Die Eingebung des Augenblicks zeigte ihr den kürzesten Weg, der entsetzlichen Lage zu entgehen, in welcher sie sich befand, sie wollte ihn wie einen Fremden empfangen.

Sie trank ein Glas Wein und dann Romayne's Arm nehmend, sagte sie: »Wir dürfen Deinen Freund nicht länger warten lassen. Komm!«

Als sie durch die Halle schritten, blickte sie verstohlen nach der Haustür. Sollte er etwa das Haus schon verlassen haben? Zu jeder anderen Zeit würde sie sich daran erinnert haben, daß das einfachste Gesetz des Anstandes ihn gezwungen haben müßte, Romayne's Wiederkommen abzuwarten. Seine eigene Weltkenntnis mußte ihm sagen, daß eine Handlung grober Unhöflichkeit, von einem feingebildeten Manne begangen, unvermeidlich den Verdacht erregen mußte, es liege derselben irgend eine unwürdige Absicht zum Grunde und hätte vielleicht diesen Grund mit ihrem plötzlichen unerwarteten Erscheinen in Zusammenhang bringen können. Romayne öffnete die Thür und beide traten in das Zimmer.

»Mr. Winterfeld, erlauben Sie, daß ich Sie meiner Frau vorstelle.«

Sie verbeugten sich gegenseitig, sie wechselten einige bei solchen Gelegenheiten übliche Redensarten, aber man sah wohl, welche Ueberwindung es ihnen beiden kostete. Romayne bemerkte wohl das ungewöhnlich steife Wesen seiner Frau und auch eine befreimliche Zurückhaltung in Winterfield's sonst so zuvorkommendem Benehmen.

Gehörte er vielleicht zu den wenigen Männern unserer Tage, die in Gegenwart von Damen befangen sind? Und sollte er die Veränderung in Stella ihrem Unwohlsein zuschreiben? Das war augenscheinlich die richtige Erklärung und Romayne bemühte sich, Beide in eine behaglichere Stimmung zu versetzen.

»Mr. Winterfield findet so großes Gefallen an unseren Bildern, daß er beabsichtigt, bald wieder zu kommen, um sie sich anzusehen,« sagte er zu seiner Gattin. »Eines seiner Lieblingsbilder ist gleichzeitig auch das Deine.«

Sie versuchte Winterfield anzusehen, aber unwillkürlich senkte sie den Blick und konnte nur sagen: »Ist es das Seestück in meines Mannes Arbeitszimmer?«

»Ja,« versetzte er mit gemessener Höflichkeit, »es scheint mir eines der besten Werke des Künstlers zu sein.«

Romayne sah ihn erstaunt an. Zu welcher flacher Alltäglichkeit war Winterfield's vorheriger Enthusiasmus in Stella's Gegenwart herabgesunken. Sie gewahrte sogleich, daß etwas ihrem Gatten unangenehm berührt haben müsse und suchte durch einen rechtzeitigen Vorschlag nicht allein jedes unbehagliche Gefühl bei Romayne zu verwischen, sondern auch ihn auf kurze Zeit zu entfernen.

»Das kleine Aquarell in meinem Schlafzimmer ist von demselben Meister,« sagte sie zu Romayne gewandt, »vielleicht macht es Mr. Winterfield Vergnügen, es zu sehen. Willst Du nicht nach meiner Jungfer klingeln, sie kann es sogleich holen.«

Romayne, der seinen Dienstboten nie erlaubte, eines der in seinem Besitz befindlichen Kunstwerke anzurühren, seit dem Tage, wo eines der Hausmädchen einen werthvollen Gypsabguß abgeseift hatte, beantwortete ihren Vorschlag, wie sie erwartet hatte.

»Nein, nein,« sagte er, »ich werde das Aquarell selbst holen. Machen Sie sich auf ein zweites Kunstwerk gefaßt, Mr. Winterfield, das Sie küssen möchten!« und Winterfield freundlich zulächelnd verließ er das Zimmer.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen als Stella mit einem gemischten Ausdruck von Zorn und Geringschätzung auf Mr. Winterfield zutrat und ihn im strengen Tone mit halblauter Stimme fragte:

»Haben Sie denn alle Rücksichten für mich vergessen?«

Sein Aussehen, als sie diese Frage an ihn richtete, war der vollständige Gegensatz zu dem ihrigen. Kummer und Theilnahme sprachen aus seinen Blicken und zarte Duldsamkeit und Achtung lag in dem Tone, in welchem er ihre Frage beantwortete.

—»Ich hege mehr wie Hochachtung für Sie, Stella —«

»Wie dürfen Sie es wagen, mich bei meinem Taufnamen anzureden?« unterbrach sie ihn heftig.

Mit einer Sanftmuth, die jede andere Frau gerührt haben würde, erwiderte er: »Wollen Sie mir noch immer nicht glauben, daß ich Sie niemals getäuscht habe? Hat die Zeit es noch nicht vermocht, Sie sanfter gegen mich zu stimmen?«

»Verschonen Sie mich mit Ihren Betheuerungen,« sagte sie verächtlich, »Ich habe genug davon gehört vor zwei Jahren. Wollen Sie thun was ich von Ihnen fordern werde?«

»Sie wissen, daß ich mich Ihren Wünschen füge.«

»Geben Sie den Umgang mit meinem Gatten auf. Geben Sie ihn auf,« wiederholte sie leidenschaftlich, »vom heutigen Tage an! Kann ich mich darauf verlassen, daß Sie es thun werden?«

»Glauben Sie denn ich würde dieses Haus betreten haben, wenn ich gewußt hätte, daß Sie die Herrin desselben sind?« fragte er unwillig, indem ihm die Röthe des Zornes in das Gesicht stieg. Dann aber schnell seinen

Verdruß vergessend, ließ er seine freundlichen blauen Augen traurig auf ihr ruhen und sagte mit bewegter Stimme:

»Sie können sich auf mich verlassen, ich werde mehr thun, wie Sie von mir verlangen. Aber Sie haben einen Mißgriff begangen.«

»Inwiefern?«

»Als Romayne uns einander vorstellte, begegneten Sie mir wie einem Fremden und ließen mir keine andere Wahl, als Ihrem Beispiele zu folgen.«

»Ich wünsche, daß Sie für mich ein Fremder sind.«

Ihre schneidigsten Antworten waren nicht im Stande eine Veränderung in seinem Benehmen gegen sie hervorzurufen, seine Worte blieben ruhig und sanft wie zuvor.

»Sie vergessen, daß Sie und Ihre Mutter vor zwei Jahren meine Gäste in Beaupark House waren.«

Stella verstand ihn sogleich und noch mehr, sie wußte, daß Vater Benwell in Beaupark House gewesen war; hatte er vielleicht von ihrem Aufenthalte dort gehört? In namenloser Angst rang sie die Hände, aber Winterfield suchte sie zu beruhigen.

»Sie haben nichts zu befürchten,« sagte er milde. »Es ist kaum anzunehmen, daß Mr. Romayne je etwas von Ihrem Besuche bei mir erfahren wird. Sollte es dennoch der Fall sein und Sie verleugneten denselben, so werde ich für Sie thun, was ich für keinen anderen Menschen thun würde, ich würde denselben auch verleugnen. Sie sind sicher vor Entdeckung. Seien Sie glücklich und vergessen Sie mich!«

Stella war tief bewegt. Winterfield's männliche Hingebung, die ernste Aufrichtigkeit, mit welcher er ihr seine Hochachtung bezeigte, sprachen zu seinen Gunsten bei ihr.

Obgleich sie den dringenden Wunsch hegte, zu erfahren, wie er Vater Benwell's Bekanntschaft gemacht habe, war sie nicht genug Herrin ihrer Stimme, um die Frage auszusprechen und ihn vor demselben zu warnen. Ehe sie sich noch wieder gesammelt hatte, kehrte Romayne mit dem Bilde zurück.

»Hier,« sagte er, »es stellt weiter nichts dar, als einige Kinder, die am Rande eines Waldes Blumen pflücken. Was sagen Sie dazu?«

»Ich wiederhole nur, was ich über das größere Bild äußerte,« antwortete Winterfield. »Ich könnte Stunden lang davor sitzen und es betrachten. Aber die Zeit ist ein gestrenger Herr,« sagte er, nach seiner Uhr sehend, »sie gebietet mir, daß ich meinen Besuch beenden muß. Nochmals meinen aufrichtigsten Dank.«

Er verbeugte sich gegen Stella und Romayne fand es sonderbar, daß er ihr nicht nach englischer Sitte die Hand schüttelte.

»Wann darf ich auf eine Wiederholung Ihres Besuches rechnen?« fragte er. »Würden Sie uns nicht das Vergnügen machen mit uns zu speisen und zu sehen, wie sich die Bilder bei Lampenlicht ausnehmen?«

»Zu meinem Bedauern muß ich Ihre Einladung ablehnen. Seit wir uns gestern gesehen, haben sich meine Pläne geändert. Ich bin genöthigt, London zu verlassen.«

»Aber Sie werden mich jedenfalls davon benachrichtigen, wenn Sie wieder in die Stadt zurückgekehrt sind?« sagte Romayne.

»Ganz gewiß!«

Mit dieser kurzen Antwort eilte er aus dem Hause.

Ehe er wieder zu Stella hineinging, blieb Romayne eine kleine Weile in der Vorhalle stehen. Der Empfang, welchen seine Frau Winterfield hatte angedeihen lassen, war nicht gerade unfreundlich, aber nichts weniger wie

ermuthigend gewesen. Welche unerklärliche Laune hatte sie gegen die liebenswürdigen geselligen Eigenschaften eines Mannes, wie Winterfield, unempfindlich machen können? Es war ganz natürlich, daß Winterfield durch die Kälte, mit welcher die Herrin des Hauses ihn bewillkommnete, abgeschreckt worden war, obgleich Stella durch die Sorge um ihre Mutter und ihr eigenes Unwohlsein wohl etwas Nachsicht beanspruchen durfte. Weit davon entfernt, seine Gattin durch irgend eine Bemerkung über die Art, wie sie Winterfield empfangen hatte, betrüben zu wollen, konnte er sich doch nicht verhehlen, daß sie ihn überrascht habe. Als er wieder in das Zimmer trat, fand er Stella, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, auf dem Sopha liegend. Sie weinte und wollte ihm ihre Thränen verbergen.

»Ich will Dich nicht stören,« sagte Romayne und ging in sein Arbeitszimmer zurück. Das kostbare Werk, welches Winterfield ihm so bereitwillig zur Verfügung gestellt, lag seiner wartend auf dem Tische.

Vater Benwell hatte nichts verloren, bei dieser Begegnung nicht zugegen gewesen zu sein. Aber wenn er Romayne lesend in seinem Arbeitszimmer und Stella weinend auf dem Sopha hätte liegen sehen, würde er an demselben Tage nach Rom geschrieben haben, um zu berichten, daß er den ersten Samen der Zwietracht zwischen Gatten und Gattin gesät habe.





## 5. Kapitel. *Vater Benwell's Korrespondenz.*

### I.

*An den Secretair der Gesellschaft Jesu in Rom.*

»In meinem letzten kurzen Schreiben konnte ich Sie nur von der unerwarteten Ankunft Mrs. Romayne's während Winterfield's Besuche bei ihrem Gatten unterrichten. Wie Sie sich entsinnen werden, bat ich Sie, kein zu großes Gewicht darauf zu legen, daß ich bei dieser Begegnung nicht gegenwärtig war. Mein heutiger Bericht wird die ehrwürdigen Brüder davon überzeugen, daß die Angelegenheit, mit der sie mich betraut, in sicheren Händen ruht.

»Ich habe in verschiedenen Zwischenräumen drei Besuche abgestattet. Mein erster Besuch galt Winterfield, mein zweiter Romayne und der dritte der noch immer leidenden Mrs. Eyrecourt, und bin ich in allen drei Fällen durch wichtige Resultate belohnt worden.

»Zuerst wollen wir von meinem Besuche bei Winterfield reden. Ich fand ihn in seinem Hotel, eingehüllt in dichte Wolken von Tabakrauch und anscheinend sehr verstimmt und niedergeschlagen. Ohne mir den Anschein zu geben, als bemerke ich dieses, fragte ich ihn unbefangen, wie ihm Romayne's Gemälde gefallen hätten.

»Ich beneide ihn um seine Gemälde,« war seine einsilbige Antwort.

»Und wie gefällt Ihnen Mrs. Romayne?« fragte ich weiter.

»Er legte seine Pfeife bei Seite und blickte mich aufmerksam an, aber ich hielt seinen Blick unbeirrt aus. Er nahm die Pfeife wieder auf und nahm einen langen Zug daraus, dann begann er mit seinem Hunde zu spielen.

»Wenn ich Ihre Frage beantworten soll,« platzte er plötzlich heraus, »so hat sie auf mich keinen sehr vorteilhaften Eindruck gemacht.«

»Pier hielt er kurz inne. Er ist außerordentlich leicht zu durchschauen, seine Augen sind der Spiegel seines Innern und ich sah sogleich, daß er mir nur einen Theil der Wahrheit sagte.

»Also sie mißfällt Ihnen?«

»Wenigstens war der Empfang, den Sie mir zu Theil werden ließ, durchaus nicht freundlich.«

»Können Sie irgend einen Grund für diesen kühlen Empfang vermuten?« fragte ich.

»Nein,« versetzte er kurz.

»Vielleicht dürfte mir derselbe bekannt sein,« fuhr ich fort. »Hat Mr. Romayne seiner Frau vielleicht gesagt, daß ich Sie mit ihm bekannt gemacht habe?«

»Wieder heftete er einen forschenden Blick auf mich und sagte dann:

»Mr. Romayne mag es seiner Frau wohl gesagt haben, als er mich verließ, um sie an der Haustür zu empfangen.«

»In diesem Falle ist die Sache klar wie die Sonne am Mittag. Mrs. Romayne ist eine strenge Protestantin und ich bin ein katholischer Priester.«

»Er faßte diese Erklärung für seinen kalten Empfang mit einer Lebhaftigkeit auf, die kaum ein Kind getäuscht haben würde.

»Sie sehen, ich hatte ihn damit aller weiteren Mühe überhoben, eine Erklärung für Mrs. Romayne's Benehmen zu geben.

»Die religiösen Vorurtheile einer Frau dürfen von einem verständigen Manne nicht zu ernst genommen werden,« fuhr ich fort. »Sie haben sich Mr. Romayne durch Ihr freundliches Entgegenkommen verpflichtet und er ist begierig, Ihnen näher zu treten. Sie werden doch wieder nach Then Acres Lodge gehen?«

»Ich glaube nicht,« erwiederte er kurz.

»Ich bedaure dies zu hören,« sagte ich. »Indessen, Sie können ihn ja stets hier empfangen, wenn Sie nach London kommen.«

»Er blies eine große Rauchwolke von sich, antwortete aber nicht.

»Oder sollten Sie es vielleicht vorziehen, mit ihm bei mir, bei einem einfachen kleinen Diner zusammen zu treffen?« Als Mann von Erziehung konnte er nicht umhin, diese Einladung zu beantworten.:

»Sie sind sehr freundlich,« sagte er, »aber es wäre mir lieber, wenn ich es vermeiden könnte. Sprechen wir von etwas Anderem, Vater Benwell.«

»Wir sprachen von anderen Dingen. Er war ebenso liebenswürdig wie früher, aber er war niedergeschlagen.

»Ich gedenke vor Ablauf dieses Monats nach Paris zu gehen,« sagte er.

»Und dort eine Zeit lang zu bleiben?« fragte ich.

»Ich denke nein, in acht oder zehn Tagen werde ich wieder zurück sein.«

»Als ich mich zum Aufbruch anschickte, kam er von selbst auf den früheren Gegenstand unseres Gespräches zurück.«

»Ich muß Sie um zwei Gefälligkeiten bitten,« sagte er. »Erstens Mr. Romayne nicht zu verrathen, daß ich noch in London bin und zweitens, mich nicht um den Grund für diese Bitte zu befragen.«

»Das Ergebnis meines Besuches ist mit wenigen Worten erklärt. Ich bin der Entdeckung um einen Schritt näher gerückt. Aus Winterfield's ganzem Benehmen ging mir hervor, daß er eifersüchtig auf den Mann ist, der Miß Eyrecourt geheirathet hat. Jene kompromittierenden Umstände, welche mein Agent sich vergebens bemühte zu erfahren, hängen mit einem Liebeshandel zusammen. Rufen Sie sich alles das in das Gedächtnis zurück, was ich Ihnen über Romayne's Eigenthümlichkeiten gesagt habe und malen Sie sich aus, wenn Sie können, welches die Folgen einer solchen Enthüllung sein müssen, wenn wir erst im Stande sein werden, den Herrn von Bange Abbey aufzuklären!«

»Ueber das gegenwärtige Verhältnis zwischen den beiden Eheleuten theile ich Ihnen erst etwas Näheres in meinem Bericht über den Besuch bei Romayne mit, den ich nach ein oder zwei Tagen bei Letzterem ausgeführt habe. Es ist ein Glück, daß ich Penrose zu unserer Verfügung behalten durfte. Wir werden ihn bald wieder brauchen können.«

\* \* \*

»Bei meiner Ankunft in Then Acres Lodge fand ich Romayne in seinem Arbeitszimmer. Sein Manuskript lag vor ihm, aber er arbeitete nicht daran. Er saß matt und abgespannt aus. Bis heute habe ich noch nicht erfahren können, an welchem nervösen Uebel er leidet, ich konnte nur erraten, daß es ihn, seit ich ihn zum letzten Male gesehen, wieder heimgesucht habe.

»Meine ersten begrüßenden Worte waren natürlich die Frage nach dem Befinden seiner Frau. Sie ist noch immer bei ihrer Mutter, die jetzt für außer

Gefahr erklärt ist. Aber die gute Dame, die jedem Anderen eifrig empfiehlt, ärztlichen Rath einzuholen, will für sich selbst von Arzneien nichts wissen und der sie behandelnde Arzt kann sie nur durch den Einfluß ihrer Tochter dazu bewegen, seinen Verordnungen Folge zu leisten. Glauben Sie nicht, daß ich Sie ohne Grund mit diesen Geringfügigkeiten bekannt mache, Sie werden in der Folge sehen, daß dies durchaus nothwendig war.

»Ehe ich noch fünf Minuten bei ihm gewesen, fragte mich Romayne, ob ich Winterfield gesehen habe, seit seinem Besuche in Then Acres.

»Ich bejahte dieses und erwartete eine weitere Frage. Er erkundigte sich nun, ob Winterfield London schon verlassen habe.

»Ich bedachte mich ein wenig, ehe ich antwortete, dann sagte ich: »Wenn ich Ihnen ehrlich gestehen soll, Mr. Romayne, so muß ich Sie ersuchen, meine Antwort als streng vertraulich anzusehen. Mr. Winterfield, ich bedauere es sagen zu müssen, bezeigt keine Lust, seine Bekanntschaft mit Ihnen fortzusetzen. Er hat mich gebeten, Ihnen zu verschweigen, daß er sich noch in London befindet.«

»Romayne's Gesicht verrieth deutlich, daß er ärgerlich und aufgebracht war.

»Nichts von dem, was Sie mir sagen, Vater Benwell,« versetzte er, »soll Über die Wände dieses Zimmers hinausgelangen. Gab Ihnen Mr. Winterfield einen Grund an, weshalb er unsere Bekanntschaft nicht fortzusetzen wünscht?«

»Ich sagte ihm wieder die Wahrheit, mit Ausdrücken höflichen Bedauerns.

»Mr. Winterfield sprach von dem unfreundlichen Empfang von Seiten Mrs. Romayne 8.«

»Er sprang auf und ging in heftiger Erregung im Zimmer auf und ab.

»Es geht über alle Begriffe,« murmelte er vor sich hin.

»Ich that, als habe ich es nicht gehört und fragte: »Sagten Sie mir etwas?«

»Es ist sehr zu bedauern,« sagte er im ruhigeren Tone; »aber ich muß ihm sofort das köstliche Buch zurücksenden, welches er mir geliehen hat. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Er hat noch andere Werke in seiner Bibliothek, welche für mich vom höchsten Interesse sind, und jetzt ist es mir unmöglich gemacht, sie mir von ihm zu entlehnern. Gerade jetzt, wo ich Penrose verloren habe, hatte ich gehofft, in Winterfield einen anderen Freund gefunden zu haben, der Theilnahme für meine Bestrebungen fühlt. Es liegt etwas so Ermunterndes und Anziehendes in seinem Wesen und er hat gerade die Kühnheit und Neuheit der Ideen, welche einen Mann wie mich, einnehmen können. Es war eine so angenehme Zukunft, der ich entgegensah und sie ist jetzt geopfert — für was? Um die Laune einer Frau willen.«

»Von unserem Gesichtspunkte aus mußte Alles geschehen, ihn in dieser Gemüthsverfassung zu erhalten. Ich versuchte bescheiden, alle Schuld auf mich zu nehmen und warf ein, daß ich freilich unschuldiger Weise, die Ursache der Enttäuschung sei.

»Er sah mich ganz überrascht an und ich wiederholte ihm dasselbe, was ich schon zu Winterfield gesagt hatte.

»Erwähnten Sie gegen Mrs. Romayne, daß Sie Mr. Winterfield durch mich — «

Er ließ mich nicht ausreden. »Ich sagte es Mrs. Romayne, aber weshalb fragen Sie mich das?«

»Verzeihen Sie, wenn ich Sie daran erinnere, daß Mrs. Romayne protestantische Vorurtheile hegt und daß Mr. Winterfield, von einem katholischen Priester eingeführt, ihr vielleicht nicht sehr willkommen war.«

»Er war fast unwillig über mich, als ich ihm dieselbe Erklärung gab, welche sich bei Winterfield so erfolgreich erwiesen.

»Unsinn!« rief er aus. »Meine Frau ist viel zu fein erzogen, um ihrem Vorurtheile in dieser Weise Ausdruck zu geben. Winterfield's Persönlichkeit muß ihr eine unerklärliche Abneigung eingeflößt haben, oder —«

»Er hielt inne und blickte gedankenvoll zum Fenster hinaus. Ein unbestimmter Argwohn mußte ihn beschlichen haben, dessen er sich erst in diesem Augenblick bewußt wurde und den er sich nicht gleich erklären konnte. Ich that mein Bestes, ihn in diesem neuen Ideengange zu bestärken.

»Welch' anderer Grund könnte sonst wohl vorhanden sein?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht,« sagte er, mich scharf ansehend. »Wissen Sie es?« \_

»Mein lieber Herr,« sagte ich ablehnend, »wenn Sie es nicht wissen, wie sollte ich es? Es muß eine plötzliche Antipathie gewesen sein, wie Sie sagen. So etwas kommt zuweilen zwischen Fremden vor. Ich habe doch Recht, anzunehmen, daß Mrs. Romayne und Mr. Winterfield einander fremd sind?«

»Sein Auge leuchtete plötzlich in unheimlichem Glanze, diese neue Idee hatte Feuer bei ihm gefangen.

»Sie begegneten sich als Fremde,« sagte er.

Dann kehrte er wieder zum Fenster zurück. Ich fühlte, daß ich in seinem Vertrauen den Platz wieder verlieren möchte, den ich in seinem Vertrauen gewonnen hatte, außerdem hatte ich auch noch andere Gründe, um das Gespräch jetzt auf Penrose zu lenken. Zufällig hatte ich erst kürzlich ein Schreiben von ihm erhalten, in welchem er über seine jetzige Stellung berichtete und die herzlichste Grüße an seinen theuren Freund und Herrn in einem Postskriptum beigefügt hatte.

»Ich bestellte ihm dieselben und Romayne sah sich um. Sein Gesicht hatte einen ganz veränderten Ausdruck angenommen. Der bloße Klang von Penrose's Namen schien ihm von dem Drucke des Argwohns, der ihn einen Augenblick vorher beschwert, befreit zu haben

»Sie glauben gar nicht, wie sehr ich den lieben, kleinen Menschen vermisste sagte er traurig.

»Warum schreiben sie ihm nicht?« fragte ich. »Es würde ihn so unendlich erfreuen, von Ihnen Nachricht zu erhalten.«

»Ich weiß nicht wohin ich meinen Brief richten soll.«

»Habe ich Ihnen seine Adresse nicht gegeben, als ich Ihren Brief an ihn beförderte?«

»Nein.«

»Dann lassen Sie mich meine Vergeßlichkeit sogleich wieder gut machen.«

»Ich schrieb ihm die Adresse auf und verabschiedete mich von ihm. Als ich zur Thür ging, bemerkte ich auf einem Seitentische die Bücher, welche Penrose ihm gegeben. Eines derselben war aufgeschlagen und ein Bleistift lag daneben. Ich hielt dies für ein gutes Zeichen, enthielt mich aber jeder Bemerkung.

Romayne drückte mir zum Abschiede die Hand, wobei er sagte:

»Sie sind sehr lieb und freundlich gegen mich gewesen, Vater Benwell. Es wird mich freuen, Sie wieder zu sehen.«

»Erwähnen Sie dessen nicht, gegen solche, bei denen es mir schaden kann.  
—«

»Ich muß Ihnen bekennen, daß er mir leid thut. Er hat Alles für diese Heirath geopfert und er sieht sich getäuscht, getäuscht in dem Grade, daß er Niemand hat, wie mich, an den er sich anschließen kann.

Natürlich werde ich, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist, Penrose Urlaub ertheilen. Sehen Sie nicht, wie ich, die baldige Rückkehr des »lieben, sanften, kleinen Menschen« zu seiner alten Beschäftigung voraus, das wieder aufgenommene Werk der Bekehrung im Fortschreiten begriffen und die

Eifersucht der protestantischen Frau, welche die falsche Stellung, in die sie sich durch ihr Benehmen gegen Winterfield gebracht, nur verschlimmert? Geduld, mein ehrwürdiger College! In meinen Augen ist uns die Wiedererlangung des Besitzes von Vange für die Kirche beträchtlich näher gerückt.

\* \* \*

»Am nächsten Tage erkundigte ich mich nach dem Befinden von Mrs. Eyrecourt. Der Bescheid war günstig. Drei Tage später fragte ich wieder an und erfuhr, daß es täglich besser mit ihr gehe und daß Mrs. Romayne nach Then Acres Lodge zurückgekehrt sei.

»Die meisten meiner Erfolge habe ich dem Grundsatz zu verdanken, mich niemals zu übereilen. Ich blieb demselben auch diesmal treu. Die Zeit bringt oft Gelegenheit — und Gelegenheiten verlohnern sich der Mühe, auf sie zu warten.

Bis jetzt war Alles nach Wunsch verlaufen und es war die Zeit gekommen, mein Glück noch einmal zu versuchen. Ich sah die Notwendigkeit ein, die Wiederanknüpfung der Beziehungen zwischen Romayne und Penrose nicht durch voreiliges Einschreiten verhindern zu dürfen. Dies sind zwei Gründe, welche mich zum ruhigen Abwarten veranlassen! Ein Mann von weniger Ueberlegung wie ich würde wahrscheinlich bei der ersten Begegnung Winterfield's und Romayne's von Miß Eyrecourt's Heirath gesprochen und dadurch ihr Mißtrauen erweckt haben, ohne sich bei diesem Vorgeben den Erfolg zu sichern. Ich kann zu jeder Zeit Romayne damit bekannt machen, daß Miß Eyrecourt schon Winterfield's Gastfreundschaft genossen, wenngleich sie ihn in seiner Gegenwart wie einen vollkommenen Fremden empfangen. Unterdessen werde ich Penrose hinlänglich Gelegenheit geben, wenn auch unschuldiger Weise, den Bruch zwischen Gatten und Gattin zu erweitern.

»Hoffentlich ersehen Sie hieraus, daß, wenn ich mich auch jetzt passiv verhalte, dies nicht aus Gleichgültigkeit oder Entmuthigung geschieht.

»So, nun können wir fortfahren.

»Ich wartete einige Tage, ehe ich mich wieder nach Mrs. Eyrecourt's Befinden erkundigte, gab aber diesmal meine Karte ab und ließ bei ihr anfragen, ob die Dame meinen Besuch annehmen könne. Soll ich Ihnen meine Schwäche gestehen? Sie ist im Besitz aller jener Nachrichten, die ich zu erhalten wünsche, aber sie hat schon zwei Mal meine Fragen in dieser Angelegenheit zurückgeschlagen. Unter diesen Umständen ist es eine Sache meiner priesterlichen Kampflust, den Angriff noch ein Mal zu wagen.

»Ich wurde gebeten, mich hinauf zu bemühen.

»Das vordere und hintere Drawingroom waren zu einem zusammengezogen. Mrs. Eyrecourt wurde langsam von ihrem Mädchen in einem Rollstuhle hin— und hergefahren. Trotz der Schminke, Spitzen und sonstigen Toilettenkünste bot sie einen jammervollen Anblick dar. Sie sah wie eine bemalte, wiederbelebte Leiche aus, während ihr Geist, im stärksten Widerspruch zu ihrem Aeußersten, seine alte Lebhaftigkeit wiedergewonnen hatte.

»Wie freue ich mich, Sie zu sehen, Vater Benwell und wie freundlich war es von Ihnen, sich nach mir zu erkundigen. Ich befindet mich wieder ganz wohl, obgleich der Doktor es noch nicht eingestehen will. Ist es nicht spaßhaft, anzusehen wie ich hier wie ein Kind hin und her gerollt werde? Der Doktor will mir nicht erlauben auszugehen und auch im Hause darf ich noch nicht umhergehen. Mathilde ist die Wärterin und ich das Kind, welches in einigen Tagen laufen lernen wird. Sind Sie müde, Mathilde? Nein? Nun, dann fahren Sie mich noch einmal durch das Zimmer, so, das ist ein gutes

Mädchen. Bewegung, beständige Bewegung ist ein Gesetz der Natur. Nein, bewahre, Doktor, ich habe diese Entdeckung nicht gemacht. Ein höchst gelehrter Mann sagte es in einer wissenschaftlichen Vorlesung, beiläufig der häßlichste Mann, den ich je gesehen habe. Jetzt wieder zurück, Mathilde. Erlauben Sie, daß ich Sie meinem Freunde vorstelle, Vater Benwell. Das Vorstellen ist zwar nicht mehr Mode, aber ich bin eine von den wenigen Frauen, welche der Tyrannie der Mode zu widerstehen vermögen. Ich liebe es, Leute einander vorzustellen.

»Sir John Drone — Vater Benwell; Vater Benwell — Dr. Wybrow. Ach ja, Sie kennen den Doktor schon durch seinen Ruf? Soll ich Ihnen seinen Charakter schildern? Im persönlichen Umgange reizend, als Arzt unausstehlich. Verzeihen Sie mir meine Keckheit, Doktor; es ist eine Folge meiner übersprudelnden Gesundheit. Noch einmal hin und her Mathilde, und etwas vorsehen. Ach, wie sehne ich mich nach einer Reise auf der Eisenbahn!«

»Hier ging ihr endlich der Athem aus. Sie lehnte sich in ihren Rollstuhl zurück und wehte sich schweigend ein Weilchen mit ihrem Fächer Kühlung zu.

»Ich war jetzt im Stande, die beiden Besucher näher zu betrachten. Sir John Drone, dies war leicht zu erkennen, war kein großes Hindernis bei einer vertraulichen Unterhaltung mit Mrs. Eyrecourt. Er war ein vortrefflicher Landedelmann mit dem kahlen Kopfe, der frischen Farbe und der unerschöpflichen Eigenschaft des Stillschweigens, der wir so oft in der englischen Gesellschaft begegnen. Hier haben Sie die richtige Beschreibung Sir John's. Aber der berühmte Arzt war ein ganz anderer Mann. Ich brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, daß, so lange er im Zimmer war, die Unterhaltung sich nur um gleichgültige Dinge drehen durfte.

»Ich habe Ihnen jedes mal in meinen Briefen offen gesagt, wenn ich mich getäuscht hatte, und auch dieses Mal täuschte ich mich — ich hatte das Gesetz der Zufälligkeiten vergessen. Das launenhafte Glück erklärte sich auch hier wieder zu meinen Gunsten und zwar durch dieselbe Frau, die mir schon zwei Mal eine Niederlage beigebracht hatte.

»Welch ein Lohn für meine freundlichen Erkundigungen nach dem Befinden von Mrs. Eyrecourt. Sie hatte endlich wieder genug Athem gesammelt, um weiter zu sprechen.

»Lieber Himmel, wie schweigsam Sie sind!« sagte sie zu mir. »Warum suchen Sie nicht eine arme Gefangene zu unterhalten, die an das Haus gefesselt ist « Ruhen Sie sich ein wenig aus, Mathilde, sonst werden Sie auch noch krank. Doktor, ist dies Ihr letzter Besuch als Arzt?«

»Versprechen Sie mir, sich in Acht zu nehmen, Mrs. Eyrecourt, und ich will Ihnen gestehen, daß meine ärztlichen Besuche ein Ende haben. Ich bin heute nur als Freund hierher gekommen.«

»Sie bester aller Männer! Erweisen Sie mir noch eine Gunst. Beleben Sie uns ein wenig. Erzählen Sie uns etwas recht Interessantes von einem Ihrer Patienten. Diese großen Aerzte, Sir John, bringen ihr Leben in einer beständigen Atmosphäre der Romantik zu: Doktor Wybrow's Sprechzimmer ist ganz so, wie Ihr Beichtstuhl, Vater Benwell. Die bezauberndsten Sünden und Leiden werden seinem Ohr anvertraut. Welches ist der letzte Roman des wirklichen Lebens, Doktor, den Sie jetzt behandeln und heilen sollen? Wir wollen weder Ort noch Namen wissen, wir sind artige Kinder und verlangen nur nach einer Geschichte.

»Doktor Wybrow sah mich lächelnd an.

»Es ist unmöglich, die Damen zu überzeugen,« sagte er, »daß wir Aerzte in unserer Art auch Beichtväter sind. Die erste Pflicht des Arztes, Mrs. Eyrecourt —«

»Ist die Leute wieder gesund zu machen, natürlich,« unterbrach sie ihn munter.

»Nein, das ist in der That nur die zweite Pflicht,« erwiderte der Doktor ernst. »Unsere erste Pflicht ist, unverbrüchlich das Geheimnis unserer Patienten zu bewahren. Aber,« fuhr er in heiterem Tone fort, »ich habe heute zufällig einen Patienten besucht und zwar unter Umständen, die zu erzählen mir die Gesetze meines Berufes nicht verbieten. Ich weiß nicht, Mrs. Eyrecourt, ob Ihnen der Ort der Handlung gefallen wird, es ist ein Irrenhaus.«

»Mrs. Eyrecourt stieß einen kleinen, koketten Schrei aus und drohte dem Doktor mit ihrem Fächer.

»Nur nichts Schauerliches, Doktor!« rief sie. »Der einfache Gedanke an ein Irrenhaus erfüllt mich mit Entsetzen. O, pfui, pfui, ich will Sie nicht anhören, ich will sie nicht ansehen, ich will entschieden nicht zu Tode erschreckt werden. Mathilde! rollen Sie mich in die entfernteste Ecke des Zimmers. Meine lebhafte Einbildungskraft, Vater Benwell, ist die gefahrdrohende Klippe meines Daseins. Ich muß gestehen, ich rieche schon den Geruch des Irrenhauses. Oeffnen Sie das Fenster, Mathilde, ich will meine Nase in Blumen begraben.«

»Sir John öffnete jetzt zum ersten Male seinen Mund zum Sprechen. Seine Rede bestand hauptsächlich in angefangenen Sätzen, die er durch ein Lächeln ergänzte.

»Auf mein Wort, Sie wissen ja. Eh, Doktor Wybrow? Ein Mann von Ihrer Erfahrung. — Gräuel in einem Irrenhause. — Eine kranke Dame. — Nein, wirklich. — Auf meine Ehre, ich kann nicht. — Etwas Lustiges, o, ja. — Aber so etwas, o, nein —«

»Er stand auf, um uns zu verlassen. Doktor Wybrow hielt ihn artig zurück.«

Ich hatte einen Grund, diese Geschichte erzählen zu wollen, Sir John,« sagte er; »aber ich will Sie nicht\* mit unnötigen Erklärungen aufhalten. Ich wünsche, eine mir unbekannte Person zu entdecken. Sie bewegen sich viel in Gesellschaften, wenn Sie in London sind; darf ich Sie wohl fragen, ob Ihnen jemals ein Gentleman Namens Winterfield begegnet ist?«

»Ich habe stets die Selbstbeherrschung als eine meiner hervorragendsten Eigenschaften betrachtet und mich dessen gerühmt, aber in Zukunft werde ich bescheidener von mir denken. Als ich diesen Namen nennen hörte, wurde ich so von Erstaunen überwältigt, daß ich mich dem Doktor gegenüber als den Mann verrieth, der seine Frage beantworten könne.

»Sir John dachte eine Weile nach und gestand endlich, daß ihm kein Gentleman dieses Namens bekannt sei. Nachdem er seine Unwissenheit in seiner beredten Weise erklärt, zog er sich in die Fensternische des nächsten Zimmers zurück und betrachtete mit großer Ernsthaftigkeit Mrs. Eyrecourt, die ihre Nase in einem Blumenstrauße vergraben hatte.

»Irre ich mich nicht, Vater Benwell,« wandte sich jetzt der Doktor zu mir, »wenn ich voraussetze, daß ich mich besser mit meiner Frage an Sie gewendet hätte?«

»Ich gab zu, daß mir ein Gentleman Namens Winterfield bekannt sei.«

»Haben Sie einige Augenblicke Zeit übrig?« fragte er mich, hastig aufstehend. »Meine Wohnung ist ganz in der Nähe und mein Wagen hält vor der Thür und steht zu Ihrer Verfügung. Wenn Sie sich bei Mrs. Eyrecourt verabschieden wollen, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was Sie meines Erachtens nach wissen müssen.«

»Wir verabschiedeten uns sogleich und Mrs. Eyrecourt, die etwas von der Schminke auf ihrer Nase in den Blumen zurückgelassen hatte, klopfte mir ermutigend mit ihrem Fächer auf die Schulter und sagte dem Doktor, daß sie ihm unter der Bedingung vergeben würde, wenn er verspreche, »es

niemals wieder zu thun.« Fünf Minuten später waren wir in Doktor Wybrow's Studierzimmer.

»Meine Uhr sagt mir, daß ich bis zur Poststunde meinen Brief nicht beendigen kann. Nehmen Sie deshalb, was ich bis jetzt geschrieben habe, und seien Sie versichert, daß der Schluß meines Berichtes einen Tag später erfolgen wird.

\* \* \*

## II.

»Winterfield ist kein häufig vorkommender Name,« begann der Doktor vorsichtig. »Aber es dürfte nicht unnötig sein, zuerst festzustellen, ob Ihr Winterfield der Mann ist, den ich suche. Kennen Sie ihn nur dem Namen nach, oder sind Sie mit ihm befreundet?«

»Natürlich sagte ich, daß ich ein Freund von ihm sei.«

»Werden Sie mir verzeihen,« fuhr er fort, »wenn ich mir eine indiskrete Frage erlaube? Wenn Sie von den näheren Umständen unterrichtet sein werden, wird Ihnen dieselbe gerechtfertigt erscheinen. Haben Sie irgendwie Kenntniß von einer, wie soll ich sagen, von einer romantischen Episode in Mr. Wintexfield's Leben?«

»Ja, ein solches Ereignis, wie Sie eben erwähnten, hat sich in der That in Mr. Winterfield's Leben zugetragen,« erwiderte ich, mich wohl hütend, mehr zu sagen, da ich fürchten mußte, durch eine unüberlegte Antwort den Faden zur Entdeckung aus meiner Hand schlüpfen zu lassen.

»Der Doktor zeigte kein Verlangen, mehr zu hören, sondern fuhr fort:

»Ich wollte mich nur vergewissern, ob ich mich auch in Ihnen an die richtige Quelle für meine Nachfragen gewendet hätte. Ich selbst habe keineswegs ein persönliches Interesse dabei, Mr. Winterfield ausfindig zu machen, ich handle nur im Auftrage eines alten Freundes von mir, ist der Eigentümer einer Privatirrenanstalt in Hampstead und ein Mann, dessen Ruf über jeden Zweifel erhaben ist, sonst wäre ich nicht sein Freund. Sie begreifen, weshalb ich dies vorausschicke.«

»Ich verstand die Motive des Doktors vollkommen, denn heut zu Tage sind die Vorsteher der Privat—Irren—Anstalten Gegenstände des allgemeinen Mißtrauens in England geworden.«

»Gestern Abend,« fuhr er fort, »sprach mein Freund bei mir vor und sagte mir, daß er in seinem Hause einen sehr merkwürdigen Fall habe, der für mich höchst anziehend sein dürfte. Der Kranke, von dem er sprach, war ein französischer Knabe, dessen geistige Fähigkeiten von frühestem Kindheit an wenig entwickelt gewesen waren. Das Unheil war vergrößert worden durch einen heftigen Schrecken, den er in seinem vierzehnten Jahre erlitten. Als er in der Anstalt untergebracht wurde, war er weder blödsinnig noch tobsüchtig, es war ein Fall von mangelnder Urtheitskraft, wodurch er häufig zu Handlungen unabsichtlicher Bosheit und kleinen Diebstählen verleitet wurde, jedoch niemals zu Gewalttätigkeiten. Mein Freund fühlte besondere Teilnahme für den Jungen, gewann durch seine freundliche Behandlung dessen Liebe und Vertrauen und stellte seine körperliche Gesundheit wieder so vollständig her, daß er die gerechte Hoffnung auf eine Heilung seines geistigen Gebrechens hegen konnte, als ein Zwischenfall eintrat, der alle seine Aussichten wieder zerstörte. Das arme Geschöpf erkrankte an einem Fieber und das Fieber entwickelte sich bald zum Typhus. So weit hat die Sache wenig Interesse für Sie, aber jetzt komme ich auf den merkwürdigen Punkt. Als die Krankheit jenen Grad erreicht hatte, wo der Kranke gewöhnlich in Delirium zu verfallen pflegt, erhielt der irrsinnige Kranke vollständig seine Geisteskräfte wieder.«

»Ich sah den Doktor erstaunt an, als er mir diesen wunderbaren Fall erzählte, nicht wissend, ob er im Scherze, oder im Ernst rede. Mr. Wybrow verstand mich sofort.«

»Es ging mir ebenso wie Ihnen, als ich es zuerst hörte,« sagte er, »und mein Freund war weder verwundert noch beleidigt darüber. Er lud mich ein, ihn nach seiner Anstalt zu begleiten und erzählte mir unterwegs von einem ähnlichen Falle, welcher im April des Jahres 1879 vorgekommen war und der im Cornhill Magazine unter der Ueberschrift: »Eine schwere Krankheit ist ein

Mittel zur Hebung der Geistesstörung« zur öffentlichen Kenntniß gebracht wurde. Dies veranlaßte mich nah Hampstead zu fahren und mich von dem Sachverhalt zu überzeugen.«

»Und bestätigte sich Alles?«

»Durchaus! Als ich ihn gestern besuchte, war der arme Knabe ebenso vernünftig wie ich. Nur zeigt sich bei ihm eine sonderbare Erscheinung, deren bei dem vorangegangenen Falle nicht erwähnt wird. Er hat nämlich jedes Ereignis seines früheren Lebens, bis zu dem Tage, wo er von dem Fieber befallen wurde, total vergessen.«

»Das war eine unangenehme Enttäuschung. Ich hatte gehofft, aus den Aussagen des Knaben irgendwie Schlußze ziehen zu können.

»Kann man ihn in der That wirklich für geistig gesund erklären, selbst wenn er sein Gedächtnis verloren hat?« fragte ich.

»Das steht außer Frage,« versetzte der Doktor. »Sein neues Gedächtnis, wenn ich es so nennen kann, hat ihm die Erinnerung an Alles erhalten, was während seiner letzten Krankheit zugetragen hat. Sie können sich vorstellen, wie dieses Problem von geistiger Störung mich beschäftigt und werden sich nicht wundern, daß ich morgen Nachmittag, wenn meine berufsmäßigen Besuche beseitigt sind, wieder nach Hampstead hinauffahre. Aber es muß Sie befremden, daß ich Sie mit diesen Einzelheiten behellege, die eigentlich nur für einen Mediziner Interesse haben.«

»Wollte er mich auffordern, ihn in die Anstalt zu begleiten? Ich antwortete ihm sogleich, daß jene Einzelheiten für einen Mann, welcher die menschliche Natur studiere, wie ich, jedenfalls höchst interessant seien. Wenn er in jenem Moment meinen Puls gefühlt hätte, fürchte ich fast, er wäre zu dem Glauben verleitet worden, auch ich sei vom Fieber ergriffen.

»Machen Sie sich jetzt auf einen anderen erstaunlichen Umstand gefaßt,« fuhr er fort. »Mr. Winterfield scheint durch irgend einen unbegreiflichen Zufall in einem der früheren unheilvollen Streiche des Knaben verwickelt worden zu sein, ehe derselbe der Pflege meines Freundes anvertraut wurde. Es ist dies jedenfalls die einzige Erklärung, welche wir uns dafür geben können, daß wir, eingenäht in das Futter der Weste des Knaben, ein Päckchen fanden mit der Aufschrift: »An Mr. Winterfield,« ohne weitere Angabe des Wohnortes.«

»Ich überlasse es Ihnen, den Eindruck sich vorzustellen, welchen diese Worte auf mich hervorbrachten.

»Jetzt,« fuhr der Doktor fort, »werden Sie begreifen, warum ich jene sonderbare Frage an Sie richtete. Mein Freund und ich sind vielbeschäftigte Leute und besuchen die Gesellschaft wenig, auch hatte weder er noch ich jemals den Namen Winterfield gehört. Da nun die Meisten meiner Patienten einen großen Kreis von Bekannten haben, so übernahm ich es, Nachfrage zu halten, um das Paket an seine richtige Adresse gelangen zu lassen. Ich schätze mich glücklich, Vater Benwell, Sie kennen gelernt zu haben, wollen Sie mich morgen nach der Anstalt begleiten und womöglich Mr. Winterfield mitbringen?«

»Dies letztere Verlangen zu erfüllen lag nicht in meiner Macht, da Mr. Winterfield an demselben Morgen London verlassen hatte, um sich nach Paris zu begeben und seine dortige Adresse war mir weiter nicht bekannt.

»Nun, dann müssen Sie Ihren Freund vertreten,« sagte der Doktor, »bei diesem Falle ist keine Zeit zu verlieren. Wären Sie so gütig, morgen Nachmittag um fünf Uhr hierher zu kommen?«

»Ich stellte mich zur festgesetzten Zeit pünktlich ein und wir fuhren nach der Anstalt.

»Ich brauche nicht zu beschreiben, was ich am Bette des Kranken sah, da es nur eine Wiederholung dessen wäre, was der Doktor mir gestern erzählt. Er lag da im heftigsten Fieber und richtete in den ruhigeren Momenten Fragen an die Umstehenden, die sich auf die Medikamente bezogen, die ihm gereicht wurden. Diese Fragen zeugten von seiner gesunden Vernunft, auch verstand er die ihm ertheilten Antworten vollkommen.

»Aber ich habe Ihnen etwas Anderes mitzutheilen, was unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Das Couvert und die Briefe, welche dasselbe einschließt, ist in meinem Besitz. Es ist an Mr. Bernard Winterfield, Esquire, adressiert; Vor- und Zuname stimmen mit denen jenes Winterfield, den ich kenne, überein.

»Die Umstände, unter denen man diese Entdeckung gemacht, wurde mir von dem Vorsteher der Anstalt folgendermaßen erzählt:

Als der Knabe in die Anstalt gebracht wurde, war er von zwei französischen Damen begleitet, seiner Mutter und seiner Schwester, die dem Vorsteher ihre eigenen Erfahrungen, die sie, während er noch in ihrem Hause war, über seine Krankheit gemacht, mittheilten. Sie beschrieben seine Neigung, sich heimlich von Hause zu entfernen und erwähnten eines Gegenstandes, den er sorgfältig in seiner Weste verborgen halte, seit er von seinem letzten Streifzuge wieder heimgekehrt war.

»In der ersten Nacht seines Aufenthaltes in der Anstalt war er sehr aufgereggt, sich an einem fremden Orte zu befinden, so daß man es für nötig fand, ihm ein Opiat einzugeben. Als er zu Bette ging, hinderte man ihn nicht die Weste wie gewöhnlich unter das Kopfkissen zu schieben.

»Als aber das Schlafmittel seine Wirkung that, konnte der Wärter leicht das Kleidungsstück aus seinem Versteck entfernen. Es war die Pflicht des Vorstehers der Anstalt, sich zu versichern, daß seine Pflegebefohlenen nichts, was irgend wie Schaden anrichten könnte, bei sich führten. Das Siegel des Päckchens war erbrochen.

»Ich würde das Siegel nicht erbrochen haben,« sagte der Vorsteher. »Aber da es schon geschehen war, hielt ich es für meine Pflicht, mich von dem Inhalte zu unterrichten. Die Briefe beziehen sich meist auf Familienangelegenheiten Mr. Winterfield's, die für ihn von großer Wichtigkeit sind und schon längst hätten in seinen Händen sein müssen. Es ist selbstverständlich, daß ich zum strengen Stillschweigen über das, was ich gelesen habe, verpflichtet bin. Ein Couvert, welches einige leere Blätter enthielt, werde in die Weste des Knaben eingenäht, damit er beim Erwachen durch das Fehlen des Päckchens nicht beunruhigt wurde. Die anderen Briefe habe ich in Gegenwart meines Assistenten in ein anderes Couvert eingeschlossen und mit meinem Petschaft versiegelt. Ich habe getan, was in meinen Kräften stand, Mr. Winterfield zu entdecken. Es scheint, daß er nicht in London wohnt, wenigstens fand ich seinen Namen nicht im Adreßbuche. Ich schrieb an den Herrn, dem ich Bericht über des Knaben Befinden abstatte, er konnte mit keine Auskunft geben. Ein Brief an die beiden französischen Damen hatte denselben Erfolg. Ich muß gestehen, ich wäre froh, wenn ich der Verantwortlichkeit auf ehrenhaftem Wege überhoben werden könnte.«

»Alles dieses wurde in des Knaben Gegenwart verhandelt, er hörte zu, als würde die Geschichte eines Anderen erzählt. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihn zu befragen und da ich nicht französisch spreche, obgleich ich dasselbe lesen und schreiben kann, bat ich Dr. Wybrow und seinen Freund, das Amt des Dolmetschers zu übernehmen.

»Meine Fragen führten zu nichts; der französische Knabe wußte ebenso wenig wie ich über die Briefe.

»Als ich ihn fragte, ob er die Briefe gestohlen, erwiderte er ganz gelassen: »Höchst wahrscheinlich! Man sagt mir, ich sei irrsinnig gewesen, ich

erinnere mich dessen nicht, verrückte Leute begehen manchmal seltene Handlungen.«

»Vielleicht nahmen Sie die Briefe aus Muthwillen fort?« fragte ich.

»Und Sie erbrachen das Siegel und sahen die Papiere nach?«

»Möglich.«

»Und Sie verbargen dieselben, in dem Glauben, daß sie Ihnen nützen könnten? Oder vielleicht schämten Sie sich dessen, was Sie getan und beabsichtigten die Papiere dem rechtmäßigen Eigentümer wieder zurückzuerstatten.«

»Sie müssen das am besten wissen, Sir.«

»Es war nichts von ihm herauszubringen und wir gaben unsere Versuche endlich auf. Die einzige Frage war nur, wie konnten wir die Papiere am sichersten und schnellsten in Mr. Winterfields Hände gelangen lassen?«

»Mr. Winterfield und ich haben miteinander verabredet,« sagte ich, »daß in einigen Tagen in seinem Hotel nach ihm fragen solle. Wahrscheinlich werde ich der erste seiner Freunde sein, der ihn nach seiner Rückkunft von Paris sehen wird. Wenn Sie mir das versiegelte Paket anvertrauen wollen, so will ich Ihnen in Dr. Wybrows Gegenwart einen Empfangsschein ausstellen und will mich schriftlich verpflichten, jeden Dienst, den Sie in dieser Angelegenheit von mir verlangen sollten, als Freund von Mr. Winterfield getreulich zu erfüllen. Sollten Sie vielleicht Erkundigungen über mich einzuziehen gedenken, so —«

»Ein Freund von Dr. Wybrow bedarf keiner weiteren Empfehlung,« erwiederte er verbindlich.

»Entschuldigen Sie, ich; habe Dr. Wybrow zum ersten Male bei Mrs. Eyrecourt getroffen und zwar gestern. Erlauben Sie daher, daß ich Sie an Lord Loring verweise, der mich schon lange als seinen geistlichen Ratgeber und Freund kennt.«

»Diese Auskunft über mich selbst, brachte die Angelegenheit zum Abschluß. Ich schrieb die erforderliche Bescheinigung und in diesem Augenblick liegen die Papiere vor mir auf meinem Schreibtische.«

»Sie wissen, wie Siegel erbrochen und wieder hergestellt werden, noch von der Revolutionszeit in Rom her, als wir Beide noch junge Leute waren. Dank der Kenntnisse, welche ich damals erwarb, und Dank welchen jetzt die Ereignisse, die einst Miß Eyrecourt und Winterfield in Beziehungen zu einander brachten, mir klar enthüllt sind. Abschriften jener Papiere sind in meinen Händen und die Originale sind wieder sicher versiegelt, mit dem Siegel des Vorstehers der Anstalt, als wenn nichts vorgefallen wäre. Ich versuche nicht, mich zu entschuldigen, sondern verweise Sie auf unser Motto:

»Der Zweck heiligt die Mittel.«

»ich halte es nicht für ratsam, einen vorzeitigen Gebrauch von dem Geheimnisse, welches ich entdeckt, zu machen. Die erste Notwendigkeit ist, wie im schon früher Ihnen mitgetheilt, Penrose ruhig die Bekehrung Romayne's vollenden zu lassen. Während dieser Zeit stehen die Abschriften zur Verfügung meiner ehrwürdigen Brüder.

\* \* \*

## Die gestohlenen Papiere.

### Nummer Eins.

Brief von Emma Winterfield an Bernard Winterfield.

4. Maidwell Building, Belhaven.

»Wie soll ich Sie anreden? Lieber Bernard oder Sir? Gleichviel! Ich bin im Begriff, eine der wenigen guten Handlungen meines Lebens zu begehen und vertrauliche oder förmliche Anreden verschlagen wenig bei einer Frau, die auf ihrem Sterbebette liegt.

»Ja, ich habe einen neuen Unfall gehabt. Kurz nach unserer Trennung wirst Du wohl von meinem Sturze im Circus gehört haben, bei welchem ich mir die Hirnschale verletzte. Eine chirurgische Operation und eine kleine Silberplatte, welche den Knochen ersetzte, stellten mich bald wieder her. Dieses Mai war es der Schlag eines Pferdes in den Ställen, der eine innere Verletzung zur Folge hatte. Ich kann morgen sterben, oder auch noch bis zur letzten Woche leben. Auf jeden Fall aber, der Doktor hat es mir gestanden, hat meine Stunde geschlagen.

»Eines aber merke Dir. Der Trunk, jene niedrige Gewohnheit, durch welche ich Deine Liebe verloren und die mich aus Deinem Hause vertrieb, der Trunk war nicht an diesem letzten Unglück schuld. Erst den Tag zuvor hatte ich in die Hände des ehrwürdigen Mr. Fennick das Gelübde der Mäßigkeit abgelegt. Er hat mich auch veranlaßt, dies Bekenntnis abzulegen und schreibt dasselbe an meinem Bette sitzend nieder. Erinnerst Du Dich noch, wie ich einst schon den Namen eines Geistlichen haßte und wie Du mir lachend versprachst, daß wir uns nur auf dem Standesamte trauen lassen wollten und wie ich darauf bestand, daß Du Dein Versprechen erfülltest? Wir armen Kunstreiter und Seiltänzer sehen in den Geistlichen nur unsere schlimmsten Feinde, deren ganzes Streben nur dahin ging, die Leute abzuhalten, unsere Vorstellungen zu besuchen und uns das Brot vom Munde zu nehmen. Hätte ich Mr. Fennick in meinen jüngeren Jahren gekannt, Welch' eine andere Frau wäre ich geworden.

»Nun, solche Klagen nützen jetzt nichts mehr. Ich bereue aufrichtig das Böse, das ich Dir zugefügt habe, und bitte Dich mit zerknirschem Herzen um Verzeihung.

»Du kannst wenigstens zu meinen Gunsten zugestehen, daß Dein trunksüchtiges Weib fühlte, wie sie Deiner unwürdig war. Ich verschmähte das Jahrgeld, welches Du mir ausgesetzt und entehrte Deinen Namen nicht. Seit den sieben Jahren, die seit unserer Trennung verflossen, übte ich unter einem angenommenen Namen meine alte Kunst wieder aus und belästigte Dich niemals. Eines nur konnte ich nicht – ich konnte Dich nicht vergessen. Wenn Du nur von meiner Schönheit verbündet warst, ich meinerseits liebte Dich unaussprechlich. Der vornehme Gentleman, der um meinetwillen Alles geopfert hatte, war für mich mehr wie ein Sterblicher, er war – nein! Ich will den edlen Mann nicht unwillig machen, der dieses schreibt, indem ich ausspreche, was er für mich war. Was liegt Dir auch an dem, was ich von Dir dachte?

»Wenn Du nur so geblieben wärst, wie ich Dich verlassen und Dich nicht um Miß Eyrecourt beworben hättest, als Du mich tott glaubtest; wenn ich es nur nicht erfahren hätte, ich würde gelebt haben und gestorben sein, und Dir kein weiteres Leid zugefügt haben, als das erste große Leid, als ich einwilligte, Dein Weib zu werden.

»Aber ich erfuhr es, gleichviel wie. Unser Circus war zur Zeit in Devonshire. Meine eifersüchtige Wuth machte mich rasend und ich hatte einen

*lasterhaften Bewunderer, der alt genug war, mein Vater zu sein. Ich ließ ihn hoffen, daß er meine Gunst erringen würde, wenn er mir beistünde, mich an der Frau zu rächen, die im Begriff stand, meine Stelle bei Dir einzunehmen. Er verschaffte das Geld, um Dich zu Hause und auswärts beobachten zu lassen. Er ließ meine Todesanzeige in die Zeitung rücken, um Dich vollständig irre zu leiten. Er vereitelte die Nachforschungen, die Du durch Deinen Anwalt anstellen ließest, um Gewißheit über meinen Tod zu erlangen. Und den letzten und damals in meinen Augen den besten Dienst leistete er mir, als er mich mit nach Brüssel nahm und mich an der Thür der englischen Kirche aufstellte, so daß Dein rechtmäßiges Weib, mit ihrem Trauschein in der Hand, Dir zuerst entgegentrat, als Du mit der falschen Mrs. Winterfield vom Traualtar zum Hochzeitsmahl gehen wolltest.*

»Zu meiner Schande gestehe ich es, ich triumphierte über das Unheil, welches ich angerichtet hatte.

*»Ich verdiente zu leiden und ich litt schwer, als ich hörte, wie Miß Eyrecourts Mutter und ihre beiden Freunde sie mit ihrer Bewilligung an der Kirchthür von Dir fortführten und sie der Gesellschaft wiedergaben, ohne daß ein Flecken ihren Ruf getrübt hätte. Wie die Brüsseler Heirath ein Geheimnis bleiben konnte, war mir ein Rätsel. Und als ich ihnen mit Veröffentlichung derselben drohte, erhielt ich ein Schreiben von einem Rechtsgelehrten, in welchem mir gerathen wurde, meine Zunge zu wahren. Der Rector hat mich seitdem belehrt, daß die Heirath gesetzlich für null und nichtig erklärt werden könne und daß Dich die Umstände vor jedem Richter in England entschuldigen würden. Ich begreife es jetzt, daß Leute, von Rang und Reichthum unterstützt, ihre Geheimnisse bewahren und sich vor den Bloßstellungen schützen können, welchen arme Leute an ihrer Stelle ausgesetzt sind.*

»Noch eine Pflicht, die letzte, bleibt mir zu erfüllen übrig.

*»Ich erkläre feierlich, angesichts des Todes, daß Du in vollem guten Glauben handeltest, als Du Miß Eyrecourt heirahetest. Du bist nicht allein von mir grausam verwundet worden, sondern auch von den beiden Eyrecourts und dem Lord und der Lady, welche sie aufmunterten, Dich als einen elenden, herzlosen Betrüger anzusehen, beleidigt und falsch beurteilt worden.*

*»Ich bin der Ueberzeugung, daß diese Leute Deine ehrenhafte Ergebung in die Lage, in welche Du durch mich versetzt warst, falsch ausgelegt haben. Sie würden Dich der Bigamie angeklagt haben, wenn sie meiner hätten habhaft werden können. Es ist mir ein tröstlicher Gedanke, daß ich mein Unrecht in geringem Maße wieder gut zu machen versuchte, indem ich mich Dir und ihnen fern hielt?*

*Man sagt mir, daß ich es Dir schuldig sei, Dir die Beweise meines Todes zukommen zu lassen.*

*»Der Arzt, welcher den Todtenschein ausstellt, wird des Merkmals erwähnen, an dem ich erkannt werden kann. Der Rector wird, sobald ich den letzten Athemzug getan, diesen Brief versiegeln und Alles beifügen, was zum Beleg meiner Identität beitragen kann, und meine Hauswirtin ist bereit, alle Fragen zu beantworten, die in dieser Beziehung an sie gerichtet werden könnten. Dieses Mal kannst Du davon Überzeugt sein, daß Du frei bist. Wenn ich begraben bin und man Dir mein namenloses Grab auf dem Kirchhofe zeigen wird, ich kenne Dein gütiges Herz – ich sterbe, Bernard, in dem festen Glauben, daß Du mir vergeben hast.*

*»Noch eine Bitte habe ich an Dich, in Betreff eines armen Geschöpfes, das hier bei uns im Zimmer ist. Aber ich bin so erschöpft! Mr. Fennick wird es Dir mittheilen. Sage Dir manchmal ganz leise, wenn Du eine Dame geheirathet*

*hast, die Deiner würdig ist – es war trotz alles Schlimmen auch manches Gute  
in der armen Emma. – Lebe wohl.« –*

---

## Nummer Zwei.

Brief des ehrwürdigen Charles Fennick an Bernard Winterfield.

Rectorei Belhaven.

»Sir, es ist meine traurige Pflicht, Sie davon zu benachrichtigen, daß Mrs. Emma Winterfield heute Morgen etwas vor fünf Uhr gestorben ist. Gott hat, wie ich hoffe und glaube die Reue der armen Sünderin angenommen und ihre irrende Seele wird Ruhe gefunden haben jenseits des Grabes und aufgenommen sein unter die Zahl derer, welchen ihre Sünden vergeben sind.

»In Anbetracht ihres Wunsches, daß Sie die Verstorbene im Tode noch sehen möchten, wird der Sarg bis zum letzten Augenblick geöffnet bleiben. Der Arzt, welcher sie behandelte, hat mir eine Abschrift des Todtenscheins gegeben, welche ich beifüge. Sie werden daraus ersehen, daß die Identität der Leiche durch die Beschreibung einer kleinen silbernen Platte, welche sich an dem rechten Schädelbein befindet, erwiesen ist.

»Ich brauche Sie nicht zu versichern, daß ich gern bereit bin, alle gewünschte Auskunft, die Sie in Betreff der Verstorbenen wünschen sollten, zu geben.

»Die Verewigte erwähnte einer Bitte, welche sie Ihnen ans Herz legen wollte; ich spreche dieselbe im Namen der Verstorbenen aus, die schon zu erschöpft und zu schwach war, dieselbe ihrem Briefe an Sie noch hinzuzufügen.

»Während der Circus seine Vorstellungen in einer der uns benachbarten Grafschaften gab, versuchte ein herumstreichernder, blödsinniger Knabe unter die Zeltdecke zu kriechen, augenscheinlich in der Absicht, zusehen zu wollen. Er war nicht im Stande, irgendwelche Auskunft über sich zu geben. Die verstorbene Mrs. Winterfield, die ihre Jugend, so viel mir bekannt, in Frankreich verlebt hat, entdeckte, daß der Knabe ein Franzose war und fühlte, in Erinnerung an frühere glücklichere Tage, eine lebhafte Theilnahme für das unglückliche Geschöpf. Sie nahm sich seiner bis zu ihrem Tode lieblich an und er schien ihr dankbar ergeben zu sein.

»Ich sage, er schien, denn eine eingewurzelte Zurückhaltung bildet eine der besonderen Eigentümlichkeit seines geistigen Gebrechens. Selbst seine Wohlthäterin konnte nie sein Vertrauen gewinnen. In anderer Beziehung übte sie einen erfolgreichen Einfluß auf ihn aus, indem sie ihn von boshaften Streichen zurückhielt, zu denen er sich oft sehr geneigt zeigte. Ihr Tod hat dazu beigetragen, jene Zurückhaltung, von welcher ich eben gesprochen, noch hartnäckiger zu machen. Er ist mürrisch und reizbar und die gute Hauswirtin, bei welcher Mrs. Winterfield gewohnt, lehnt es entschieden ab, auch nur für wenige Tage die Sorge für ihn zu übernehmen. Bis ich Nachricht von Ihnen erhalte, habe ich ihn zu mir in die Rectorei genommen und der Pflege meiner Diener übergeben.

»Sie werden die Bitte erraten, welche die Verstorbene an Sie richten wollte. Sie hoffte, daß Sie bereit sein würden, jenen armen, verlassenen, hilflosen Knaben in gute Pflege und Aufsicht zu geben. Sollten Sie Ihren Beistand verweigern, so würde ich mich, so leid es mir thun würde, genöthigt sehen, den Knaben in dem hiesigen Armenhause unterzubringen, bis er Aufnahme in einer öffentlichen Irrenanstalt findet.

Ich habe die Ehre zu sein

Ihr ergebener Diener Charles Fennick.

»P.S. Ich fürchte, mein Brief wird nicht sogleich in Ihre Hände gelangen, da Mrs. Winterfield mir Ihre Adresse nicht angegeben hat.

»Sie müssen meine Vergeßlichkeit entschuldigen, aber als ich an Ihrem Bette saß um ihre letzten Worte an Sie niederzuschreiben, war ich so tief ergriffen, daß ich nicht daran dachte, danach zu fragen. Ich bemerkte es gestern gleich, als ich nach Hause kam und kehrte zu ihrer Wohnung zurück, aber sie war eingeschlafen, ich wagte sie nicht zu stören und als ich heute Morgen zu ihr kam, war sie todt. Es ist zwar eine Andeutung auf Devonshire in dem Briefe und ich schließe daraus, daß Sie ihren Wohnsitz in jener Grafschaft haben müssen; auch erinnere ich mich, daß sie von Ihnen als einen Mann von Rang und Vermögen gesprochen. Da ich Ihren Namen nicht im Londoner Adreßbuche gefunden, will ich jetzt zur Bibliothek gehen und sehen, ob ich eine Geschichte der Grafschaft Devon dort finde, vielleicht werde ich daraus den Ort Ihres Aufenthaltes erfahren. Zu Ihrer Beruhigung füge ich noch hinzu, daß kein sterbliches Auge, außer dem meinigen, diese Papiere sehen soll; deshalb werde ich dieselben sofort einsiegeln und Ihren Namen auf das Couvert schreiben.«

\* \* \*

Hinzugefügt von Vater Benwell.

»Wie der Knabe sich in Besitz jenes versiegelten Paketes gesetzt hat, werden wir wohl nie erfahren. Er war im Zimmer, wie das Bekenntnis erwähnt, als der Rector dasselbe niederschrieb. Am anderen Tage mag er wohl gesehen haben, wie Mr. Fennick seinen seinen Brief schrieb und in seinem verwirrten Verstande beide Schreiben in Zusammenhang mit einander gebracht haben. Mag dem sein, wie ihm wolle, wir wissen, daß er mit den Papieren in der Tasche aus der Rectorei entkommen sein muß und wahrscheinlich zu seiner Mutter und Schwester nach London zurückgekehrt ist.

»Mit solchen Mitteln, wie sie mir jetzt zur Verfügung stehen, sind unsere Aussichten so sicher, wie sie nur sein können. Die Trennung Romayne's von seiner Gattin und die Veränderung seines Testamentes zu Gunsten der Kirche sind für mich nur noch Fragen der Zeit.« —

### (Ende des Dritten Buches.)





## Viertes Buch.

### 1. Kapitel.

*Die Kluft erweitert sich.*



ierzehn Tage nach Vater Benwells Entdeckung folgte Stella eines Morgens Romayne in sein Arbeitszimmer.

»Hast Du Nachrichten von Mr. Penrose erhalten?« fragte sie.

»Ja, er wird morgen hier eintreffen.«

»Zu einem längeren Besuche?«

»Ich hoffe es. Je länger, je besser.«

Sie sah ihn mit einem gemischten Ausdruck von Erstaunen und Vorwurf an.

»Warum sagst Du das?« fragte sie. »Warum sehnst Du Dich so nach ihm, jetzt, wo Du mich doch hast?«

Er saß vor seinem Schreibtische, den Kopf auf die Hand gestützt, das Auge auf ein vor ihm liegendes offenes Buch geheftet. Bei ihrer letzten Frage blickte er plötzlich auf. Das helle Morgenlicht fiel auf sein Gesicht. Der leidende Zug, dessen Stelle sie sich noch von ihrer ersten Begegnung auf dem Dampfboote erinnerte, prägte sich wieder darin aus, diesmal war derselbe aber nicht durch den Ausdruck rührender Ergebung gemildert, wie damals, sondern noch schärfer hervorgehoben durch die mürrische und verzweifelnde Entschlossenheit eines Mannes, der seiner selbst und des Lebens überdrüssig ist.

»Ich mache Dir ja keinen Vorwurf,« sagte sie sanft.

»Bist Du etwa eifersüchtig auf Penrose?« fragte er mit einem bitteren Lächeln.

»Ich fürchte Penrose,« antwortete sie.

Er sah sie mit erstaunten, argwöhnischen Blicke an.

»Warum fürchtest Du Penrose?«

Es war nicht der Moment, es wagen zu dürfen, ihn zu reizen. Er hatte in der vorhergehenden Nacht die Stimme wieder gehört. Die alte nagende Reue über das Duell hatte sich in den wilden Worten verrathen, die er ausstieß, als er gegen Morgen in einen unruhigen Schlummer entfallen war. Wenn auch von dem innigsten Mitleid für ihn erfüllt, war sie doch fest entschlossen, sich vor Penroses üblem Einfluß sicher zu stellen und wählte dazu ein gefährliches Mittel. Sie gab eine ausweichende Antwort.

»Ich glaube, Du hättest mir sagen müssen, daß Mr. Penrose ein katholischer Priester ist,« entgegnete sie.

Er sah wieder nieder auf das Buch.

»Woher weißt Du, daß Penrose ein katholischer Priester ist?«

»Ich sah die Adresse Deiner Briefe an ihn.«

»Nun und was kann dabei Deine Furcht erregen, daß er ein katholischer Priester ist? Du sagtest mir auf dem Balle bei Lord Loring, daß Du für Penrose Theilnahme hegtest, weil er mein Freund sei.«

»Ich wußte damals nicht, Romayne, daß er uns seinen wahren Stand verheimlicht hatte. Ich kann einem Menschen nicht trauen, der einer solchen Handlung fähig ist.«

Er lachte fast höhnisch. »Du kannst ebenso wohl sagen, Du mißtrauest einem Manne, der verhehlt, daß er ein Schriftsteller ist, indem er ein anonymes Buch schreibt. Was Penrose anbelangt, so handelte er auf Befehl seiner Vorgesetzten und noch mehr, er gestand mir offen, daß er ein Priester sei. Wenn Du Jemand tadeln willst, so mußt Du mich dafür tadeln, daß ich sein Vertrauen ehrte.«

Der Ton, in welchem er das sagte verletzte sie auf das Tiefste.

»Ich weiß mich der Zeit zu erinnern, Lewis,« sagte sie, »wo Du nachsichtiger gegen meine Irrthümer warst.«

Diese einfachen Worte erweckten wieder seine besseren Gefühle.

»Ich will ja nicht hart gegen Dich sein, Stella,« antwortete er. »Aber es verdrießt mich, wenn Du sagst, daß Du dem aufrichtigsten und ergebensten Freunde, den je ein Mann besessen, mißtraust. Warum kann ich denn nicht mein Weib und auch meinen Freund lieben? Du weißt nicht, wie viel Mühe es mir macht, mit meinem Buße vorwärts zu kommen und wie ich Penroses Hilfe und Theilnahme vermisste. Schon der Ton seiner Stimme hatte etwas Ermuthigendes für mich. Komm, Stella, gib mir einen Kuß und, wie die Kinder sagen: Laß' es gut sein.«

Er erhob sich von seinem Schreibtische, sie kam ihm mehr wie den halben Weg entgegen und drückte alle ihre Liebe und vielleicht auch etwas von ihrer Furcht auf seine Lippen. Er erwiderte den Kuß so warm, wie er gegeben, aber unglücklicher Weise kam er auf den alten Gegenstand des Gespräches zurück.

»Mein herziges Lieb,« sagte er, »versuche es, meinem Freunde um meinetwillen gut zu sein und sei nachsichtig gegen andersgläubige Christen.«

Das Lächeln wich von ihren Lippen und sie wandte sich von ihm ab. Mit der Selbstsucht der Liebe einer Frau sah sie Penrose wie einen Räuber an, der ihr einen Theil der Neigung gestohlen, die ihr nur allein angehören sollte. Als sie zurücktrat, fiel ihr Blick auf das offene Buch auf dem Schreibtische und sie bemerkte die vielen Anmerkungen am Rande der Seiten, Was konnte Romayne lesen, das ihn derartig anzog? Wenn er geschwiegen hätte, würde sie ihn offen gefragt haben. Aber er fühlte sich zurückgestoßen durch die plötzliche Art und Weise, in welcher sie sich zurückgezogen hatte. Als er sprach, war der Ton seiner Stimme kälter als jemals.

»Ich will nicht versuchen, Deine Vorurtheile zu bekämpfen,« sagte er. »Aber Eins fordere ich streng von Dir. Wenn mein Freund Mr. Penrose morgen zu mir kommt, so behandle ihn nicht, wie Du Mr. Winterfield behandelt hast.«

Eine momentane Blässe überzog Stellas Gesicht, sie faßte sich aber sogleich wieder und sah ihn fest an.

»Warum kommst Du wieder darauf zurück?« fragte sie. »Ist Mr. Winterfield auch ein ergebener Freund von Dir?«

Er ging nach der Thür, als sei er kaum im Stande, seinen Zorn zu beherrschen, besann sich aber und kehrte wieder um.

»Wir wollen uns nicht streiten, Stella,« begann er, »aber ich muß Dir sagen, es betrübt mich, daß Du meine Duldsamkeit so wenig anerkennst. Der

Empfang, den Du Mr. Winterfield bereitetest, hat mich die Freundschaft eines Mannes einbüßen lassen, der mir nicht allein lieb, sondern der mir auch bei meinen literarischen Arbeiten behilflich sein konnte. Du warst damals leidend und besorgt um Mrs. Eyrecourt und ich berücksichtigte Deine Stimmung, um so mehr, da Du mir bei Beginn von deren Krankheit gesagt hattest, daß Du Dir Vorwürfe machtest, Deine Mutter in gesunden Tagen etwas vernachlässigt zu haben. Ich bewundere Dich, wie Du durch die hingebendste Pflege der Kranken bemüht warst, Dein früheres Unrecht gegen sie wieder gut zu machen. Aus diesem Grunde nahm ich Anstand, Dir etwas zu sagen, was Dich betrüben konnte. Aber wenn ich auch schwieg, so war ich nichts desto weniger verletzt und gekränkt. Versuche es nicht wieder! Wie Du auch immer über die katholische Geistlichkeit denken magst, ich fordere Dich wiederholt ernstlich auf, dies Penrose nicht merken zu lassen!

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer.

Wie vom Blitze getroffen, blieb Stella stehen und starrte ihm nach. Noch nie hatte er sie so angesehen, wie jetzt, wo er ihr diese warnenden Worte sagte. Mit einem schweren Seufzer raffte sie sich auf. Die unbestimmte Furcht, welche ihr der Ton, in welchem er seine Worte gesprochen, wie seine Worte selbst, einflößte, gesellte sich zu der momentanen Neugier, welche sie empfunden, als sie das mit Randglossen versehene Buch auf seinem Schreibtisch gewahrt hatte.

Sie nahm den Band auf und überblickte die aufgeschlagene Seite. Dieselbe enthielt die Schlußworte eines Angriffs auf den Protestantismus. Mit zitternder Hand schlug sie das Titelblatt auf und las die geschriebenen Worte: »An Lewis Romayne, von seinem ergebenden Freund und Diener Arthur Penrose.«:

»Gott helfe mir!« seufzte sie. »Der Priester ist schon zwischen mich und meinen Mann getreten.«





## 2. Kapitel. *Ein christlicher Jesuit.*

Am folgenden Tage kam Penrose in Then Acres an.

Die zärtliche Begrüßung beider Männer hatte Stellas Selbstbeherrschung auf eine harte Probe gestellt, aber sie unterwarf sich derselben mit dem Muthe einer Frau, die sich bewußt war, daß das Glück ihrer Zukunft davon abhing, wie sie den Freund ihres Gatten empfangen werde. Sie begegnete Penrose mit ausgesuchter Höflichkeit, benutzte aber die erste Gelegenheit die sich ihr bot, das Zimmer zu verlassen. Romayne begleitete sie bis zur Thür und flüsterte ihr mit freundlichem Blicke zu; »Ich danke Dir!«

Sie neigte stumm den Kopf und zog sich in ihr Zimmer zurück.

Selbst in Kleinigkeiten ist die Natur des Weibes durch die Unwahrheiten in Sprache und Benehmen, welche der gekünstelte Zustand der modernen Gesellschaft fordert, entwürdigt. Wenn aber eine Frau sich ernsteren Täuschungen hingiebt, um ihre theuersten häuslichen Interessen zu bewahren, so wird dieser Mißstand dadurch nur vergrößert. Verstellung ist die gewöhnliche Waffe, deren sich der Schwächere gegen den Stärkeren zu bedienen pflegt und hört oft auf durch das Gefühl der Selbstachtung und des Wohlstan des in Schranken gehalten zu werden. Eine Frau in solcher Lage wird sich in ihrer Selbstverblendung zu kleinlichen niedrigen Handlungen verleiten lassen, welche sie empören würden, wenn man ihr dieselben, als von einer anderen begangen, mittheilen wollte. Stella, hatte schon den ersten Schritt zu dieser Selbstderniedrigung gethan, als sie heimlich an Winterfield geschrieben. Freilich hatte sie diesen Brief nur in der Absicht abgesandt, ihn vor Vater Benwell zu warnen, aber sie hatte sich dadurch dennoch der Mitschuld an einer trügerischen Handlung schuldig gemacht. Diesen Morgen hatte sie Penrose freundlich willkommen geheißen, als einen alten Freund ihres Mannes und jetzt in der Einsamkeit ihres Zimmers sank sie noch eine Stufe tiefer, indem sie überlegte, wie sie wohl am sichersten den Inhalt der vertraulichen Unterredung erfahren könne, welche jedenfalls zwischen Romayne und Penrose stattfinden würde nachdem sie Beide allein gelassen.

»Er wird versuchen, Romayne gegen mich aufzuhetzen und ich habe ein Recht, die Mittel kennen lernen zu wollen, deren er sich dazu bedient, um mich vertheidigen zu können.« Mit diesem Truggrunde beruhigte sie die mahnende Stimme ihres Gewissens und beging eine Handlung, deren sie sich vorher wohl kaum selbst fähig geglaubt hatte.

Es war ein herrlicher Herbsttag, die Sonne schien hell und klar und die Luft war erfrischend und mild. Stella setzte ihren Hut auf und ging hinab in den Garten.

So lange man sie von den Fenstern der Gesindestuben aus sehen konnte, entfernte sie sich von dem Hause, dann aber, um ein Bosquet biegend, schlug sie einen gewundenen Pfad ein, der zu dem Grasplatze vor Romaynes Arbeitszimmer führte. Einige Gartenstühle standen zerstreut umher; sie nahm einen derselben und setzte sich nach kurzem Zaudern dicht unter das geöffnete Fenster, von wo aus sie Alles hören konnte, was drinnen

verhandelt wurde.

Penrose sprach gerade in diesem Augenblicke.

»Ja, Vater Benwell hat mir Urlaub gegeben,« sagte er; »aber ich bin nicht hierher gekommen, um müßig zu bleiben. Sie müssen mir erlauben, meine Ferienzeit in der allerangenehmsten Weise anzuwenden, das heißt, wieder das Amt ihres Sekretärs zu übernehmen.«

Romayne seufzte. »Ach, wenn Sie wüßten, wie ich Sie vermißt habe,« versetzte er.

In athemloser Spannung erwartete Stella Penroses Antwort. Würde er von ihr sprechen? Nein. Sein Zartgefühl gestattete es nicht, ihrer zu erwähnen, ehe Romayne nicht selbst das Gespräch auf sie leitete.

Er sagte nur: »Wie weit sind Sie mit Ihrer großen Arbeit vorgeschritten?«

»Gar nicht,« lautete die finstere Antwort.

»Das wundert mich sehr, Romayne.«

»Warum? Waren Sie auch so unschuldig hoffnungsvoll wie ich? Glaubten Sie, daß die Erfahrungen meines ehelichen Lebens dazu beitragen würden, meine literarischen Arbeiten zu fördern?«

»Ich erwartete, daß Ihre Ehe Sie zu Ihren höchsten Bestrebungen ermuthigen werde,« sagte Penrose in bedauerndem Tone,

Als Romayne schwieg, wechselte Penrose den Gegenstand des Gespräches.

»Sie sehen leidend aus,« begann er wieder. »Ich fürchte, Ihre Gesundheit hat Ihnen nicht erlaubt, sich viel mit Ihrem Werke zu beschäftigen. Haben Sie einen Rückfall —?«

Es war eine der Eigentümlichkeiten von Romaynes nervöser Reizbarkeit, daß er es nicht liebte, mit Worten an die schrecklichen Sinnentäuschung der »Stimme« erinnert zu werden.

»Ja,« fiel er bitter ein. »Ich habe sie wieder und wieder gehört. Meine rechte Hand ist noch immer roth von dem Blute eines Nebenmenschen. Das ist auch eines der zerstörten Luftschlösser, die ich bei meiner Heirath gebaut hatte.«

»Romayne, es thut mir weh, Sie so über Ihre Heirath sprechen zu hören.«

»Nun gut, lassen Sie uns wieder auf das Buch zurückkommen. Vielleicht werde ich besser mit demselben zureckkommen, wo Sie wieder hier sind, mir zu helfen. Mein Ehrgeiz, mir in der Welt einen großen Namen zu erringen, war nie so stark in mir, wie gerade jetzt, wo ich mich meiner Arbeit nicht vollständig hingeben kann. Wir wollen noch eine letzte Anstrengung machen, mein Freund! Wenn sie fehlschlägt, wollen wir das Manuskript ins Feuer werfen und ich will etwas anderes ergreifen. Die politische Laufbahn steht mir offen, ich könnte mich vielleicht in der Diplomatie auszeichnen. Es liegt bei meiner jetzigen Gemüthsstimmung für mich etwas ungemein Anziehendes darin, die Geschicke der Nationen zu lenken. Ich verabscheue den Gedanken, meine Stellung in der Welt wie der einfachste Narr nur der Zufälligkeit zu verdanken, als ein Mann von Rang und Vermögen geboren zu sein. Sind Sie zufrieden mit dem obskuren Leben, das Sie führen? Beneiden Sie nicht jenen Priester — er ist nicht älter wie ich — der neulich als Gesandter des Papstes nach Portugal geschickt wurde?«

»Sie sind in einer durchaus krankhaften Stimmung,« sagte Penrose, ohne zu zaudern.

Romayne lachte laut auf. »Wann war ich je in einer gesunden Gemüthsverfassung?« fragte er.

»Wenn ich Ihnen helfen soll,« fuhr Penrose fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten, muß ich wissen, was Ihnen eigentlich fehlt. Die letzte Frage, die ich an Sie richten möchte, welche ich aber dennoch an Sie richten will, ist eine Frage, zu der Sie mich zwingen.«

»Und die wäre?«

»Wenn Sie von Ihrer Heirath sprechen,« sagte Penrose, »so thun Sie es in dem Tone eines Mannes, der sich getäuscht bat. Haben Sie wirklich gerechten Grund, sich über Mrs. Romayne zu beklagen?«

Stella erhob sich begierig, die Antwort ihres Gatten zu vernehmen.

»Gerechten Grund?« wiederholte Romayne. »Wie kommen Sie auf den Gedanken? Ich beklage mich nur über ärgerliche Kleinigkeiten, die dann und wann vorkommen. Selbst die beste Frau ist nicht vollkommen. Es wäre zu viel von einer derselben verlangt.«

Die Auffassung dieser Worte hing gänzlich von dem Tone ab, in dem sie geäußert wurden. Was wollte er damit sagen? War es Ironie oder Nachsicht, die sich darin bekundete? Stella war unbekannt mit der indirekten Weise, in welcher Vater Benwell die Zweifel ihres Gatten über ihre Beweggründe zu dem kalten Empfange Winterfields genährt hatte. Der Ton, in welchem Romayne redete, war ihr vollständig neu. Sie setzte sich nieder, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, mehr zu hören. Penrose's Antwort überraschte sie. Der Priester, der Jesuit, der niedrige Eindringling zwischen Gatten und Gattin, trat auf die Seite der Frau.

»Romayne,« begann er ruhig, »ich wünsche Sie glücklich zu sehen.«

»Wie kann ich glücklich sein?«

»Ich will versuchen, es Ihnen zu erklären. Ich glaube, daß Ihre Gattin eine gute Frau ist. Ich glaube, daß sie Sie liebt. Es liegt etwas in ihren Zügen, das für sie spricht, selbst für einen so unerfahrenen Menschen wie ich. Seien Sie nicht unfreudlich gegen sie! Legen Sie jenen ironischen Ton ab, den Sie so häufig versucht sind, anzunehmen, es ist so leicht in diesem Tone zu reden, aber oft so grausam. Ich weiß, daß ich nur ein unbeteiligter Zuschauer bin. Häusliches Glück kann mir nie zu Theil werden; aber ich habe meine Mitmenschen aus allen Ständen beobachtet und das Resultat meiner Beobachtungen ist, daß die größte Zahl der wahrhaft glücklichen Männer die Gatten und Väter sind. Ich gebe zu, daß sie große, schwere Sorgen haben, aber sie werden wiederum durch tausend Freuden belohnt und ermuthigt. Erst vor Kurzem kam ich mit einem Manne zusammen, der nicht allein den Verlust seines Vermögens zu beklagen hatte, sondern auch den seiner Gesundheit. Er ertrug sein Leiden mit einer Ruhe und einer Geduld, die mich überraschte. »Welches ist das Geheimnis Ihrer Philosophie?« fragte ich, und er antwortete: Ich kann Alles ertragen, so lange mir meine Frau und meine Kinder bleiben. Denken Sie darüber nach und dann urtheilen Sie selbst, wie viel Glück Sie während Ihrer Ehe achtlos an sich haben vorübergehen lassen.«

Diese Worte trafen Stella's Herz, wie der Thau die durstige Pflanze. Es waren edle Worte; wie aber würde ihr Gatte sie aufnehmen?

»Ich müßte denken und fühlen wie Sie, Penrose,« antwortete er, »wenn ich thun soll, was Sie von mir verlangen, Gibt es eine Methode der Verwandlung, durch welche ich meine Natur gegen die Ihrige vertauschen könnte?«

Das war Alles, was er verzweiflungsvoll sagte.

Penrose verstand ihn.

»Wenn in meiner Natur etwas vorhanden ist,« versetzte er, »das Ihnen der Nachahmung würdig scheint, so wissen Sie auch, welchem segensreichen Einflusse ich meine Selbstbeherrschung und meine Gemüthsruhe verdanke. Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen sagte, als ich Sie in London verließ, um zu meinem einsamen Leben zurückzukehren. Ich sagte Ihnen, daß ich in dem Glauben, dem ich angehöre, den einzigen vollkommenen Trost finde, der mir hilft, mein Loos zu ertragen, und ich bat Sie, wenn in Zukunft eine Zeit der Trübsal über sie kommen sollte, meiner Worte zu gedenken. Haben Sie es gethan?«

»Sehen Sie das Buch hier auf meinem Schreibpulte, sehen Sie die anderen Bücher an, die hier neben auf dem Tische liegen. Sind Sie befeindigt?«

»Mehr wie befeindigt. Und fühlen Sie sich dem Verständnis des Glaubens nicht näher gerückt, zu dem ich versuchte, Sie zu bekehren?«

Es entstand eine Pause.

»Sind Sie wirklich noch ebenso begierig, einen Katholiken aus mir zu machen, obgleich ich ein verheiratheter Mann bin?« fragte endlich Romayne.

»Ich wünsche es jetzt mehr wie jemals,« antwortete Penrose. Ich bin immer des Glaubens gewesen, daß Sie nur Ihr Glück durch Ihre Bekehrung finden könnten. Jetzt, wo ich gesehen und gehört habe, daß Sie sich noch nicht in Ihre neue Lebensweise finden können, bin ich in diesem Glauben zwiefach bestärkt worden. So wahr Gott mich hört, ich spreche aus voller Ueberzeugung. Zaudern Sie nicht länger! Treten Sie zu unserer Kirche über und seien Sie glücklich.«

»Sollten Sie nicht Eins dabei vergessen haben, Penrose?«

»Was hätte ich vergessen?«

»Einen wichtigen Umstand, meine Frau ist Protestantin.«

»Ich habe es nicht vergessen, Romayne.«

»Und dennoch bleiben Sie bei dem, was Sie eben gesagt haben?«

»Ja, ich sage es aus vollem Herzen! Treten Sie zu unserer Kirche über und seien Sie glücklich. Seien Sie glücklich und Sie werden auch ein guter Ehemann sein. Ich rathe Ihnen dies im Interesse Ihrer Frau sowohl, als in dem Ihrigen. Menschen, die sich glücklich miteinander fühlen, sind auch gegenseitig nachgiebig, selbst in Glaubensfragen. So weit meine Beobachtungen reichen, folgt das Weib gern dem Beispiele eines guten Gatten, glauben Sie nicht, daß ich Sie gewaltsam zu überreden suche. Ich sage Ihnen nur zu meiner eigenen Rechtfertigung, daß ich nur aus Liebe zu Ihnen und aus Theilnahme an Ihrem Wohlergehen so rede. Sie scheinen immer noch einige Bedenklichkeiten zu hegen. Wenn ich dieselben heben kann, so ist es wohl und gut. Sollte es mir aber nicht gelingen und Sie könnten nicht aus reiner, wahrer Ueberzeugung handeln, so rathe ich Ihnen nicht allein, sondern beschwöre Sie sogar, zu bleiben, was Sie sind. Ich werde dann der Erste sein, anzuerkennen, daß Sie recht gethan haben.«

Diese Mäßigung, mit welcher er sprach, mußte, wie Stella wohl wußte, eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihren Gatten ausüben, der stets bereit war, die guten Eigenschaften bei Anderen zu würdigen, welche er selbst nicht besaß. Wiederum that sie in ihrem Argwohn Penrose Unrecht. Hatte er nicht etwa selbstsüchtige Beweggründe, sie in Schutz zu nehmen? Bei diesem Gedanken stand sie rasch; von ihrem Stuhle auf und an das Fenster tretend, unterbrach sie die Unterhaltung, indem sie nach Romayne rief.

»Lewis,« rief sie, »warum bleibst Du an einem so schönen Tage im Hause? Ich bin gewiß, Mr. Penrose würde gern einen Spaziergang im Park machen.«

Penrose kam allein an das Fenster. »Sie haben ganz Recht, Mrs. Romayne, sagte er, »wir werden sogleich bei Ihnen sein.«

Nach wenigen Minuten bog er um die Ecke des Hauses und gesellte sich zu Stella auf dem Rasen.

»Wird mein Mann uns nicht begleiten?« fragte Stella.

»Er wird sogleich nachkommen,« entgegnete Penrose. »Ich glaube, er hat einige Briefe zu schreiben.«

Stella sah ihn fragend an, sie argwohnte irgend eine geheime Beeinflussung ihres Gatten.

Wäre sie fähig gewesen, die edlen Eigenschaften in Penroses Charakter zu würdigen, so wäre sie zu einem ganz anderen Schlusse gekommen. Er hatte Romayne gebeten, ihm zu erlauben, die Gelegenheit wahrzunehmen, mit Stella allein zu sprechen. Er hatte zu seinem Freunde gesagt: »Wenn ich mich

über den Eindruck täusche, den, wie ich voraussetze, Ihre Bekehrung auf sie machen würde, so lassen Sie mich dies selbst erforschen. Mein einzigstes Bestreben ist nur, sowohl gegen Mr. Romayne, wie gegen Sie, gerecht zu handeln. Ich würde es mir nie vergeben, wenn ich Unfrieden zwischen Ihnen stiften sollte, gleichviel wie gut auch meine Absichten dabei gewesen seien.«

Romayne hatte ihn verstanden; aber es war Stellas Unglück, Alles, was Penrose auch thun mochte, falsch auszulegen, aus dem einfachen Grunde, weil er ein katholischer Priester war. Sie war davon durchdrungen, daß Romayne sie absichtlich mit Penrose allein ließ, damit dieser sie Überreden oder verleiten möge, ihre Einwilligung zu den Bekehrungsversuchen des Priesters zu geben. »Sie sollen aber finden, daß sie sich geirrt haben,« dachte sie.

»Habe ich eine anziehende Unterhaltung unterbrochen?« fragte sie unerwartet. »Als ich Sie aufforderte, hinaus zu kommen, sprachen Sie wohl mit meinem Manne von seinem historischen Werke?«

»Nein, Mrs. Romayne, in dem Augenblicke sprachen wir nicht von dem Buche.«

»Darf ich wohl eine sonderbare Frage an Sie richten Mr. Penrose?«

»Gewiß.«

»Sind Sie ein sehr eifriger Katholik?«

»Verzeihen Sie mir, ich bin ein Priester und mein Beruf antwortet für mich.«

»Ich hoffe, Sie haben nicht versucht, meinen Mann bekehren zu wollen?«

Penrose blieb stehen und sah sie forschend an.

»Sind Sie der Bekehrung Ihres Mannes streng entgegen?« fragte er.

»So streng,« versetzte sie, »wie nur eine Frau es sein kann.«

»Aus religiöser Ueberzeugung?«

»Nein, aus Erfahrung.«

Penrose stutzte. »Wäre es indiskret,« sagte er freundlich, »zu fragen, welcher Art diese Erfahrungen gewesen sein mögen?«

»Ich will es Ihnen erzählen und dann mögen Sie selbst urtheilen,« erwiderte Stella. »Mir sind theologische Spitzfindigkeiten unbekannt, auch würde ich nie vermessen, mich in religiöse Erörterungen einzulassen, ich weiß nur so viel, daß eine wohlmeinende, eifrige Katholikin meinen Vater in das Grab gebracht und mich von meiner einzigen Schwester, die am Leben geblieben war, getrennt hat. Ich sehe wohl, daß ich Sie überrasche und daß Sie wahrscheinlich denken, ich übertreibe, nicht wahr?«

»Obgleich das, was Sie sagen, Mrs. Romayne, mir schmerzlich zu hören ist, kann ich bis jetzt noch keinerlei Urtheil darüber fällen.«

»Meine traurige Geschichte ist in wenigen Worten erzählt,« fuhr Stella fort. »Meine älteste Schwester war noch sehr jung, als eine Tante von uns, die Schwester meiner Mutter, zu uns in das Haus kam. Sie hatte sich im Auslande verheirathet und war, wie ich vorher bemerkte, eine eifrige Katholikin. Ohne unser Aller Vorwissen hielt sie religiöse Gespräche mit meiner Schwester, und bei der schwärmerischen Natur derselben gelang es ihr, sie zu bekehren. Andere mir unbekannte Einflüsse wurden später auf meine Schwester ausgeübt, so daß sie endlich erklärte, sie sei entschlossen, in ein Kloster zu gehen. Da sie noch nicht mündig war, so brauchte mein Vater nur seine väterliche Autorität geltend zu machen, um dieses zu verhindern. Aber sie war sein Lieblingskind und er hatte nicht das Herz, sie gewaltsam zurückzuhalten. Alles was Liebe und Ueberredung vermochten, wendete er bei ihr an, um sie dazu zu bewegen, das Vaterhaus nicht zu verlassen. Selbst jetzt, nachdem Jahre darüber hingegangen, kann ich noch nicht ruhig darüber sprechen. Sie bestand auf ihren Vorsatz, sie war hart wie ein Stein. Meine Tante, als wir sie baten, sich in das Mittel zu legen, erklärte

ihren herzlosen Eigensinn für »eine Berufung.« Meines Vaters liebvoller Widerstand war erschöpft, von dem Tage an, wo sie das Haus verlassen, sichtete er langsam dahin und starb endlich. Ich will gerecht gegen sie sein, so viel ich kann. Sie hat es nie bereut, den Schleier genommen zu haben, sie ist so glücklich und so ganz erfüllt von ihren religiösen Pflichten, daß sie nicht einmal den geringsten Wunsch hat, ihre Mutter oder mich zu sehen. Die Geduld meiner Mutter war bald zu Ende. Das letzte Mal, als ich sie im Kloster besuchte, war ich allein hingegangen. Ich werde niemals wieder meinen Fuß dahin setzen. Sie konnte kaum ihre Freude verbergen, als ich Abschied von ihr nahm. Mehr brauche ich nicht zu sagen. Nach dem, was ich erlebt, sind bei mir alle Beweisgründe verloren, Mr. Penrose. Ich habe nicht das Recht, zu erwarten, daß Sie Rücksichten auf mein Glück nehmen dürften, aber ich darf wohl von Ihnen, als einem Ehrenmann, fordern, daß Sie mir die Wahrheit sagen. Sind Sie hierher gekommen, um meinen Mann zu bekehren?«

Ohne zu zögern, gestand Penrose die Wahrheit ein.

»Ich kann Ihre Ansicht in Bezug auf die fernere Begeisterung Ihrer Schwester, sich einem religiösen Leben zu weihen, nicht theilen,« sagte er. »Aber ich will wahr und offen gegen Sie sein! Von dem ersten Augenblicke an, wo ich Ihren Gatten kennen gelernt, ist es mein höchstes Bestreben gewesen, ihn zum katholischen Glauben zu bekehren.«

Stella wich von ihm zurück, als habe er ihr einen Stich in das Herz gegeben und schlug in stummer Verzweiflung die Hände zusammen.

»Aber als Christ liegt mir die Pflicht ob,« fuhr er fort, gegen Andere so zu handeln, wie ich wünsche, daß sie gegen mich handeln möchten.«

Sie wandte sich rasch wieder zu ihm, in ihren schönen Augen strahlte freudige Hoffnung und ihre zitternde Hand faßte seinen Arm.

»Sprechen Sie deutlich!« rief er aus.

»Das Glück der Gattin meines Freundes ist mir heilig, Mrs. Romayne,« sagte er. »Seien Sie der gute Engel seines Lebens, Ich gebe meinen Vorsatz auf, ihn bekehren zu wollen.«

«Er nahm ihre Hand, welche noch immer auf seinem Arm ruhte und führte sie an seine Lippen. Aber, nachdem er sich auch ein für ihn heiliges Versprechen gebunden hatte, rüttelte der schreckliche Einfluß der Priesterschaft an seiner edlen, ganzen Seele, und als er sie verließ, betete er in seinem Herzen: »Vergib mir, o Gott, wenn ich Unrecht gethan!«





### 3. Kapitel. *Winterfield kehrt zurück.*

Zweimal hatte Vater Benwell schon im Derwent-Hotel nachgefragt und beide Male die Antwort erhalten, daß Mr. Winterfield noch nicht zurückgekehrt sei. Endlich beim dritten Male wurde seine Beharrlichkeit belohnt, indem man ihm mittheilte, daß Mr. Winterfield geschrieben habe, man möge ihn um fünf Uhr Nachmittags erwarten.

Es war schon halb fünf und Vater Benwell beschloß, die Ankunft seines Freundes abzuwarten.

Es drängte ihn, die ihm anvertrauten Briefe abzuliefern, als habe er niemals ein Siegel erbrochen und sich eines nachgemachten bedient, um den Vertrauensbruch zu verbergen. Das wieder versiegelte Paket steckte sicher in der Tasche seines langen, schwarzen Rockes. Sein eigenes ferneres Verhalten hing größtentheils davon ab, welches Verfahren Winterfield einschlagen werde, nachdem er das Bekenntniß seines ehemaligen unglücklichen Weibes gelesen.

Würde es möglich sein, daß er den Brief Stella bei einer heimlichen Zusammenkunft zeigen sollte und ihr den Beweis zu liefern, welch' grausames Unrecht sie ihm gethan? Und wäre es in diesem Falle wünschenswerth, daß man es so einrichten könnte, daß Romayne der Unterredung ungesehen beiwohne und so die Wahrheit selbst entdeckte?

Im anderen Falle, das heißt, wenn Winterfield davon abstehen würde, Stella das Bekenntniß mitzutheilen, fiel dem Priester die Verantwortlichkeit anheim, Romayne die nöthigen Aufklärungen zu geben. In seiner gegenwärtigen Ungewißheit hielt er es für das Beste, wieder einen Besuch in Then Acres Lodge zu machen, um zu sehen, wie weit Penrose mit der über Alles wichtigen Angelegenheit der Bekehrung Romaynes vorgeschritten sei.

Langsam schritt Vater Benwell im Zimmer auf und ab, sich mit ruhig beobachtenden Augen umschauend. Ein kleiner Tisch in einer Ecke war mit Briefen bedeckt, die während Winterfield's Abwesenheit eingelaufen waren. Immer bereit, aus Allem Nutzen zu ziehen und sich von Allem zu unterrichten, las er die Adressen der Briefe. Alle, mit Ausnahme von Dreien, trugen den Londoner Poststempel. Zwei der anderen Schreiben trugen ausländische Postzeichen und waren nach Winterfield's Club adressiert, und der dritte, auf welchem die Ortsangabe verändert worden war, noch Beaupark House.

Jener letztere Brief zog besonders die Aufmerksamkeit des Priesters an.

Die Adresse war von einer Frauenhand und es war beachtenswerth, daß die Absenderin die einzige von Winterfield's Korrespondenten zu sein schien, der seine Adresse im Hotel und im Club unbekannt war. Wer mochte es sein? Während Vater Benwell den Brief in der Hand wog und darüber nachdachte, wer wohl die Schreiberin desselben sein könne, ahnte er nicht, daß der Inhalt ihn persönlich sehr nahe berührte. Das Couvert umschloß Stella's Warnung an Winterfield, sich vor Vater Benwell zu hüten.

Es war fast halb sechs, als rasche Schritte draußen sich vernehmen ließen und bald darauf Winterfield eintrat.

»Das ist wirklich freundlich von Ihnen!«« sagte er. »Sie werden doch mit mir speisen? Das ist recht. Sie müssen wohl gedacht haben, ich würde mich für immer in Paris niederlassen? Wissen Sie, was mich dort so lange zurückgehalten hat? Das herrlichste Theater der Welt, die Opern-Comique! Ich bin ein leidenschaftlicher Verehrer der älteren Musik, der reizenden Melodien der Komponisten, welche Mozart's Vorbild folgten, Vater Benwell. Man kann solche Musik nur in Paris genießen. Können Sie es für möglich halten, daß ich eine ganze Woche länger dort blieb, nur um eine zweite Aufführung von Nicolas Jaconve abzuwarten. Ich war fast der einzige jüngere Mann in den Logen. Rings um mich her lauter alte Herren, die sich noch der allerersten Aufführung jener Oper erinnerten und die mit ihren runzligen Händen den Takt zu den lieblichen Tonweisen schlugen, welche für sie die Nachklänge der glücklichsten Tage ihres Lebens waren. Was höre ich da? Mein Hund! Ich mußte das arme Thier hier lassen, er weiß, daß ich wieder angekommen bin!«

Er rannte zur Thür und rief hinab, daß man den Hund loslassen solle. Der Hund stürzte herein und sprang in seines Herrn ausgebreitete Arme. Winterfield gab ihm seine Liebkosungen zurück und küßte ihn zärtlich.

»Du guter, alter Kerl! Es ist eine Schande, daß ich dich allein zurückgelassen habe, ich will es aber nicht wieder thun. Vater Benwell, haben Sie viele Freunde, die sich so freuen würden, Sie wieder zu sehen, wie dieser Freund hier? Die Liebe dieses treuen Geschöpfes gehört ausschließlich mir, möge ich thun, was ich wolle. Und wenn ich in den Augen der ganzen Welt entehrt dastehen würde, ich weiß es, daß er mir treu bliebe. Sehen Sie nur, wie schön er ist. Wie häßlich sind z. B. Ihre Ohren, ich wollte sagen, meine Ohren, wie faltig, runzelig und kahl, und jetzt sehen Sie diesen schönen, seidenweichen Behang an! Was ist Ihr Gehör und Geruchssinn im Vergleich zu dem seinen? Wir sind stolz auf unseren Verstand. Könnten wir unseren Weg nach Hause zurück finden, wenn man uns in einen zugedeckten Korb packte und meilenweit an einen fremden Ort brächte? Wenn wir Beide die Treppe hinunterliefern, wer von uns liefe weniger Gefahr den Hals zu brechen, er auf seinen vier, oder ich auf meinen zwei Beinen? Welcher glückliche Sterbliche kann zu Bette gehen, ohne sich auszukleiden und wieder aufzustehen, ohne sich anzukleiden? Hier liegt er auf meinem Schoße und weiß, daß ich von ihm spreche, aber er hat mich zu lieb, um zu sich selbst zu sagen: »Welch' ein Narr ist doch mein Herr!«

Vater Benwell hörte mit freundlichem Lächeln, aber innerlich von Ungeduld verzehrt, diesem kindischen Geschwätz zu. Er hatte beschlossen, die Briefe in der Tasche zu behalten, irgend ein Umstand mußte ihn in einer natürlichen Weise daran erinnern, daß er dieselben abzugeben habe, denn wenn er sich zu beflissen gezeigt haben würde, das Paket an Winterfield einzuhändigen, hätte er bei diesem leicht den Verdacht erregen können, daß ihm der Inhalt desselben bekannt war. Wann würde Winterfield die auf dem Nebentische liegenden Briefe öffnen?

Das Ticken der Standuhr auf dem Kaminsims deutete beharrlich das Fortschreiten der Zeit an, aber Winterfield schien nur mit seinem Hunde beschäftigt.

Der gute Vater Benwell verzweifelte fast vor Ungeduld, als der harmlose Landedelmann begann, ihm den Namen des Hundes nicht allein, sondern auch die Umstände mitzutheilen, welche ihn dazu veranlaßt hatten, denselben dem Thiere beizulegen.

»Wir nennen ihn Traveller (Reisender), und wissen Sie warum? Als er noch ein ganz junger Hund war, fanden wir ihn im Garten von Beaupark. Er war so erschöpft und seine Pfoten so wund, daß wir annehmen mußten, er komme aus großer Entfernung. Wir ließen ihn in die Zeitung rücken, aber Niemand meldete sich, ihn zurückzufordern und so behielt ich ihn! Wenn Sie es erlauben, werden wir Traveller heute ein Fest bereiten. Er soll mit uns

speisen!«

Der Hund, welcher die letzten Worte seines Herrn zu verstehen schien, sprang bei der freudigen Aussicht, die sich ihm eröffnete, von dessen Schoß und rannte, um seinem Entzücken Ausdruck zu geben, im Zimmer hin und her, wobei er zufällig an den Seitentisch stieß, so daß die Briefe zerstreut zu Boden fielen.

Vater Benwell erhob sich höflich, um Winterfield behilflich zu sein, dieselben wieder aufzuheben; aber Traveller kam ihm zuvor. Unwillig knurrend, daß ein Anderer sich in die Angelegenheiten seines Herrn zu mischen beabsichtigte, nahm er die Briefe einen nach dem andern mit der Schnauze auf und legte sie zu den Füßen seines Herrn nieder. Auch jetzt begann Winterfield zum Entsetzen Vater Benwell's weiter nichts, als seinen Hund von Neuem zu streicheln.

Nun aber hatte Vater Benwells Geduld ihre Grenzen erreicht.

»Bitte, lassen Sie sich durch mich nicht zurückhalten,« sagte er, »während Sie Ihre Briefe lesen, werde ich einen Blick in die Zeitung werfen.«

Winterfeld hob gleichgültig die Briefe auf, legte sie neben sich auf den Speisetisch und erbrach dann den zu oberst liegenden.

Das Schicksal schien es heute darauf abgesehen zu haben, Vater Benwells Geduld au die Probe zu stellen; denn das erste Schreiben, welches Winterfeld öffnete, ließ ihn, ehe er dasselbe noch zu Ende gelesen, einen neuen Gegenstand der Unterhaltung finden.

»Hier ist ein Vorschlag für mich, mich um einen Sitz im Parlamente zu bewerben,« sagte er. »Was halten Sie von Volksvertretung, Vater Benwell? Meiner Meinung nach steht diese Einrichtung auf ihren letzten Füßen. Die Abgeordneten stimmen uns Jahr für Jahr mehr Geld aus der Tasche. Sie sitzen meistentheils hilflos da, während ein halbes Dutzend Narren den Fortschritt der Gesetzgebung aus niedrigen, eigennützigen Motiven aufzuhalten. Und sie haben nicht einmal Einsehen genug und zu wenig Rücksicht auf die Ehre der Nation, um es sich zum Gesetze zu machen, daß es für einen Gentleman ebenso herabwürdigend ist, sich durch Bestechung einen Sitz im Parlamente zu erkaufen, wie im Kartenspiele zu betrügen. Ich halte den falschen Spieler für den weniger ehrlosen von Beiden. Er ermuntert wenigstens seine Untergebenen nicht, das öffentliche Vertrauen zu mißbrauchen. Kurz, mein lieber Herr, Alles in dieser Welt nutzt sich ab, warum sollte das englische Parlament eine Ausnahme machen?«

Er nahm den nächsten Brief auf. Als er die Adresse las, verschwand das Lächeln aus seinen Zügen und sein Blick wurde ernst. Traveller, der die Vorderpfoten auf die Kniee seines Herrn gelegt hatte, um dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, sah die Veränderung, welche in dem Gesichte seines Herrn vorging, und zog sich bescheiden zurück. Vater Benwell blickte verstohlen von den Spalten seiner Zeitung nach Winterfield hinüber und wartete der Ereignisse, ebenso rücksichtsvoll, aber nicht so vertrauensvoll, wie der Hund.

»Von Beaupark hierher adressiert,« murmelte Winterfield vor sich hin, indem er den Brief öffnete. Er las denselben bis zu Ende, dachte eine Weile nach und las den Inhalt nochmals aufmerksam durch.

»Vater Benwell,« wandte er sich plötzlich an diesen.

Der Priester legte die Zeitung bei Seite. Mehrere Minuten lang hörte man nichts, wie das eintönige Ticken der Uhr.

»Wir sind erst kurze Zeit mit einander bekannt,« fuhr Winterfield fort, »aber unser Verkehr war ein angenehmer und ich glaube, es ist meine Pflicht, Sie als Freund zu behandeln. Ich gehöre Ihrer Kirche zwar nicht an, aber ich hoffe, daß Sie mir glauben werden, wenn ich Ihnen sage, daß ein kleinliches Vorurtheil gegen die katholische Geistlichkeit nicht zu meinen Schwächen gehört.«

Vater Benwell verbeugte sich schweigend.

»Der Brief, welchen ich soeben gelesen, erwähnt Ihrer.«

»Ist es Ihnen nicht erlaubt, den Namen des Schreibers desselben mitzutheilen?« fragte Vater Benwell.

»Nein, das darf ich nicht. Aber ich glaube es Ihnen und mir schuldig zu sein, Sie mit dem Inhalte des Briefes bekannt zu machen. Der Schreiber warnt mich nämlich, in meinem Umgange mit Ihnen vorsichtig zu sein, indem Sie die Absicht hätten, sich mit gewissen Ereignissen meines früheren Lebens bekannt zu machen, zu welchem Zwecke dies geschehe, hat der Warner noch nicht ermitteln können. Ich spreche offen, aber bitte, mich wohl zu verstehen, gänzlich unparteiisch. Ich verurtheile Niemand ungehört, am wenigsten aber einen Mann, den ich unter meinem Dache zu empfangen die Ehre hatte.«

Er sprach diese Worte mit einfacher Würde und ebenso einfach und würdevoll antwortete Vater Benwell, dem jetzt kein Zweifel mehr an der Person des Schreibers jenes Briefes blieb.

»Lassen Sie mich Ihnen aufrichtig für Ihre Offenheit danken, die uns Beide ehrt, Mr. Winterfield,« sagte er. »Sie können kaum von mir erwarten, daß ich mich so weit erniedrigen werde, mich gegen diese anonyme Beschuldigung zu vertheidigen. Erlauben Sie mir, diesem Briefe mit einem Gegenbeweise zu begegnen und urtheilen Sie dann selbst, ob ich noch der Freundschaft würdig bin, mit der Sie mich beeindruckt haben.«

Nach dieser Einleitung theilte er Mr. Winterfield in Kürze mit, wie er in den Besitz des Päckchens gelangt sei, und übergab ihm dasselbe, das Siegel nach oben gekehrt.

»Entscheiden Sie selbst,« schloß er, »ob ein Mann, der beabsichtigt, einen Blick in Ihre Privatangelegenheit zu thun, mit diesen Briefschaften in Händen, dem Vertrauen entsprochen haben würde, welches man in ihn gesetzt.«

Er nahm seinen Hut und stand auf, bereit das Zimmer zu verlassen, sollte seine Ehre durch das geringste Zeichen des Mißtrauens verletzt werden. Aber Winterfield, dessen edler, offener Natur jeder Argwohn fremd war, nahm den dargebotenen Beweis als vollgültig an.

»Ehe ich das Siegel erbreche,« sagte Winterfield, »lassen Sie mich Ihnen gerecht werden. Bitte, nehmen Sie wieder Platz und verzeihen Sie mir, wenn mein Pflichtgefühl mich hingerissen hat, Ihre Empfindlichkeit zu verwunden. Kein Mann weiß besser zu beurtheilen, wie oft die Menschen sich gegenseitig Unrecht thun.«

Sie schüttelten sich freundschaftlich die Hände, und froh, einer unangenehmen Erklärung überhoben zu sein, unterhielten sie sich unbefangen, als habe nichts ihr Einvernehmen gestört, besonders Vater Benwell ging mit gutem Beispiele voran.

»Sie glauben also wirklich an die Redlichkeit eines Priesters!« sagte er munter. »Wir werden noch einen guten Katholiken aus Ihnen machen.«

»Seien Sie dessen nicht so gewiß,« erwiderte Winterfield. »Ich achte die Leute, welche der Menschheit das unschätzbare Heilmittel des Chinin gegeben haben, abgesehen von dem, was sie für die Wissenschaft und die Zivilisation gethan haben, aber ich achte meine Freiheit als freier Christ noch höher.«

»Vielleicht als Freidenker, M. Winterfield?«

»Wie Sie es nennen wollen, Vater Benwell, so lange es nur frei ist.«

Beide lachten. Vater Benwell nahm seine Zeitung wieder auf und Winterfield erbrach das Siegel des Umschlages, welcher die Briefe enthielt,

Das Bekenntniß war das erste Papier, auf welches sein Blick fiel. Schon nach dem Lesen der ersten Zeilen erblaßte er; er las weiter und mit Thränen in den Augen sagte er zu dem Priester: »Sie sind, ohne es zu wollen, für mich der Ueberbringer trauriger Nachrichten gewesen. Ich muß Sie um Verzeihung bitten, aber ich wünsche, allein zu bleiben.«

Vater Benwell sagte einige wohlgewählte, theilnehmende Worte und empfahl sich sofort,

Spät am Abend gab ein Bote einen Brief in des Priesters Wohnung ab, in welchem Mr. Winterfield ihm mit erneuerten Ausdrücken des Bedauerns über das Vorgefallene mittheilte, daß er sich genöthigt sehe, London am nächsten Tage zu verlassen, aber die Hoffnung aussprach, Vater Benwell am darauf folgenden Tage bei sich zu sehen.

Vater Benwell schloß selbstredend daraus, daß Winterfield sich nach dem Orte begeben habe, an dem seine Frau gestorben war.

Der Zweck von Winterfields Reise war aber nicht, wie Vater Benwell vermutete, bei dem Rector und der Wirthin Erkundigungen über die Verstorbene einzuziehen, sondern um in die Barmherzigkeit und das Mitgefühl des Mannes ausgesprochen, den sie so gekränkt hatte. Auf jenes namenlose Grab, dessen sie i ihrem Bekenntnisse so demüthig erwähnt, wollte er ein einfaches Kreuz setzen lassen, mit dem Namen darauf, den sie sich während ihrer Lebenszeit gescheut hatte, zu beflecken. Als er die kurze Inschrift aufgeschrieben hatte, welche nur die Worte enthielt: »Hier ruht Emma, die Gattin von Bernard Winterfield,« und an dem niederen Erdhügel geknieet hatte, welcher ihre sterbliche Hülle bedeckte, war seine Mission erfüllt. Er dankte dem guten Rector, beschenkte die freundliche Wirthin und deren Kinder reichlich und kehrte mit erleichtertem Herzen nach London zurück.

Andere Männer würden vielleicht diese Pilgerfahrt allein unternommen haben, aber Winterfield nahm seinen Hand mit.

»Ich muß ein Wesen um mich haben, das ich lieben kann,« sagte er zu dem Rector.

---



## 4. Kapitel. *Vater Benwells Korrespondenz.*

*An den Sekretär der Gesellschaft Jesu in Rom.*

»Als ich Ihnen zum letzten Male schrieb, glaubte ich nicht, daß ich Sie sobald wieder belästigen müßte. Aber die Nothwendigkeit erheischt es, daß ich von unserem hochehrwürdigen General Verhaltungsmaßregeln betreffs Arthur Penrose einhole.

»Ich glaube, Ihnen mitgetheilt zu haben, daß ich meinen beabsichtigten Besuch in Then Acres Lodge aus dem Grunde aufgeschoben hatte, um Mr. Winterfield Zeit zu lassen, wenn er beabsichtigte, nach seiner Rückkehr sich mit Mrs. Romayne zu verständigen. Wie sich erwarten ließ, hat er mich nicht in das Vertrauen gezogen und ich kann nur vermuthen, daß er auch gegen Mrs. Romayne Stillschweigen beobachtet hat.

»Ich ging also heute Nachmittag, meinen pflichtschuldigen Besuch in Then Acres Lodge zu machen. Zuerst fragte ich natürlich nach der Dame des Hauses. Sie war im Garten und sah sehr leidend und sorgenvoll aus und empfing mich mit steifer Höflichkeit. Glücklicherweise ist jetzt Mrs. Eyrecourt zum Besuche in Then Acres, auch sie war, in ihrem Rollstuhle sitzend, im Garten. Die beredte Zunge der guten Dame bot mir Gelegenheit, in unschuldigster Weise von Winterfields Bewunderung für Romaynes Gemälde zu sprechen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich Romaynes Gattin scharf ins Auge faßte, als ich den Namen Winterfield aussprach. Sie wurde blaß, augenscheinlich in der Furcht, ich möchte von ihrem Briefe Kenntnis haben, in welchem sie Winterfield vor mir warnte. Hätte sie bereits gewußt, daß er der Brüsseler Heirath wegen nicht getadelt, sondern bemitleidet zu werden verdiente, würde sie roth geworden sein, wie ich aus meinen früheren Erfahrungen schloß.

»Nachdem die Damen meinen Voraussetzungen entsprochen, ging ich in das Haus, um Romayne meine Aufwartung zu machen.

»&Er befand sich in seinem Arbeitszimmer und sein vortrefflicher Sekretär und Freund war bei ihm. Nach der ersten Begrüßung verließ Penrose das Zimmer, aber aus seinem ganzen Benehmen sah ich deutlich, daß nicht Alles so war, wie es hätte sein sollen, Ich enthielt mich jedoch jeder weiteren Frage und wartete ab, ob Romayne mir nicht die nöthige Aufklärung geben werde.

»Ich hoffe, Sie finden sich in besserer Gemüthsverfassung, seit Ihr Sekretär wieder mit Ihnen arbeitet,« sagte ich.

»Es ist mir in der That eine große Freude, Penrose wieder bei mir zu haben,« versetzte er, dann runzelte er die Stirn und blickte in den Garten hinab nach den Damen.

»Ich dachte, daß vielleicht Mrs. Eyrecourt auch hier, wie das bei Schwiegermüttern gewöhnlich der Fall ist, eine falsche Stellung einnehme, aber ich hatte mich geirrt. Der finstere Blick Romaynes galt nicht der Schwiegermutter, sondern seiner Frau.

»Ich setze voraus, daß Sie darum wissen, daß Penrose die Absicht hatte, mich zu bekehren?« fragte er plötzlich.

»Ich gestand es freimüthig ein, darum gewußt zu haben.

»Darf ich hoffen, daß es Penrose gelungen ist, Sie zu überzeugen?« wagte ich hinzuzufügen.

»Es wäre ihm vielleicht gelungen, wenn er in seinen Bemühungen fortgefahren hätte.«

»Sie können sich wohl denken, wie diese Antwort mich überraschte.

»Sind Sie wirklich so hartnäckig, daß Arthur an Ihrer Bekehrung verzweifelt haben sollte?« fragte ich.

»Keineswegs. Ich habe reiflich über Alles nachgedacht, und war bereit, ihm auf halbem Wege entgegenzukommen.«

»Wo liegt denn das Hindernis?« rief ich aus.

Er zeigte vom Fenster aus auf seine Frau.

»Dort ist das Hindernis,« versetzte er im Tone ironischer Ergebung.

Bei meiner Kenntnis von Arthur's Charakter war es mir unschwer zu errathen, was vorgefallen war. Fast hätte ich mich von meinem Zorn zu einer heftigen Antwort hinreißen lassen, aber ich besann mich noch zeitig eines Besseren. Unter den obwaltenden Umständen war es für mich das Klügste, zu schweigen, bis ich mit höchster Mäßigung sprechen konnte. Ein Mann in meiner Stellung darf keinen Aerger zeigen.

Romayne fuhr fort:

»Als Sie das letzte Mal hier waren, Vater Benwell, sprachen wir von meiner Frau. Sie wußten damals nur, daß der Empfang, den sie Winterfield bereitete, diesen veranlaßte, mein Haus nicht mehr zu betreten. Bei ihren Erfahrungen über das »Schürzenregiment,« kann ich Ihnen jetzt auch noch sagen, daß sie Penrose verboten hat, in seinen Bekehrungsversuchen fortzufahren. Wir sind gegenseitig übereingekommen, den Gegenstand nicht mehr zu berühren.«

»Der bitt're Ton, mit welchem er bis dahin gesprochen hatte, verschwand plötzlich, und bittend setzte er hinzu: »Ich hoffe, Sie zürnen Arthur deshalb nicht.«

»Mein kleiner Anflug von Zorn war jetzt auch vertraucht und ich antwortete, in gewissem Sinne der Wahrheit gemäß: »Ich kenne Arthur zu wohl, um ihm zürnen zu können.«

Romayne schien sichtlich erleichtert.

»Ich habe Sie nur mit dieser kleinen häuslichen Angelegenheit belästigt,« begann er wieder, um Ihre Nachsicht für Penrose in Anspruch zu nehmen. Ich fange an, in der Hierarchie der Kirche bewandert zu werden, Vater Benwell. Sie sind der Vorgesetzte meines lieben, kleinen Freundes und haben deshalb einen gewissen Einfluß auf ihn. Seien Sie nachsichtig! Er ist der liebevollste und beste der Menschen! Es ist nicht seine Schuld! Er unterwirft sich dem Willen von Mrs. Romayne gegen seine Ueberzeugung, in dem redlichen Glauben, daß er dadurch zu meinem ehelichen Glücke beitrage.«

»Ich glaube, mich über Romayne's Gemüthsstimmung nicht zu irren, wenn ich voraussetze, daß dieses zweite unbedachtsame Dazwischentreten zwischen ihn und seinen Freund von Seiten seiner Frau, gerade zu dem Resultat führen wird, welches sie befürchtet.

»Nach alledem, was vorgefallen, bleibt mir nichts weiter zu thun übrig, als selbst die Stelle bei Romayne zu übernehmen, von welcher Penrose sich zurückgezogen hat. Ich muß es so einzurichten suchen, daß er selbst mich auffordert, das Werk seiner Bekehrung zu vollenden, aber dies kann nicht eher geschehen, bis Penrose von ihm entfernt ist. Romayne's heimlicher Groll muß Zeit haben, sich ungestört weiter entwickeln zu können.

»Ich ließ den Gegenstand des Gespräches deshalb fallen und erkundigte mich nach seinen literarischen Arbeiten. Seine gegenwärtige Stimmung ist nicht zu anstrengendem Schaffen geeignet. Selbst mit Penrose's Hilfe schreitet er mit seinem Werke nicht zu seiner Zufriedenheit vor und dennoch glaube ich zu bemerken, daß er stärker denn je von dem Geize beseelt ist, sich in der Welt einen Namen zu erringen. Alles geht nach Wunsch, mein ehrwürdiger Freund, Alles geht nach Wunsch!

Ich bat um die Erlaubnis, Penrose allein sprechen zu dürfen, was er mir gern zugestand, und wir schieden als die besten Freunde. Ich kann die meisten Menschen für mich gewinnen, wenn ich mich um ihre Gunst bemühen will. Der Herr von Vange Abbey ist keine Ausnahme von dieser Regel. Habe ich Ihnen schon gesagt, daß die Besitzung seit einiger Zeit etwas an Werth verloren hat? Wir werden den Schaden aber schon verbessern, sobald die Ländereien wieder in den Besitz der Kirche zurückgegeben sind.

»Meine Unterredung mit Penrose war in kaum zwei Minuten beendigt. Gegen alle Umschweife nahm ich seinen Arm und führte ihn in den Garten vor dem Hause.

»Ich weiß Alles,« sagte ich, und ich kann nicht leugnen, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe. Aber ich kenne Ihre Gesinnungen und trage denselben Rechnung. Sie besitzen Eigenschaften, die Sie vielleicht nicht ganz für Ihre Stellung unter Uns geschickt machen. Ich werde genötigt sein, über Ihre Handlungsweise Bericht zu erstatten, aber verlassen Sie sich auf mich, ich werde denselben für Sie so günstig wie möglich abfassen. Geben Sie mir die Hand, mein Sohn, so lange wir beisammen sind, wollen wir, sowie immer, gute Freunde bleiben.«

»Sie können sich wohl denken, daß ich nur in dieser nachsichtigen Weise zu ihm sprach, weil ich voraussah, daß er meine Worte Romayne wiederholen werde und daß dadurch dessen Achtung für mich erhöht werden würde. Offen gestanden meinte ich auch in dem Augenblicke, was ich sagte! Der arme Kerl küßte dankbar meine Hand und war unfähig, ein Wort zu sagen. Ich glaube fast, ich bin schwach gegen Arthur! Legen Sie ein gutes Wort für ihn ein, wenn sein Benehmen zur Sprache kommt, aber, bitte, erwähnen Sie meiner Schwäche nicht und glauben Sie ja nicht, daß ich seine Nachgiebigkeit gegen Mrs. Romayne's Vorurtheile billige. Wenn ich jemals die geringste Rücksicht für sie gehabt hätte, so würde ihr Brief an Winterfield dieselbe vernichtet haben. Es liegt für mich etwas Empörendes in einer ränkesüchtigen Frau.

»Indem meinen Brief schließe, kann ich die Gemüther meiner ehrwürdigen Brüder darüber beruhigen, daß für mich keine Hindernisse mehr vorhanden sind, das Werk der Bekehrung Romayne's selbst zu übernehmen.

»Ja! selbst in meinem Alter und bei meinen Gewohnheiten habe ich mich dazu entschlossen, die nichtigen Einwendungen eines Mannes zu widerlegen, der jung genug ist, um mein Sohn zu sein. Ich werde Romayne in einem sorgfältig stilisierten Briefe die Abreise Penrose's mittheilen und ihm gleichzeitig ein Buch schicken, von dem ich nur einen befriedigenden Erfolg verspreche. Es ist keine Streitschrift, es ist Wisemann's »Erinnerungen der Päpste.« Ich betrachte dieses Buch als besonders geeignet, Romayne's Einbildungskraft durch die lebhafte Schilderung des Glanzes der Kirche und der ausgedehnten Macht der höheren Geistlichkeit zu erhitzen. Ueberrascht Sie vielleicht meine plötzliche Begeisterung? Und wissen Sie, was dieselbe bedeutet?

»Sie bedeutet, mein Freund, daß ich unsere Stellung Romayne gegenüber in einem ganz neuen Lichte erblicke. Verzeihen Sie, wenn ich mich nicht deutlicher erkläre, aber ich ziehe vor, zu schweigen, bis meine Kühnheit durch die Ereignisse gerechtfertigt wird.





## 5. Kapitel. *Bernard Winterfield's Korrespondenz.*

### I.

*Mrs. Romayne an Mr. Winterfield.*

»Haben Sie meinen Brief nicht erhalten? Ich adressierte ihn, wie auch dieses Schreiben nach Beaupark, da mir Ihre Londoner Adresse unbekannt ist.

»Gestern machte Vater Benwell einen Besuch in Then Acres Lodge. Er sah zuerst meine Mutter und mich und erwähnte Ihres Namens, Es geschah dieses mit seiner gewohnten Gewandtheit und ich würde es weiter nicht beachtet haben, wenn er mich nicht besonders dabei angesehen hätte. Ich hoffe und bete, daß ich es mir nur eingebildet haben möge, aber ich glaubte, in seinen Augen zu lesen, daß er sich sicher fühlte, mich in seiner Gewalt zu haben und daß er mich jederzeit meinem Manne verrathen könne.

»Ich habe in keiner Weise Ansprüche an Sie und der Himmel weiß es, daß ich wenig Ursache habe, Ihnen zu vertrauen. Aber ich glaubte, daß Sie es redlich mit mir meinten, als ich Sie zuletzt in diesem Hause sprach. In diesem Glauben beschwöre im Sie, mir zu sagen, ob Vater Benwell sich in Ihr Vertrauen eingeschlichen hat, oder ob Sie ihm irgend etwas angedeutet haben, das mich in seine Hände geben könnte.

---

## II.

*Mr. Winterfield an Mrs. Romayne.*

»Ich habe Ihre beiden Briefe erhalten. Aber ich habe hinlänglichen Grund, zu glauben, daß Sie sich hinsichtlich Vater Benwell's Charakter irren. Ich weiß zwar aus trauriger Erfahrung, daß sie an einer einmal vorgefaßten Meinung festhalten, indessen beeile ich mich, Sie, insofern ich dabei betheiligt bin, von aller Besorgnis zu befreien. Ich habe kein Wort gesagt, auch nicht die leiseste Andeutung gemacht, die Vater Benwell von jenem früheren Vorgang in unserem Leben unterrichten könnte. Ihr Geheimnis ist mir heilig und ist und wird mir immer heilig bleiben.

Eine Stelle Ihres Briefes hat mich schmerzlich berührt. Sie sind wieder in die grausame Sprache von früher verfallen, indem Sie sagen: Der Himmel weiß es, daß ich wenig Ursache habe, Ihnen zu vertrauen.

Ich habe meine triftigen Gründe, mich nicht zu rechtfertigen, es müßten denn besondere Umstände eintreten. Wenn Sie aber jemals in Noth oder Gefahr gerathen sollten, was Gott verhüten möge, und Sie eines ergebenen Freundes oder Bruders bedürfen, so werde ich Ihnen in diesem Falle beweisen, daß es eine grausame Ungerechtigkeit von Ihnen war, jemals an mir zu zweifeln und daß es keinen Menschen auf Erden gibt, auf den Sie unbedingter bauen und vertrauen können, wie auf mich.

Meine Adresse in London habe ich oben angegeben.

---

### III.

Doktor Wybrow an Mr. Winterfield.

*Lieber Herr! Ihren Brief habe ich erhalten, in welchem Sie den Wunsch ausgesprochen, mich bei meinem nächsten Besuche in der Irrenanstalt begleiten zu wollen, um den französischen Knaben zu sehen, der so sonderbarer Weise bei den Briefen betheiligt ist, die Ihnen Vater Benwell überliefert hat.*

*Ihr Wunsch kommt zu spät. Das elende Dasein des armen Geschöpfes ist beendet. Er konnte sich von den Folgen des Fiebers nicht erholen. Seine Mutter pflegte ihn bis zum letzten Augenblicke. Obgleich ich einige Theilnahme für die vortreffliche Frau hege, so kann ich es weder Ihnen noch mir verhehlen, daß sein Tod nicht zu beklagen ist, da nach den Berichten der Zeitungen über den ähnlichen Fall, der Patient, nachdem er die Krankheit überstanden, wieder in Irrsinn verfiel.*

Mit ausgezeichneter Hochachtung  
Joseph Wybrow.

---



## 6. Kapitel.

### *Das traurigste Wort.*

Am zehnten Tage, nachdem Vater Benwell seinen Bericht nach Rom abgesandt hatte, saß Penrose in Romaynes Arbeitszimmer in Then Acres Lodge und schrieb, während Romayne schweigend am anderen Ende des Zimmers saß und zerstreut auf einen leeren Papierbogen blickte, während die Feder ungebraucht neben ihm lag. Plötzlich sprang er auf und Feder und Papier ergreifend, warf er beides unwillig in das Feuer.

»Geben Sie sich keine Mühe, weiter zu schreiben,« sagte er zu Penrose. »Mein Traum ist vorbei. Werfen Sie mein Manuskript in den Papierkorb und sprechen Sie mir nie mehr von literarischen Beschäftigungen.«

»Jeder Schriftsteller hat solche Anfälle von Muthlosigkeit,« entgegnete Penrose. »Denken Sie jetzt nicht weiter an Ihr Werk. Lassen Sie Ihr Pferd vorführen und machen Sie einen Spazierritt. Die frische Luft und die Bewegung werden Sie in bessere Stimmung versetzen.«

Romayne hörte ihn zerstreut an, während er sich dem Kamine näherte und sich aufmerksam in dem darüber hängenden Spiegel betrachtete.

»Ich sehe täglich schlechter aus,«« sagte er gedankenvoll vor sich hin.

Es war die Wahrheit, Er war abgemagert, sein Gesicht war bleich und verfallen und seine Haltung gebückt, wie die eines Greises. Seit er Vange Abbey verlassen, war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen.

»Es ist nutzlos, es mir verhehlen zu wollen,« wandte er sich plötzlich an Penrose. »Ich bin gewissermaßen, obgleich Ihr Alle es in Abrede stellen wollt, für den Tod des französischen Knaben verantwortlich. Warum auch nicht? Seine Stimme gellt mir beständig in den Ohren und seines Bruders Blut klebt an meiner Hand. Ich stehe unter einem Zauber. Glauben Sie an Hexen, an jene erbarmungslosen, alten Weiber, welche Wachsbilder von denjenigen machten, die sie beleidigten und Stecknadeln in dieselben steckten, um ihre Opfer Tag für Tag mehr und mehr dahin schwinden zu machen? Heutzutage glauben die Leute nicht mehr daran, aber Niemand hat noch einen Gegenbeweis geliefert.«

Er hielt inne und sah Penrose an. »Aber, Arthur, was fehlt Ihnen?« sagte er in plötzlich verändertem Tone. »Haben Sie eine schlechte Nacht zugebracht? Ist irgend etwas vorgefallen?«

Zum ersten Male seit Romayne ihn kannte, gab Penrose eine ausweichende Antwort.

»Soll ich da nicht besorgt aussehen,« sagte er, »wenn ich Sie in dieser Weise reden höre? Der französische Knabe starb an einem Fieber. Muß ich Sie denn daran erinnern, daß er Ihnen die glücklichsten Tage seines Lebens zu danken hat?«

Romayne hörte nicht auf das, was er sagte, sondern blickte ihn unverwandt an.

»Sie glauben doch gewiß nicht, daß ich Sie täuschen werde,« fuhr Penrose fort.

»Nein, ich dachte an etwas Anderes. Ich dachte darüber nach, ob ich Sie wirklich so gut kenne, wie ich glaubte. Irre ich mich darin, wenn ich

vermuthe, daß Sie ehrgeizig sind?«

»Mein einziger Ehrgeiz besteht darin, ein würdiges Leben zu führen und meinen Nebenmenschen so viel zu nützen, wie ich kann. Befriedigt Sie das?«

Romayne zögerte. »Es scheint sonderbar,« begann er.

»Was scheint sonderbar?«

»Ich will nicht sagen, daß es sonderbar erscheint, daß Sie ein Priester sind; es nimmt mich nur Wunder, daß ein Mann von Ihrer einfachen Denkungsart in den Jesuitenorden eingetreten ist.«..

»Das kann ich leicht begreifen,« erwiderte Penrose. »Aber Sie sollten bedenken, daß oft die Umstände eines Mannes Beruf bestimmen. So war es wenigstens bei mir der Fall. Ich gehöre einer katholischen Familie an. Ein Jesuiten-Collegium war in der Nähe unseres Wohnortes und einer meiner nächsten Verwandten war ein Mitglied des Ordens. Kaum dem Knabentaler entwachsen, erlitt ich eine Enttäuschung, die eine Änderung für das ganze Leben in mir bewirkte. Ich nahm meine Zuflucht zu dem Kollegium und seitdem habe ich den inneren Frieden wieder erlangt. Ach, mein Freund, Sie würden ein zufriedener Mann sein.« — Er hielt inne, er hätte fast aus Theilnahme für den Freund das Versprechen vergessen, welches er dessen Gattin gegeben.

Romayne reichte ihm die Hand. »Ich hoffe nicht, daß ich Sie unbedachter Weise verletzt habe.

Penrose nahm die dargereichte Hand und drückte sie innig. Er versuchte zu sprechen, plötzlich schauderte er, wie von Schmerzen ergriffen, heftig zusammen.

»Mir ist heute Morgen nicht ganz wohl,« stammelte er, »ein Spaziergang im Garten wird mir wohlthun.«

Penrose mußte etwas ganz Besonderes begegnet sein, das er ihm verborgen wollte, darüber hegte Romayne keinen Zweifel; er setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und versuchte zu lesen. Endlich öffnete sich die Thür, aber nicht sein Freund, wie er erwartete, sondern Stella trat ein.

»Hast Du Penrose gesehen?« fragte er.

Die Entfremdung zwischen beiden Ehegatten war in der letzten Zeit immer weiter fortgeschritten. Romayne hatte seinen Verdruß über seines Weibes Einschreiten zwischen ihm und Penrose durch jene geringschätzige Nachsicht Ausdruck gegeben, welches wohl die härteste Strafe ist, die ein Mann über die Frau verhängen kann, welche ihn liebt.

Stella hatte sich mit stiller, stolzer Ergebung darin gefügt, was freilich bei Romaynes Charakter die unglücklichste Art des Widerstandes war, die sie hätte wählen können. Als sie jetzt aber in das Arbeitszimmer trat, fiel der veränderte Ausdruck in ihren Zügen ihm sogleich auf. In ihrem Blicke lag tiefe Bekümmerung und liebevolle Theilnahme. Ehe sie noch seine erste Frage beantworten konnte, richtete Romayne schon eine zweite an sie.

»Ist Penrose krank?«

»Nein, Lewis, aber traurig.«

»Worüber?«

»Ueber Dich und über sich.«

»Er will uns doch nicht verlassen?«

»Ja.«

»Aber er wird doch wiederkommen?«

Stella nahm einen Stuhl und ließ sich neben ihrem Gatten nieder. »Es thut mir wahrhaft leid um Dich, Lewis,« sagte sie. »Es ist selbst für mich schmerzlich, ihn zu verlieren, denn ich muß Dir gestehen, daß ich Penrose aufrichtig schätze und liebe.«

Unter anderen Umständen würde dies Bekennenß der Gefühle, welche sie für den Mann hegte, der ihres Glückes wegen seine theuersten Hoffnungen geopfert hatte, eine scharfe Antwort von Romaynes Seite hervorgerufen haben. Aber dieses Mal überwog bei ihm die Besorgnis für den Freund alles Andere.

»Du sprichst, als wollte Arthur England für immer verlassen,« sagte er.

»Er verläßt England heute Nachmittag,« versetzte sie, »um sich nach Rom zu begeben.«

»Warum hat er Dir das gesagt und nicht mir?« fragte Romayne.

»Er fühlt sich nicht stark genug, um mit Dir davon zu reden. Er bat mich, Dich darauf vorzubereiten.« —

Sie konnte nicht weiter sprechen, der Muth fehlte ihr dazu. Romayne schlug heftig mit der Hand auf den Schreibtisch.

»Sprich! « rief er: »Wenn Rom nicht das Endziel seiner Reise ist, wohin geht er dann?«

»Er geht nach Rom, « erwiderte Stella, » um seine Instruktionen zu empfangen und die Missionare kennen zu lernen, denen er sich anschließen soll. Sie verlassen Livorno mit dem nächsten Schiffe, das nach einem Hafen Centralamerika's absegelt. Ihre gefährliche Aufgabe besteht darin, eine der jesuitischen Missionsanstalten wieder herzustellen, welche die Wilden vor Jahren zerstört haben. Sie werden die Kirche in Trümmern und keinen Stein des Hauses mehr finden, in welchem die gemordeten Priester gewohnt haben. Es ist ihnen nicht verhehlt worden, daß auch sie vielleicht dem Märtyrertode entgegen gehen. Sie sind Soldaten des Kreuzes und gehen, wohin man sie schickt, sie gehen willig und freudig, um die Seelen der Indianer mit Gefahr ihres Lebens zu retten.«

Romayne erhob sich und schritt der Thür zu, dann drehte er sich um und fragte Stella:

»Wo ist Arthur jetzt?«

Stella hielt ihn sanft zurück.

»Er hat mich gebeten, Dir noch Folgendes zu sagen. Warte einen Augenblick und höre mich an,« bat sie. »Sein einziger Kummer ist, Dich verlassen zu müssen; außerdem widmete er sich freudig dem schrecklichen Dienste, der ihn ruft. Er hat sich schon lange für denselben vorbereitet. Das, Lewis, sind seine eigenen Worte.«

Es wurde an die Thür geklopft und ein Diener meldete, daß der Wagen bereit sei. Penrose trat gleich darauf ein.

»Haben Sie für mich gesprochen?« sagte er zu Stella.

Sie konnte ihm nur durch ein stummes Zeichen antworten,

»Das traurigste Wort,« sagte er mit einem matten Lächeln zu Romayne gewandt, »muß endlich gesprochen werden. Leben Sie wohl!«

Bleich und zitternd ergriff Romayne seine Hand.

»Ist dies Vater Benwell's Werk?« fragte er.

»Nein!« erwiderte Penrose entschieden. »In seiner Stellung hätte er ebenso über mich verhängen können: aber er ist gütig gegen mich. Zum ersten Male, seit ich ihn kenne, ist er vor einer Verantwortlichkeit zurückgewichen. Um meinewillen hat er Alles Rom anheim gestellt und Rom hat gesprochen. O, mein Freund, mehr als mein Freund — mein Bruder in Liebe.« —

Die Stimme versagte ihm. Mit einer Willenskraft, die bei einem Manne von so hingebender Natur wahrhaft herrisch erscheinen mußte, bezwang er jedoch gewaltsam seinen Schmerz.

»Machen wir uns nicht noch unglücklicher, als wir schon sind,« sagte er. »Bei jeder sich uns bietenden Gelegenheit werden wir uns schreiben. Und wer weiß, vielleicht kehre ich doch noch einmal zu Ihnen zurück. Gott hat seine Diener schon in ebenso großen Gefahren beschützt und erhalten, wie die, denen ich jetzt entgegensehe. Möge der gütige Gott Sie segnen und behüten. O, Romayne, Welch' glückliche Tage haben wir miteinander verlebt!« Seine Fassung hielt nicht länger Stand. Thränen des edelsten Schmerzes trübten seine Augen, die nie einen unfreundlichen Blick für den Bruder seiner Wahl gehabt hatten. Er küßte Romayne.

»Führen Sie mich hinaus, « sagte er, sich schwindelnd zu dem wartenden Diener wendend, Aber nicht der Diener, sondern Stella nahm mit schwesterlicher Zärtlichkeit seine Hand und geleitete ihn zum Wagen.

»So lange ich lebe, werde ich Ihnen ein dankbares Andenken bewahren,« sagte sie, als der Wagenschlag hinter ihm zugefallen. Er winkte ihr mit der Hand noch einen letzten Scheidegruß zu und sie sah ihn nicht mehr.

Die Erleichterung der Thränen war Romayne versagt. Er war, als Penrose ihn verlassen, in seinen Stuhl gesunken und saß da, den Kopf gebeugt, mit trockenen Augen vor sich hinstarrend. So fand ihn Stella, als sie wieder bei ihm eintrat. Das Elend der vergangenen Tage der Entfremdung war vergessen bei seinem Anblick. Sie kniete neben ihm nieder, richtete seinen Kopf auf und lehnte ihn an ihren Busen. Ihr Herz war zu voll, sie konnte nur in stummen Liebkosungen ihren Gefühlen Lust machen. Er verstand es und drückte dankbar ihre Hand. Nach einer langen Pause zeigte das erste Wort, welches über seine Lippen kam, daß seine Gedanken nur mit Penrose beschäftigt waren.

»Alles, was mir lieb und theuer ist, verläßt mich, « sagte er, »Ich habe heute meinen besten Freund verloren.«

Jahre nachher konnte Stella jene Worte und den Ton, in welchem sie gesprochen, nicht vergessen.

---



## 7. Kapitel. *Gegnerische Damen.*

Wenige Tage später stellte Vater Benwell sich wieder zum Besuche in Then Acres Lodge ein. Der Priester hatte auf demselben Stuhle »neben dem Kamin Platz genommen, auf welchen Penrose zu sitzen pflegte.

»Es ist wirklich freundlich von Ihnen, gleich zu mir zu kommen « sagte Romayne, »nachdem Sie meine Antwort auf Ihren Brief empfangen haben. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich das, was Sie über Penrose schrieben, gerührt hat. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich nicht geglaubt hätte, daß Sie eine so warme Zuneigung für ihn hegten.«

»Ich war mir dessen kaum selbst bewußt, bis zu dem Augenblicke, wo Arthur uns entrissen wurde.«

»Wenn Sie Ihren Einfluß geltend machten, Vater Benwell, wäre es da nicht möglich gewesen, zu erlangen« —

»Daß er von der Mission zurückgezogen würde? O, Mr. Romayne, kennen Sie Arthur nicht besser? Selbst sein weiches Gemüth hat seine entschiedene Seite. Die Begeisterung, welche die ersten christlichen Märtyrer entflammte, brennt auch in seiner edlen Seele. Die Mission ist der Traum seines Lebens gewesen und die Gefahren, welche wir bei derselben fürchten, sind es gerade, die ihm die Sendung noch wünschenswerther machten. Arthur überreden zu wollen, seine lieben Gefährten zu verlassen, die ihm freundlich die Arme geöffnet haben? Ebenso gut könnte ich jenes Steinbild dort im Garten zu bewegen suchen, von seinem Piedestal herabzusteigen und zu uns hier in das Zimmer zu kommen. Aber sprechen wir von etwas Anderem. Haben Sie das Buch erhalten, das ich Ihnen mit dem Briefe übersandte?«

Romayne nahm das Buch vom Schreibtische, aber ehe er antworten konnte, rief Jemand von außen: »Darf ich hineinkommen? « und ohne eine bejahende Antwort abzuwarten, trat Mrs. Eyrecourt bemalt und drapiert für den Morgen, eine Wolke von Wohlgerüchen um sich verbreitend, in das Zimmer. Sie blickte den Priester an und ihre beringten Hände in koketter Verwunderung erhebend, rief sie: »O, lieber Himmel! Ich hatte keine Ahnung, daß Sie hier waren, Vater Benwell, Ich bitte tausendmal um Entschuldigung! Theurer, bewunderungswürdiger Romayne, Sie sehen nicht sehr erfreut aus, mich hier zu sehen. Barmherzigkeit! ich habe doch keine Beichte unterbrochen?«

Vater Benwell bot mit seinem unverwüstlichen, väterlichen Lächeln der Dame seinen Sessel an. Die Spuren der überstandenen Krankheit gaben sich bei Mrs. Eyrecourt noch in einem zeitweiligen Zittern des Kopfes und der Hände zu erkennen. Sie war in das Zimmer eingedrungen, von dem Verdachte geleitet, daß nach Penrose's Abreise die Bekehrungsversuche wieder erneuert werden würden und war fest entschlossen, dies zu verhindern.

Vater Benwell durchschaute ihre Absicht sofort bei ihrem Eintreten. Sie verbeugte sich dankend gegen den Priester und nahm den angebotenen Stuhl an. Vater Benwell lächelte noch süßer und väterlicher und holte ihr einen Fußschemel.

»Wie freut es mich.« sagte er, »Sie wieder in Ihrer gewohnten guten Laune zu sehen! Aber war es nicht ein wenig boshaft von Ihnen, von einer unterbrochenen Beichte zu reden? Als ob Mr. Romayne einer der unsrigen wäre! Die Königin Elisabeth selbst hätte einem armen katholischen Priester nichts Beißenderes sagen können.«

»Sie Schlaukopf,« versetzte Mrs. Eyrecourt, »wie leicht ist es Ihnen doch, ein armes, einfältiges Weib, wie mich, zu durchschauen! Hier gebe ich Ihnen meine Hand zum Kusse, wir wollen es gut sein lassen, wie die Kinder sagen. Wissen Sie wohl, Vater Benwell, welcher Wunsch plötzlich in mir rege wird? Bitte, nehmen Sie es nicht übel, aber ich wünschte, Sie wären ein Jude!«

»Darf ich fragen, warum?« sagte Vater Benwell mit einer apostolischen Milde, die der besseren Tage Roms würdig gewesen wäre.

»Ich bin wirklich so unwissend,« erwiderte Mrs. Eyrecourt mit der schüchternen Befangenheit eines fünfzehnjährigen Mädchens, »daß ich kaum weiß, wie ich mich ausdrücken soll. Aber gelehrte Leute haben mir gesagt, es sei eine Eigentümlichkeit, — ich möchte sagen eine liebenswürdige Eigentümlichkeit der Juden — niemals Jemanden bekehren zu wollen. Es wäre so hübsch, wenn Sie bei Ihren Besuchen hier sich ein Beispiel an ihnen nehmen wollten. Meine lebhafte Einbildungskraft malt sie mir schon in doppelter Eigenschaft aus. Vater Benwell an jedem anderen Orte und, wie sage ich gleich, Erzvater Abraham in Then Acres Lodge.«

Vater Benwell erhob abwehrend seine fleischigen Hände.

»Meine liebe Dame, bitte, beruhigen Sie sich, nicht ein Wort über Religion ist zwischen Mr. Romayne und mir gewechselt.«

»Ich bitte um Verzeihung, Vater Benwell,« unterbrach ihn Mrs. Eyrecourt. »Ich fürchte, Ihrer Rede nicht folgen zu können! Mein schweigsamer Schwiegersohn sieht aus, als wünsche er mich zu zermalmen und dadurch wird natürlich meine Aufmerksamkeit abgezogen. Sie wollten eben sagen?«

»Ich wollte sagen, liebe Mrs. Eyrecourt, daß Sie sich unnützer Sorge hingeben. Nicht ein Wort über irgend eine religiöse Streitfrage ist gefallen —.«

Mrs. Eyrecourt warf den Kopf auf die Seite mit der unschuldigen Lebhaftigkeit eines Vögelchens.

»Aber es könnte vielleicht geschehen,« warf sie, ihn schlau anblinzelnd, ein.

Vater Benwell verwahrte sich wieder mit beruhigender Handbewegung, aber Romayne verlor alle Selbstbeherrschung.

»Mrs. Eyrecourt!« rief er streng aus.

Mrs. Eyrecourt schrie auf und hielt sich die Ohren zu. »Ich bin nicht taub, liebster Romayne, und lasse mich nicht durch unpassende häusliche Grausamkeit einschüchtern. Vater Benwell geht Ihnen mit einem schönen Beispiele christlicher Mäßigung voran, Sie sollten demselben nachzustreben versuchen.«

»Sprechen Sie über Alles, was Sie wollen, Mrs. Eyrecourt,« entgegnete Romayne, wenig geneigt, ihrem Rathe zu folgen, »ich ersuche Sie, nöthigen Sie mich nicht, einen härteren Ausdruck zu gebrauchen, ich ersuche Sie, weder Vater Benwell, noch mich ferner mit Ihren Ansichten über kirchliche und religiöse Streitfragen zu behelligen.«

Ein Schwiegersohn kann wohl etwas fordern, aber eine Schwiegermutter kann auch ablehnen, seiner Anforderung zu entsprechen. Mrs. Eyrecourt machte von diesem Rechte Gebrauch.

»Nein, Romayne, damit setzen Sie bei mir nichts durch. Ich bedauere Ihre unglückliche Heftigkeit meiner Tochter wegen, aber ich weiß, was ich will, und Sie können mich nicht reizen. Unser ehrwürdiger Freund und ich

verstehen uns vollkommen. Er wird nicht zu streng über eine weichherzige Frau urtheilen, die in einer eigenen Familie in Hinsicht auf Bekehrung traurige Erfahrungen gemacht hat. Meine älteste Tochter, Vater Benwell, ein armes, thörlichtes Geschöpf, ließ sich bekehren und ging in ein Kloster. Das letzte Mal, als ich sie sah — sie war früher so hübsch und mein verstorbener Mann vergötterte sie — das letzte Mal, als ich sie sah, hatte sie eine rothe Nase und ein Doppelkinn; empörend in ihrem Alter! Sie empfing mich mit aufgeworfenen Lippen und niedergeschlagenen Augen und war frech genug, zu sagen, sie wolle für mich beten. Ich bin kein wüthender, alter Mann mit weißem Barte und stürze auch nicht bei Donner und Blitz hinaus, nachdem ich meine Tochter verflucht habe, aber ich weiß, was König Lear empfunden haben muß und auch ich weinte krampfhaft, gerade so wie er. Mit Ihrer bewunderungswürdigen Kenntnis des menschlichen Herzens bin ich sicher, daß Sie Theilnahme für mich fühlen und mir verzeihen werden. Mr. Penrose hat sich, wie meine Tochter mir erzählt hat, wie ein Ehrenmann benommen. Ich hoffe, daß auch Sie dieselben Rücksichten nehmen werden. Der Gedanke allein, daß unser lieber Freund hier katholisch werden könnte —«

Hier konnte Romayne nicht länger an sich halten.

»Wenn es einen Weg gibt, einen Katholiken aus mir zu machen,« sagte er heftig, »so haben Sie ihn durch Ihre Einmischung eingeschlagen.«

»Nur aus Widerspruchsgeist, lieber Romayne?«

»Keineswegs, Mr. Eyrecourt. Weil, wenn ich ein Katholik wäre, ich mich der Gesellschaft von Damen entziehen könnte, indem ich mich in ein Kloster flüchtete.«

Mrs. Eyrecourt schlug seinen Angriff mit der größten Gewandtheit zurück.

»Bleiben Sie ein Protestant, mein Lieber, und geben Sie in den Club. Dort können Sie vor den Damen Schutz finden, in jenem Kloster, wo man ein gutes Diner und alle Zeitungen und Blätter findet.«

Nachdem sie diesen Pfeil abgesandt, stand sie auf und nahm wieder ihr gewohntes, leichtes, höfliches Wesen an.

»Ich bin Ihnen sehr verbunden, Vater Benwell, hoffentlich habe ich Sie nicht beleidigt?«

»Sie haben mir einen Dienst erwiesen, Mrs. Eyrecourt. Ohne Ihre heilsame Warnung hätte ich mich vielleicht zu religiösen Erörterungen verleiten lassen, Ich werde mich von nun an in Acht nehmen.«

»Wie außerordentlich gütig von Ihnen! Ich hoffe, wir werden uns unter angenehmeren Verhältnissen wiedersehen. Nach jener höflichen Anspielung meines Schwiegersohnes auf ein Kloster glaube ich es angemessen, meinen Besuch zu beenden. Vergessen Sie ja nicht, um fünf Uhr wird bei mir der Thee eingenommen!«

Als sie sich der Thür näherte, wurde dieselbe geöffnet und Stella stand ihr gegenüber.

»Wie, Mama, Du hier?« fragte Stella,

»Nun ja, meine Liebe! Aber es wäre besser, Du verließest mit mir das Zimmer wieder, Unseres liebenswürdigen Romayne's Idee ist, sich von unserer Gesellschaft zu befreien, indem er sich in ein Kloster zurückziehen will, Siehst Du Vater Benwell denn nicht?«

Stella erwiderte kalt des Priesters Verbeugung und blickte Romayne an. Sie ahnte dunkel, was vorgefallen war. Mr. Romayne beeilte sich, sie aufzuklären.

»Wir sind Vater Benwell so verpflichtet, meine Liebe. Er war so gütig und so rücksichtsvoll —«

»Thue mir den Gefallen,« unterbrach Romayne sie barsch, sich an Stella wendend, »und ersuche Deine Mutter, ihre Erzählung in einem anderen Zimmer fortsetzen zu wollen.«

Stella wußte kaum, was ihre Mutter oder ihr Gatte gesagt hatte. Sie fühlte das Auge des Priesters auf sich haften. Unter irgendwie anderen Verhältnissen würde Vater Benwell's gute Lebensart und Welterfahrung ihn bewogen haben, sich zu empfehlen. Aber bei der gegenwärtigen Lage der Dinge wußte er nur zu wohl, daß je mehr Romayne in seiner Gegenwart belästigt werde, dieses um so besser seinen geheimen Zwecken dienen müsse. Demzufolge blieb er ein schweigender Beobachter, sein besonderes Augenmerk auf Stella gerichtet. Trotz Winterfield's beruhigender Antwort auf ihren Brief fürchtete sie instinktiv den Jesuiten. Unter dem Banne seines lauernden Blickes erbebte sie in ihrem Innern. Ihre gewohnte Sicherheit verließ sie und sie ließ sich zu einer indirekten Entschuldigung gegen den Mann herbei, den sie haßte und fürchtete.

»Was meine Mutter Ihnen auch gesagt haben mag, Vater Benwell, es geschah ohne mein Vorwissen.«

Romayne versuchte zu sprechen, Vater Benwell kam ihm aber zuvor.

»Theure Mrs. Romayne, es ist nichts gesagt worden, das einer Vertheidigung von Ihrer Seite bedürfte.«

»Ich glaube das auch,« stimmte Mrs. Eyrecourt bei. »Wirklich, Stella, ich verstehe Dich nicht. Warum soll ich nicht Vater Benwell dasselbe sagen, was Du Penrose gesagt hast. Du vertrautest Penrose, als Deinem Freunde. Ich kann Dich aber versichern — daß Du Dich auf Vater Benwell verlassen kannst.«

Wieder machte Romayne einen Versuch, das Wort zu ergreifen, aber wieder kam Vater Benwell ihm zuvor.

»Darf ich hoffen,« sagte er mit ironischem Lächeln, »daß Mrs. Romayne die Ansicht ihrer Mutter theilt?«

Das war zu viel für Stella. Trotz ihrer Furcht vor ihm konnte sie seinen Blick und den Ton, in welchem er jene Worte sprach, nicht mehr ertragen und der Eingebung ihrer Heftigkeit nachgebend, ohne die Folgen zu bedenken, entschlüpfen ihr die Worte:

»Ich kenne Sie nicht hinlänglich, Vater Benwell, um eine Meinung über Sie abzugeben.«

Dann nahm sie den Arm ihrer Mutter und verließ mit ihr das Zimmer.

Sobald sie allein waren, wandte sich Romayne zitternd vor Zorn zu dem Priester, der, mitleidig über den kleinen Ausfall der Dame lächelnd seine Hand ergriff, in der Absicht, den Frieden wieder herzustellen.

»Nein, nein, lassen Sie doch — regen Sie sich nicht noch mehr auf!«

Aber Romayne war nicht zu besänftigen; sein Zorn war dreifach erhöht worden, durch den Zwang, den er sich auferlegt, denselben zurückzuhalten.

»Ich will und muß mir endlich Luft machen!« sagte er. »Vater Benwell, ich hoffe, Sie werden begreifen, daß nur die Pflichten der Höflichkeit gegen die Frauen mich abhalten konnten, meinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Ich weiß es nicht mit Worten zu sagen, wie tief beschämmt ich über das Vorgefallene bin. Ich kann nur Ihre bewunderungswürdige Mäßigung und Geduld anrufen, um meine Entschuldigungen und den Ausdruck meines tiefsten Bedauerns entgegen zu nehmen.«

»Nichts mehr davon, Mr. Romayne; ich bitte es mir als eine Gunst von Ihnen aus, kein Wort weiter darüber zu verlieren. Setzen Sie sich und werden Sie ruhiger.«

Aber Romayne war unempfänglich für jeden freundlichen, versöhnenden Zuspruch.

»Ich darf niemals hoffen, daß Sie mein Haus wieder betreten werden!« rief er aus.

»Mein lieber Herr, ich werde mit dem größten Vergnügen meinen Besuch bei Ihnen wiederholen; jeden Tag, an dem Sie es wünschen, je bälder, je

lieber. Kommen Sie, lassen Sie uns darüber lachen! Ich will nicht gegen den Respekt sündigen, aber Alles in Ehren, die gute Mrs. Eyrecourt war belästigender, denn jemals. Ich werde morgen mit unserem vortrefflichen Erzbischof zusammen kommen und ich muß ihm wirklich erzählen, wie beleidigt die gute Dame sich darüber fühlte, daß ihre katholische Tochter für sie beten wollte. Selbst bei Moliere kann man kaum etwas Komisches finden. Und das Doppelkinn und die rothe Nase; Alles das Verschulden dieser gräßlichen Papisten. Aber, Lieber Freund! Sie nehmen die Sache noch immer ernsthaft! Wie wünsche ich, daß Sie meinen Sinn für das Belustigende hätten! Wann soll ich wiederkommen und Ihnen erzählen, wie dem Erzbischof die Geschichte von der Mutter der Nonne gefallen hat?«

Er reichte Romayne die Hand mit unwiderstehlicher Herzlichkeit. Romayne ergriff dieselbe dankbar, noch immer darauf bedacht, ihm Genugthuung zu geben.

»Erlauben Sie, daß ich mir die Ehre gebe, Ihnen meinen Besuch zu machen,« sagte er. »Ich bin heute nicht mehr in der Verfassung, um mich, nachdem was vorgefallen ist, offen gegen Sie auszusprechen. In ein oder zwei Tagen —«

»Sagen Sie übermorgen,« schlug Vater Benwell freundlich vor. »Wollen Sie mir eine Gunst erweisen, so nehmen Sie bei mir in meiner Wohnung mit einem einfachen Mahle vorlieb. Ist es Ihnen recht, um sechs Uhr? Ich kann Ihnen ein ausgezeichnetes Glas Bordeaux vorsetzen, ein Geschenk von einem unserer Gläubigen. Wollen Sie? Das ist Recht! Versprechen Sie mir aber, nicht mehr an die kleine häusliche Szene zu denken. Erleichtern Sie Ihr Gemüth! Thun Sie einen Blick in Wisemanns Buch: »Erinnerungen an die Päpste.« Leben Sie wohl, der Herr segne Sie!

Der Diener, welcher Vater Benwell die Hausthür öffnete, war angenehm überrascht von der Heiterkeit des Papisten.

»Er ist gar kein so schlimmer Bursche,« sagte der Mann zu seinen Kameraden »Er gab mir eine halbe Krone und ging ein Liedchen summend hinaus.«





## 8. Kapitel. *Vater Benwell's Korrespondenz.*

### I.

*An den Sekretär der Gesellschaft Jesu in Rom.*

»Ich zeige Ihnen hiermit den Empfang des Briefes an, in welchem Sie mich benachrichtigen, daß die ehrwürdigen Väter besorgt und entmuthigt sind, weil sie seit mehr denn sechs Wochen nichts von mir gehört haben.

»Ich bedaure dies unendlich, mehr aber noch bedaure ich, zu hören, daß die ehrwürdigen Brüder es bereuen, ihre Zustimmung zu dem Versuche gegeben zu haben, die Kirche wieder in Besitz von Vange Abbey zu bringen. Erlauben Sie mir, bescheiden einzuwenden, daß die Umstände jene Absicht rechtfertigen. Ein freies Besitzthum in den Händen eines Mannes, dessen Gemüth zur Schwärmerie neigt, der keine nahen Verwandte hat, welche ihn beeinflussen könnten, ist jedenfalls ein Besitzthum, welches in andere Hände übergehen kann, wenn der günstige Fall eintritt, daß jener Mann zum katholischen Glauben bekehrt wird. Man kann dagegen zwar einwenden, daß jener Mann bis jetzt noch nicht bekehrt ist, auch daß er verheirathet und möglicherweise einen Erben für seine Besitzung bekommen kann. Geben Sie mir nur noch eine Woche Zeit und ich werde den ersten dieser Einwürfe beseitigt haben. Jedoch, ich beuge mich einer höheren Einsicht und füge weiter kein Wort zu meiner Vertheidigung hinzu.

---

## II.

Die Woche Frist, welche man mir gewährt, ist verstrichen. Ich schreibe in Demuth. Gleichzeitig habe ich aber etwas zu meinen Gunsten zu berichten.

Gestern ist Mr. Lewis Romayne von Vange Abbey in den Schoß der heiligen katholischen Kirche aufgenommen worden. Ich lege einen genauen Zeitungsbericht bei, welcher die Feier seines Uebertritts beschreibt.

Bitte, mich freundlichst per Telegraph benachrichtigen zu wollen, ob die ehrwürdigen Väter wünschen, daß ich weiter wirke, oder nicht.

## Ende des Vierten Buches.





## Fünftes Buch.

### 1. Kapitel.

*Mrs. Eyrecourt's Entdeckung.*



as Laub der Bäume in den Gärten von Then Acres Lodge war abgefallen und das Geheul des Windes verkündete die Ankunft des Winters.

Eine dumpfe Stille waltete im Hause vor. Romayne war fast beständig abwesend, in London, um seine religiösen Uebungen unter Vater Benwell's Leitung obzuliegen. Die Unordnung in den Büchern und Manuskripten in seinem Arbeitszimmer war verschwunden. Eine widerwärtige strenge Ordnung herrschte in dem nicht daran gewöhnten Zimmer. Einige von Romayne's Schriften waren verbrannt worden, andere waren in Schiebladen und Wandschränken eingeschlossen; die Geschichte über die Entstehung der Religionen hatte ihren traurigen Platz bei den aufgegebenen literarischen Unternehmungen der Zeit gefunden. Mrs. Eyrecourt besuchte, nachdem eine oberflächliche Versöhnung zwischen ihr und Romayne stattgefunden hatte, Stella dann und wann, betrachtete aber diese Besuche wie ein mütterliches Opfer. Sie gähnte unaufhörlich, las unzählige Romane und korrespondierte mit ihren Freunden. An den langen, einsamen Abenden bedauerte die sonst so lebenslustige Frau, daß sie nicht als Mann geboren, um sich der drei männlichen Trostquellen, dem Rauchen, dem Trinken und dem Fluchen, ergeben zu können. Es war ein trübseliges Dasein und nichts schien anzudeuten, daß es durch glücklichere Einflüsse eine Aenderung erfahren würde. So dankbar Stella ihrer Mutter auch war, vermochte sie dennoch nichts zu bewegen, Then Acres Lodge zu verlassen und sich in London zu vergnügen. Mrs. Eyrecourt sagte mit melancholischer Wahrheit:

»Mein Kind hat alle Elastizität verloren.«

An einem trüben, feuchten Morgen saßen Mutter und Tochter am Kamin, einem langen, langweiligen Tage entgegen sehend.

»Wo ist denn Dein ewig abwesender Gatte?« fragte Mrs. Eyrecourt, von ihrem Buche aufsehend.

»Lewis ist in der Stadt!« erwiederte Stella eintönig.

»In Gesellschaft von Judas Ischariot?«

»Meinst Du Vater Benwell?«

»Nenne seinen Namen nicht, meine Liebe. Ich habe ihn umgetauft, um es zu vermeiden. Selbst sein Name demüthigt mich. Wie hat dieser elende Heuchler mich nicht trotz meiner Weltkenntnis getäuscht! Ex war so freundlich und angenehm, ein so tröstlicher Gegensatz bei allen Gelegenheiten zu Dir und Deinem Manne, daß ich aller Gründe vergaß, die dafür sprachen, ihm nicht zu trauen. Ach, wir armen Frauen sind, unter uns gesagt, recht schwache Geschöpfe! Wenn ein Mann gute Manieren hat und

angenehm zu reden weiß, wie viele von uns können ihm dann widerstehen? Selbst Romayne verblendete mich, noch dazu unterstützt von einem glänzenden Vermögen, welch' letzterer Umstand einigermaßen als Entschädigung für meine Thorheit gelten kann. Es bleibt Dir nichts weiter übrig, Stella, als ihn bei guter Laune zu erhalten. Mache es, wie jener verabscheuwürdige Priester, benutze Deine Schönheit, von der freilich nicht mehr viel vorhanden ist, um das Uebergewicht zu erlangen. Hast Du irgend eine Ahnung, wann der Neubekehrte zurückkommen wird? Ich hörte gestern, wie er für sich Fische zum Diner bestellte, weil es Freitag war. Bist Du zum Nachtisch zu ihm gegangen, nachdem Du Dich auf profane Weise mit Fleisch genährt hast? Was sagte er?«

»Was er schon öfter wie einmal wiederholt hat, Mama. Dank Vater Benwell kehre sein Seelenfriede wieder. Er war freundlich und sanft, aber er sah aus, als lebte er in einer von der meinigen ganz verschiedenen Welt. Er sagte mir, daß er beabsichtige, eine Woche in der »Retraite,« wie er es nannte, zuzubringen. Ich habe ihn nicht gefragt, was das sei, aber ich glaube, er befindet sich jetzt dort.«

»Erinnerst Du Dich noch, meine Liebe, daß Deine Schwester auf dieselbe Weise begann? Sie auch ging in die Retraite. Nächstens wird Romayne auch mit einer rothen Nase und einem Doppelkinn uns anbieten, für uns beten zu wollen! Entsinnt Du Dich noch meiner ehemaligen französischen Kammerjungfer, Stella, die ich fortschicken mußte, weil, wenn sie böse war, sie wie eine Katze spuckte? Ich glaube, ich bin zu hart gegen das arme Geschöpf gewesen, denn wenn ich von Romayne und seiner Retraite höre, fühle ich mich auch versucht, zu spucken wie sie. So! jetzt wollen wir weiter lesen. Nimm Du den ersten Band, ich bin damit fertig.«

»Was ist es für ein Buch, Mama?«

»Ein sehr hervorragendes Werk, bei dem jetzigen Stande der leichten Literatur in England; ein Roman, der wirklich eine Geschichte erzählt. Lies das Buch, es hat nebenbei noch das andere außerordentliche Verdienst, daß es nicht von einer Frau geschrieben ist.«

Stella nahm gehorsam das Buch, blätterte darin und ließ es endlich ermüdet auf ihren Schoß sinken.

»Ich kann nicht lesen,« sagte sie. »Andere Gedanken beschäftigen mich zu ausschließlich.«

»Denkst Du an Romayne?« fragte die Mutter.

»Nein. Wenn ich jetzt an meinen Mann denke, so wünsche ich fast, ich besäße sein Vertrauen in Priester und Retraiten. Ich trage das feste Bewußtsein in mir, daß meine schlimmsten Prüfungen mir noch bevorstehen. Ich erinnere mich nicht, in jüngeren Jahren von Vorgefühlen gepeinigt worden zu sein. Habe ich Dir jemals vorher von Ahnungen gesprochen?«

»Wenn Du etwas derartiges gethan hättest, meine Liebe, würde ich einfach gesagt haben, Stella, Deine Leber ist angegriffen und ich die Hausapotheke geöffnet. Heute über sage ich nur, laß den Wagen vorfahren und komm mit mir zu einem Morgenconcerte. Danach wollen wir in einem Restaurant speisen und den Abend im Theater beschließen.«

Aber dieser charakteristische Vorschlag fand keinen Anklang bei Stella, die gänzlich von dem Zuge ihrer eigenen Gedanken eingenommen war. »Ich wollte, ich hätte es Lewis gesagt,« sagte sie zerstreut vor sich hin.

»Was wolltest Du ihm gesagt haben, mein Kind?«

»Das, was mir mit Winterfield begegnet ist.«

Mrs. Eyrecourt sah sie mit starrem Staunen an.

»Bist Du wirklich einfältig genug, zu glauben, Stella, daß ein Mann von Romayne's Charakter Dich zu seiner Frau gemacht hätte, wenn Du ihn mit

der Brüsseler Heirathsgeschichte bekannt gemacht hättest?«

»Warum nicht?«

»Warum nicht! Würde Romayne, würde irgend ein anderer Mann glauben, daß Du wirklich Winterfield an der Kirchenthür verlassen hast? In Anbetracht, daß Du eine verheirathete Frau bist, ist Deine Unschuld wahrhaft phänomenal! Es ist gut, daß klügere Leute, wie Du, Dein Geheimnis bewahrten.«

»Sprich nicht allzu sicher davon, Mama. Lewis könnte es doch erfahren.«

»Gehört das auch zu Deinen Vorahnungen?«

»Ja.«

»Und wie sollte er es erfahren, wenn ich fragen darf?«

»Ich fürchte durch Vater Benwell. Ja, ja! Ich weiß, Du hälst ihn nur für einen kriechenden, alten Scheinheiligen. Du fürchtest ihn nicht, wie ich es thue. Nichts kann mich davon überzeugen, daß nur der Eifer für seinen Glauben das einzige Motiv ist, welches jenen Mann dazu treibt, eine so lebhafte Theilnahme für Romayne an den Tag zu legen. Er hegt irgend einen entsetzlichen Plan und seine Augen sagen mir, daß auch ich darin mit einbegriffen bin.«

Mrs. Eyrecourt brach in ein Gelächter aus,

»Was ist dabei zu lachen?« fragte Stella.

»Ich sage Dir, meine Liebe, man könnte sich fast über Deine geringe Weltkenntnis ärgern! Wenn Dir in dem Benehmen eines Geistlichen je etwas Räthselhaftes erscheint, so kannst Du sicher sein, daß das Motiv dazu Geld ist. Wäre Romayne ein Baptist oder ein Methodist geworden, der ehrwürdige Herr, welcher die Sorge für sein geistiges Wohl übernommen hätte, würde nicht vergessen haben, wie Du Gänscchen es vergessen hast, daß sein Konvertit ein reicher Mann sei. Er würde an die Kirche, oder an die Mission oder an die Kleinkinderbewahranstalt gedacht haben, welche der Unterstützung bedürftig und in ebenso wenig böser Absicht, wie ich dabei habe, indem ich jetzt das Feuer schüre, würde er damit geendet haben, eine Subscriptionsliste hervorzu ziehen und sich in den fünf kleinen Worten verrathen haben: »Bitte um einen kleinen Beitrag.« Hast Du sonst noch eine bange Ahnung, mein Kind, über welche Du die aufrichtige Meinung Deiner Mutter zu hören wünschest!«

Stella nahm ihr Buch wieder auf.

»Du magst wohl Recht haben,« sagte sie. »Wir wollen unseren Roman weiter lesen.«

Aber noch ehe sie die erste Seite zu Ende gelesen, waren ihre Gedanken schon wieder weit entfernt von dem Inhalte des Buches. Sie dachte an jene andere bange Ahnung, nach welcher ihre Mutter spöttisch gefragt. Die unbestimmte Furcht, welche sie befallen, als sie zufällig den französischen Knaben bei ihrem Besuche in Camp Hill berührt hatte, bemächtigte sich ihrer von Zeit zu Zeit wieder. Selbst sein Tod hatte sie nicht von dieser Einbildung befreien können, welche ihn immer mit einem unbestimmten, unheilvollen Einfluß in Verbindung brachte, der sie bedrohte. Ein solches abergläubisches Vorgefühl war ihr bisher eine unbekannte Schwäche gewesen, sie schämte sich derselben, konnte sie aber dennoch nicht überwinden. Sie legte das Buch verstimmt bei Seite und trat an das Fenster.

Fast in demselben Augenblick störte Mrs. Eyrecourts Kammerjungfer ihre Herrin im Lesen des zweiten Theiles des Romaynes, indem sie mit einem Briefe in der Hand eintrat.

»Für mich?« fragte Stella, sich umsehend.

»Nein, Madame, für Mrs. Eyrecourt!«

Der Brief war von einem Diener der Lady Loring abgegeben worden und augenscheinlich hatte er der Kammerjungfer besondere

Verhaltungsmaßregeln gegeben, denn sie legte den Finger auf die Lippen, als sie denselben ihrer Herrin überreichte.

Lady Loring schrieb Folgendes:

*»Sollte Stella zugegen sein, wenn Sie dieses Schreiben erhalten, so verrathen Sie ihr unter keiner Bedingung, daß ich es bin, die an Sie geschrieben. Die Aermste hat stets ein unüberwindliches Mißtrauen gegen Vater Benwell gehabt und, unter uns gesagt, scheint es mir, als sei sie nicht ganz so thöricht gewesen, wie ich glaubte. Der Pater hat uns ganz unverhofft verlassen, unter einem wohl annehmbaren Vorwande, der auch Lord Loring vollständig befriedigte, aber mir keineswegs genügend erscheint. Nicht meinem wunderbaren Scharfsinn habe ich dieses zuzuschreiben, sondern es ist in Folge einer Mittheilung, welche mir soeben im Laufe des Gespräches von einem uns befreundeten Katholiken gemacht wurde. Dieser Mittheilung nach entpuppte sich Vater Benwell als Jesuit und, was noch mehr ist, als eines der Häupter des Ordens; daß er seinen Rang verheimlichte, als er bei uns war, muß eine unbedingte Notwendigkeit gewesen sein. Er muß sehr gewichtige Gründe gehabt haben, um eine Stellung in unserem Hause anzunehmen, die so tief unter seinem Range war. Ich habe zwar nicht die geringste Veranlassung, diese erstaunenswürdige Entdeckung mit Stella's Verdacht in Verbindung bringen zu wollen, und dennoch fühle ich etwas in meinem Innern, das mich dazu treibt, hören zu wollen, was Stella's Mutter darüber denkt. Kommen Sie sobald wie möglich zu mir, damit wir die Sache mit einander besprechen können.«*

Mrs. Eyrecourt steckte, ruhig vor sich hinlächelnd, den Brief in ihre Tasche.

»Dieselbe unfehlbare Erklärung, welche sie ihrer Tochter für das Benehmen Vater Benwell's gegeben, auch auf Lady Loring's Brief anwendend, stand Mrs. Eyrecourt keinen Augenblick an, des Priesters geheimnisvolles Betragen gegen Lady Loring einem ähnlichen Motiv zuzuschreiben. Lord Loring's Check, auf eine so hohe Summe lautend, in Vater Benwell's Tasche, daß der Lord es nicht wagte, es seiner Gattin einzustehen, das war die Lösung des Räthsels! Sollte sie Lady Loring ebenso aufklären, wie sie Stella bereits aufgeklärt hatte, über des Priesters Betragen? Mrs. Eyrecourt entschied sich dafür, dies zu unterlassen. Als Glieder der römisch-katholischen Kirche und als alte Freunde Romayne's hatte dessen Uebertritt Lord Loring und Lady Loring mit inniger Freude erfüllt. Aber als ebenso alte Freunde seiner Gattin fühlten sie sich verpflichtet, ihre Freude nicht zu offen zur Schau zu tragen. Voraussehend, daß jedes Gespräch über Vater Benwell's Beweggründe zu einer Berührung von Romayne's Bekehrung führen müsse, beschloß Mrs. Eyrecourt vorsichtig, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Infolge dieses Beschlusses blieb Stella gänzlich unvorbereitet für die Katastrophe, die ihrer wartete.

»Nun, meine Liebe, das Wetter klärt sich auf,« sagte Mrs. Eyrecourt, zu Stella an das Fenster tretend. »Sollten wir nicht vor dem zweiten Frühstück eine Ausfahrt machen?«

»Wenn es Dir angenehm ist, Mama?«

Bei diesen Worten wandte sie sich nach ihrer Mutter um. Das Licht des sich wieder aufklärenden Himmels, zugleich sanft und hell, beleuchtete voll ihre ganze Gestalt. Mrs. Eyrecourt sah sie an und wurde plötzlich ernst. Mit forschenden aufmerksamen Blicken betrachtete sie ihre Tochter.

»Siebst Du irgend eine auffallende Veränderung an mir?« fragte Stella mit mattem Lächeln.

Statt aller Antwort schlang Mrs. Eyrecourt ihren Arm um Stella mit einer liebevollen Zärtlichkeit, die ganz im Gegensatze zu ihrem sonstigen Benehmen stand. Mit innigem Ausdrucke ruhten die Blicke der so weltlich

gesinnten Mutter auf dem Gesichte ihrer Tochter.

»Stella!« sagte sie sanft, hielt aber inne, zum ersten Male in ihrem Leben versagten ihr die Worte.

Nach einer Pause begann sie wieder: »Ja, ich bemerke eine Veränderung an Dir,« flüsterte sie, »eine erfreuliche Veränderung. Weißt Du, was dieselbe mir verkündet?«

Stella errötete freudig, bald aber schwand die Farbe wieder aus ihren Wangen und schweigend lehnte sie den Kopf an den Busen der Mutter, Weltlich, leichtsinnig und selbstsüchtig wie Mrs. Eyrecourt war, war sie dennoch ein echtes Weib.

»Mein armer Liebling,« sagte sie. »Hast Du Romayne schon die Kunde mitgetheilt?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Er ist jetzt gleichgültig gegen Alles, was ich ihm sagen mag.«

»Unsinn, Stella! Durch ein einziges Wort kannst Du ihn Dir wiedergewinnen — und Du zögerst, das Wort auszusprechen? Ich werde es ihm sagen!«

Heftig entwand sich Stella dem liebkosenden Arm der Mutter.

»Wenn Du das thätest,« rief sie aus, »so könnte ich Dir nicht in Worten ausdrücken, wie rücksichtslos und grausam ich dies von Dir finden würde. Versprich es mir, gib mir Dein Wort darauf, daß Du es mir überlassen willst!«

»Wirst Du es ihm sagen, wenn ich es Dir überlasse?«

»Ja, wenn ich es für Zeit halte. — Versprich!«

»Still! still! Rege Dich nicht auf, mein Herz. Gib mir einen Kuß. Ich muß gestehen, daß auch ich sehr bewegt bin!« rief sie aus, in ihre alte Weise wieder verfallend. »Welch' ein Stoß für meine Eitelkeit, Stella; die Aussicht, Großmutter zu werden! Ich muß wahrhaftig nach Mathilde klingeln und einige Tropfen rothen Lawendel nehmen. Folge meinem Rathe, meine Liebe, und wir werden den Priester schon aus dem Hause schaffen. Wenn Romayne von seiner lächerlichen Retraite zurückkommt, nach seinen Fasten, seinen Geißelungen und der Himmel weiß, was noch außerdem, dann bringe Du ihn wieder zur Vernunft, dann ist es Zeit, es ihm zu sagen. Willst Du darüber nachdenken?«

»Ja, ich werde es mir überlegen.«

»Und noch eins, ehe Mathilde kommt. Bedenke, wie ungeheuer wichtig die Geburt eines männlichen Erben für Vange Abbey ist. Bei dieser Gelegenheit magst Du immerhin ohne Gewissensbisse aus der Unwissenheit der Männer Vortheil ziehen und Romayne versichern, daß Du gewiß seiest, es werde ein Knabe sein.«





## 2. Kapitel.

### *Die Saat ist gesäet.*

In einem der entferntesten Viertel einer der westlichen Vorstädten London's, stand inmitten eines wohlgepflegten, von hohen Mauern umgebenen Gartens, das Haus »die Retraite« genannt. Außer dem großen vergoldeten Kreuze auf dem Dache der Kapelle verrieth kein äußeres Zeichen den frommen Zweck, welchem die katholische Priesterschaft, unter Beistand der Freigebigkeit der »Gläubigen«, das Gebäude geweiht hatte.

Aber der Bekehrte, welcher des Vorrechtes theilhaftig wurde, seine Schwelle zu überschreiten, ließ das protestantische England hinter sich und fand sich in einer neuen Welt. Im Innern der Retraite nahm ihn die Kirche unter ihre mütterliche Obhut, umgab ihn mit klösterlicher Einfachheit in seinem sauberen Schlafkämmerlein und blendete ihn durch den Pomp des Gottesdienstes, wenn seine religiösen Pflichten ihn in die Kapelle riefen. Der vollendete Geschmack, den man so selten in der modernen Ausschmückung der Kirchen und Klöster des Südens findet, entfaltete sich hier, dem Dienste der Religion gewidmet, in jedem Theile des Hauses. Die strengste Disziplin verlor in der Retraite ihr finsternes und abschreckendes Aussehen. Die Bewohner derselben fasteten vor blendend weißen Tafeltüchern und handhabten Messer und Gabeln, die demüthigen Diener des halbbefriedigten Magens, deren Glanz kein Flecken verunzierte. Büßende, welche die Stufen des Altars küssen, wie die Orientalen sagen, essen keinen Koth. Freunde, freigebige Freunde, denen es an gewissen Tagen erlaubt war, die Bewohner des Hauses zu besuchen, sahen in dem Empfangszimmer Gemälde, welche wahre Kunstwerke waren und traten auf Teppichen von gesuchter Einfachheit, welche fromme Embleme zeigten, die, was Farbe und Ausführung anbetraf, über jeden Tadel erhaben waren. Die Retraite hatte ihren eigenen artesischen Brunnen, kein unreiner Tropfen durfte die Lippen der Büßer beflecken. Ein schwacher Weihrauchduft war in den Gängen verbreitet. Das tiefe, geheimnisvolle Schweigen, welches überall herrschte, wurde noch fühlbarer gemacht durch den gedämpften Schall leiser Schritte auf dem teppichbedeckten Fußboden und das behutsame Oeffnen und Schließen von Thüren. Kein Thier war im Hause geduldet, nicht einmal eine Katze in der Küche und doch machte dasselbe keinen schwermüthigen Eindruck. Ketzer von lebhafter Einbildungskunst hätten es wohl mit einem verzauberten Schlosse vergleichen können. Mit einem Worte, die katholische Kirche zeigte auch hier bis zur Vollendung ihre meisterhafte Kenntnis der Schwächen der menschlichen Natur und ihr unerschöpfliche Gewandtheit, die Mittel zum Zwecke anzuwenden.

An dem Morgen, wo Mrs. Eyrecourt und ihre Tochter in Then Acres Lodge jene denkwürdige Unterredung hatte, trat Vater Benwell in eines der für den Gebrauch der Priesterschaft bestimmten Gemächer der Retraite ein. Der ihn begleitende dienende Bruder, welcher demüthig an der Thür stehend, auf seine Befehle wartete, wurde abgeschickt, um einen der Insassen des Hauses, Namens Montleman zu rufen.

Vater Benwell's gewöhnlich so heiteren Züge trugen heute den Ausdruck ungeduldiger Erwartung. Mehr als ein Mal blickte er unruhig nach der Thür, ohne die neuesten religiösen Blätter zu beobachten, welche einladend auf

dem Tische vor ihm lagen.

Mr. Montleman, ein vielversprechender, neubekehrter, junger Mann erschien endlich. Das milde, unheimliche Feuer, das in seinen Augen brannte, seine eingefallenen Augen verriethen deutlich, daß er an jener geistigen Krankheit leide, welche mit religiösem Fanatismus beginnt und fast immer mit Wahnsinn endet. Die Art, wie er Vater Benwell begrüßte, war wahrhaft knechtisch. Er krümmte sich im Staube vor dem großen Jesuiten.

Vater Benwell schien die so offen an den Tag gelegten Zeichen seiner Demuth nicht zu beachten.

»Setzen Sie sich, mein Sohn!« sagte er.

Mr. Montleman sah aus, als zöge er es vor, auf die Knie zu sinken, indessen gehorchte er und nahm einen Stuhl.

»Sie waren einige Tage während der Erholungsstunden Mr. Romayne's Gesellschafter, nicht wahr? «

»Ja, Vater.«

»Scheint er seines Aufenthaltes in diesem Hause überdrüssig zu sein?«

»O, weit entfernt davon! Er ist durchdrungen von dem segensreichen Einflusse der Retraite, wir haben einige köstliche Stunden mit einander verlebt.«

»Haben Sie mir nichts besonderes zu berichten?«

Mr. Montleman kreuzte die Hände über die Brust und verbeugte sich tief. »Ich habe nur von mir zu berichten, Vater, daß ich mich der Sünde der Voraussetzung schuldig gemacht habe. Ich setzte voraus, daß Mr. Romayne, ebenso wie ich, unverheirathet sei.«

»Sagte ich Ihnen, daß er nicht verheirathet wäre?«

»Nein, Vater.«

»Dann haben Sie keine Sünde begangen. Sie beginnen nur einen unverzeihlichen Irrthum. Wie wurden Sie zu demselben verleitet?«

»Mr. Romayne sprach mit mir von einem Buche, welches Sie die Güte gehabt hatten, ihm zu schien. Besonders angehend hatte er darin die Denkwürdigkeiten des berühmten Engländer, Kardinal Axton, gefunden. Die Art, in welcher seine Eminenz stufenweise sich bis zu dem Range eines Fürsten der Kirche emporgeschwungen, hat in meinem Freunde ein neues Gefühl der Berufung erweckt. Er fragte mich, ob ich danach strebe in den heiligen Stand der Priesterschaft einverleibt zu werden. Ich sagte ihm, daß dies in der That der Fall sei und daß ich hoffe, würdig befunden zu werden, demselben anzugehören. Er schien tief ergriffen zu sein. Ich fragte ihn dann, ob er auch dieselbe Absicht hege. Er seufzte und sagte: »Ich habe keine solche Hoffnung, ich bin verheirathet. Sagen Sie mir, Vater, ich flehe Sie an, that im Unrecht?«

Vater Benwell überlegte einen Augenblick. »Sagte Mr. Romayne weiter nichts?« fragte er dann.

»Nein, Vater.«

»Versuchten Sie nicht auf diesen Gegenstand wieder zurück zu kommen?«:

»Ich glaubte, es sei das Beste, zu schweigen.«

Vater Benwell hielt ihm die Hand zum Kusse hin.

»Mein junger Freund, Sie haben nicht allein kein Unrecht gethan, sondern haben auch die lobenswertheste Vorsicht bewiesen. Ich will Sie nicht länger von Ihren Pflichten zurückhalten. Gehen Sie zu Mr. Romayne und sagen Sie ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche.«

Mr. Montleman sank auf die Knien und bat um seinen Segen. Vater Benwell erhob die zwei üblichen Finger und erteilte ihm denselben, worauf Mr. Montleman sich beglückt zurückzog.

Allein geblieben, schritt Vater Benwell rasch im Zimmer auf und ab. Der sorgenvolle Ausdruck seiner Züge war gewichen und eine ungewöhnliche Aufregung gab sich in seinem ganzen Wesen kund.

»Heute will ich den Versuch wagen,« sagte er mit sich selbst redend, dann blieb er stehen und blickte zweifelnd um sich.

»Nein, nicht hier,« entschied er, »es könnte so bald ruchbar werden. Es ist jedenfalls besser, wenn es in meiner Wohnung geschieht.«

Dann nahm er seine ruhige Haltung wieder an und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

Romayne öffnete die Thür.

Der doppelte Einfluß der Bekehrung und des Lebens in der Retraite hatte eine merkliche Veränderung in ihm hervorgerufen. Die frühere Heftigkeit und Reizbarkeit in seinem Wesen war verschwunden und hatte einer milden beschaulichen Ruhe, die sich in seinen Blicken spiegelte, Platz gemacht. Alle seine Sorgen und Qualen hatte er in die Hände der Priester übergeben. In seinen Bewegungen lag eine passive Gleichmäßigkeit und in seinem Lächeln sprach sich ein beseligender innerer Friede aus.

»Mein theurer Freund,« redete Vater Benwell ihn an, ihn herzlich die Hand schüttelnd. »Sie haben willig meinem Rathe gefolgt, indem Sie sich in dieses Haus begaben. Lassen Sie noch einmal von mir leiten, wenn ich Ihnen sage, daß Sie lange genug hier verweilt haben. Sie dürfen in Kürze wieder heimkehren, wenn Sie es wünschen. Zuvor habe ich Ihnen aber noch eine Mittheilung zu machen und ich bitte Sie deshalb, mir erst in meine Wohnung zu folgen.

Es gab eine Zeit, wo Romayne eine Erklärung darüber verlangt haben würde, weshalb er so plötzlich die Retraite verlassen solle. Aber jetzt unterwarf er sich geduldig den Anordnungen seines geistigen Führers. Vater Benwell machte den Vorstehern der Anstalt die nöthigen Mittheilungen und Romayne nahm von seinen Freunden in der Retraite Abschied. Der große Jesuit und der reiche Gutsbesitzer verließen den Ort mit wohlstanßdiger Demuth in einem bescheidenen Cap.





### 3. Kapitel.

#### *Die Frucht wird geerntet..*

Auf ihrem Wege nach Vater Benwell's Wohnung, plauderte dieser beharrlich nur von den Neuigkeiten des Tages, als ob seine Gedanken mit keinem anderen Gegenstande beschäftigt gewesen wären. Es war gewissermaßen seine Absicht, Romayne in peinlicher Ungewißheit zu erhalten, um dann später um so besser auf sein Gemüth einwirken zu können. Selbst als sie in seiner Wohnung angekommen waren, zögerte der Priester noch eine Weile, ehe er den Gegenstand berührte, über welchen er eigentlich beabsichtigte, mit Romayne zu sprechen.

»Sie pflegen in der Retraite sehr früh das Frühstück einzunehmen,« sagte er. »Was darf ich Ihnen anbieten?«

»Ich danke Ihnen, ich fühle wirklich zu genießen,« antwortete Romayne, nur mit Mühe seine Ungeduld über die unnütze Verzögerung beherrschend.

»Entschuldigen Sie, ich fürchte, daß unsere Unterredung ziemlich lang sein wird. Unsere leiblichen Bedürfnisse, Romayne, verzeihen Sie, daß ich mir die Freiheit nehme, das formelle Mr. wegzulassen, unsere körperlichen Bedürfnisse dürfen wir nicht vernachlässigen. Eine Flasche meines vorzüglichen Bordeaux und einige Bisquits werden keinem von uns etwas schaden.« Er klingelte und gab den nötigen Befehl. »Wieder ein recht feuchter Tag,« fuhr er munter fort. »Ich hoffe, Sie sind frei von rheumatischen Leiden, die ein Winteraufenthalt in England auferlegt? Ach, dies herrliche Land würde vollkommen sein, wenn es das entzückende Klima von Rom besäße!«

Der Wein und die Bisquits wurden hereingebracht. Vater Benwell füllte die Gläser und verbeugte sich höflich gegen seinen Gast.

»Davon gibt es nichts in der Retraite!« sagte er scherzend. »Ausgezeichnetes Wasser, wie man mir sagt, was freilich auch in seiner Art ein Genuss ist, besonders in London. Nun, lieber Romayne, muß ich mich zuerst bei Ihnen entschuldigen. Sie haben es ohne Zweifel etwas sonderbar gefunden, daß ich Sie so unvorbereiteter Weise aus der Retraite entführte.«

»Ich setzte voraus, daß Sie Ihre Gründe dafür hatten, Vater, und das genügte mir.«

»Ich danke Ihnen, Sie lassen mir Gerechtigkeit widerfahren, ich handelte nur mit Rücksicht auf ihr Wohl. Es gibt Männer von phlegmatischem Temperamente, auf welche die weise Eintönigkeit der Hausordnung in der Retraites einen heilsamen Einfluß ausübt, der, wenn er anhaltend verlängert wird, für dieselben äußerst ersprießlich ist. Sie aber gehören nicht zu jenen Männern, Verlängerte Abgeschiedenheit und Einförmigkeit sind sittlich und geistig schädlich für einen Mann von Ihrem feurigen Charakter. Ich enthielt mich zur Zeit, diese Gründe geltend zu machen aus Rücksicht für den vortrefflichen Leiter der Anstalt, welcher unverbrüchlich an die Vorzüglichkeit der Einrichtungen der Anstalt glaubt, welcher er vorsteht. Gut! Die Retraite hatte für Sie Alles gethan, was möglicherweise für Sie von Nutzen sein konnte. Wir müssen jetzt zunächst daran denken, wie wir jene geistige Regsamkeit, welche, wenn sie richtig entwickelt wird, eine Ihrer

schätzenswerthesten Eigenschaften ist, fördern. Zuerst lassen Sie mich Sie fragen, ob Sie einigermaßen Ihre Ruhe wiedererlangt haben?«

»Es ist mir, als sei ich ein anderer Mensch geworden, Vater Benwell.«

»Das ist schön! Und Ihr nervöses Leiden; ich frage nicht, worin es besteht, ich wünsche nur zu erfahren, ob Sie einige Linderung desselben verspüren?«

»Ich fühle mich unendlich erleichtert,« antwortete Romayne mit der Lebhaftigkeit früherer Tage. »Die gänzliche Veränderung in allen meinen Ansichten und Ueberzeugungen, die ich Ihnen zu verdanken habe —«

»Und dem guten Penrose,« fiel Vater Benwell ihm in die Rede mit jenem biederem Wesen, welches Niemand so gut anzunehmen wußte, wie er. »Wir dürfen Arthur nicht vergessen.«

»Ihn vergessen,?« wiederholte Romayne. »Nicht ein Tag vergeht, wo ich nicht an ihn denke. Es ist eine der segensreichsten Folgen, welche jene Veränderung in mir bewirkt hat, daß ich in meinem Herzen keine Bitterkeit mehr über die Trennung von ihm empfinde. Ich denke mit Bewunderung an Penrose, als eines Mannes, dessen glorreiches Dasein mit allen seinen Gefahren ich theilen möchte!«

Als er sprach leuchteten seine Augen mit ungewohntem Glanze und seine bleichen Wangen rötheten sich. Die alles verschlingende Macht der römischen Kirche hatte schon jene mitühlende Seite seines Charakters an sich gezogen, welche bei ihm die vorwaltendste war. Schon hatte seine Liebe zu Penrose, welche bis dahin ihren Ursprung in den Tugenden des Mannes hatte, sich in eine zärtliche Theilnahme für die Gefahren und die Vorzüge des Priesters verwandelt. Wahr und tiefblickend hatte sich damals der Arzt ausgesprochen, den er nach seiner Rückkehr aus Boulogne konsultierte, als er seine Meinung über Romayne's Zustand dahin abgab, daß neue, ihn gänzlich absorbierende Ereignisse, welche seinen Lebensanschauungen eine durchaus veränderte Richtung geben, seine vollständige Wiederherstellung herbeiführen können. Jene Ereignisse waren endlich eingetreten, und was die liebende Hingebung des Weibes nicht vermochte, das war der List und Beharrlichkeit des Priesters gelungen.

Viele Andere an Vater Benwell's Stelle würden au Romayne's momentaner Aufwallung zur Förderung ihrer Absichten Nutzen zu ziehen gesucht haben, aber der große Jesuit blieb seinem Grundsätze getreu, sich nie zu über eilen.

»Nein,« sagte er, »für Sie paßt das Leben unseres theuren Freundes nicht. Der Dienst, zu welchem die Kirche Penrose verwendet, ist kein geeigneter Dienst für Sie. Sie haben andere Ansprüche an uns.«

Romayne sah seinen geistlichen Rathgeber mit gänzlich verändertem Ausdrucke an, die alte bitt're Ironie sprach sich wieder in seinen Zügen aus.

»Haben Sie vergessen, Vater Benwell, daß ich ein Laie und verheirathet bin?« fragte er. »Welche Ansprüche könnte ich haben, außer den allgemeinen Ansprüchen, welche alle gläubigen Glieder der Kirche an die religiösen Handlungen der Priesterschaft haben?«

Er hielt einen Augenblick inne, fuhr aber dann sogleich in dem Tone eines Mannes fort, dem sich plötzlich eine neue Idee geoffenbart hat. »Ja! Ich habe vielleicht ein besonderes Anrecht, das Recht, zu verlangen, meine Pflicht erfüllen zu dürfen.«

»Inwiefern, Romayne?«

»Sie können es wohl nicht errathen? Ich bin ein reicher Mann; ich habe Geld, welches unbenutzt in der Bank liegt. Es ist meine Pflicht und mein Vorrecht, das Geld den Bedürfnissen der Kirche zu weihen. Und, indem ich Sie reden höre, muß ich gestehen, daß ich nicht wenig überrascht davon bin, daß Sie dieses Gegenstandes gar nicht erwähnen. Sie haben mir niemals auch nur die kleinste Andeutung gegeben, auf welche Weise ich mein Geld zu guten und edlen Zwecken verwenden könnte. War es vielleicht Vergeßlichkeit von Ihrer Seite?«

Vater Benwell schüttelte den Kopf. »Nein,« erwiderte er, »das kann ich mit Wahrheit nicht behaupten.«

»Dann hatten Sie einen Grund für Ihr Stillschweigen?«

»Ja.«

»Darf ich denselben erfahren?«

Vater Benwell stand auf und trat an den Kamin. Nun gibt es verschiedene Arten aufzustehen und nach dem Kamin zu gehen, durch welche man das äußerlich andeuten kann, was uns dazu bewegt. Wir mögen frieren und das Bedürfnis fühlen, uns zu wärmen. Oder wir mögen Unruhe empfinden und einer Entschuldigung bedürfen, unseren Platz zu wechseln. Oder wir können uns auch in einer bescheidenen Verlegenheit befinden, und den Wunsch hegen, dieselbe zu verbergen. Vater Benwell war vom Kopfe bis zum Fuße das Bild bescheidener Verlegenheit und höflicher Befangenheit.

»Mein theurer Freund,« sagte er, »ich fürchte, Ihr Zartgefühl zu verletzen.«

Romayne war eint aufrichtiger Konvertit, aber es waren in ihm dennoch einige Empfindungen zurückgeblieben, welche sich gegen eine auf diese Weise ausgesprochene Rücksicht auflehnte, selbst wenn es auch von Seiten eines Mannes geschah, den er so bewunderte und verehrte, wie Vater Benwell.

»Sie können meine Gefühle nur dann verletzen,« sagte er in etwas gereiztem Tone, »wenn Sie sich nicht deutlich gegen mich aussprechen.«

»Ich will offen mit Ihnen reden,« entgegnete Vater Benwell. »Die Kirche, welche mich, ihren unwürdigen Diener, dazu ausersehen hat, ihr Dolmetscher zu sein, fühlt eine gewisse Befangenheit, Ihnen gegenüber den Geldpunkt zu berühren.«

»Warum?«

Vater Benwell antwortete nicht sogleich, sondern trat an sein Schreibpult, öffnete eine Schublade und nahm aus dieser ein Mahagonikästchen. Sein sonst so ungezwungenes Wesen war verschwunden und in würdevoller, selbstbewußter Haltung stand er vor Romayne. Der Priester trat jetzt an die Stelle des Mannes.

»Die Kirche, Mr. Romayne, trägt Bedenken, als eine wohlwollende Beisteuer Geld anzunehmen, welches von einem ihr zustehenden Besitzthume herstammt, das ihr willkürlich entrissen und in die Hände eines Laien übergegangen ist.« »Nein!« rief er aus, Romayne unterbrechend, welcher augenblicklich die Anspielung auf Vange Abbey verstehend, etwas erwideren wollte. »Nein, hören Sie mich erst bis zu Ende an. Ich lege Ihnen auf ihren eigenen Wunsch den Thatbestand einfach vor; gleichzeitig bin ich aber auch gezwungen anzuerkennen, daß Jahrhundert, welche seitdem verflossen, vom Standpunkte des Gesetzes aus, den Raub sanktioniert haben; den einst Heinrich der Achte an der Kirche beging. Sie haben Vange Abbey nach allem Rechte von Ihren Vorfahren geerbt. Die Kirche ist nicht unverständlich genug, um ihre vom moralischen Standpunkt aus gegründeten Rechte gegen das Gesetz geltend zu machen; sie empfindet die Folgen jener Plünderung aber sie unterwirft sich denselben.«

Er schloß das flache Mahagonikästchen auf und die angenommene Würde ablegend, ließ er den Mann wieder an die Stelle des Priesters treten.

»Als der Herr von Vange,« sagte er, »ist es vielleicht für Sie von Interesse, eine kleine historische Merkwürdigkeit in Augenschein zu nehmen, welche wir aufbewahrt haben. Es sind die Besitz-Urkunden, liebster Romayne, auf Ihr jetziges Eigentum, welches seiner Zeit den Mönchen angehörte. Nehmen Sie noch ein Glas Wein?«

Romayne sah die Dokumente schweigend an und legte sie dann bei Seite, ohne sie gelesen zu haben.

Vater Benwell hatte seinen Stolz, sein Gerechtigkeitsgefühl und seine überschwängliche Neigung zur Großmuth angeregt. Er, der immer das Geld verachtet hatte, mit Ausnahme wenn es als ein Mittel zu guten und edlen Zwecken diente, er war im Besitz eines Eigentums, an das er vom moralischen Standpunkte aus keine Anrechte hatte, ohne selbst die schwache Entschuldigung zu haben, durch irgend welche Beziehung an den Ort gebunden zu sein.

»Ich hoffe nicht, daß ich Sie beleidigt habe!« sagte Vater Benwell.

»Sie haben mich vor mir selbst erröthen gemacht,« antwortete Romayne mit Wärme. »An dem Tage, wo ich den katholischen Glauben annahm, hätte ich mich an Vange erinnern sollen. Besser spät, wie niemals. Ich verweigere es, mich hinter das Gesetz zurückzuziehen — ich erkenne die moralischen Rechte der Kirche an. Ich werde sofort das Eigentum, welches ich so lange unrechtmäßig besessen, dem rechtmäßigen Eigentümer wieder erstatten,«

Vater Benwell ergriff beide Hände Romaynes und drückte sie inbrünstig.

»Ich bin stolz auf Sie!« sagte Vater Benwell. »Wir alle werden stolz auf Sie sein, wenn ich das, was jetzt zwischen uns vorgegangen nach Rom berichtet haben werde. Aber Romayne, dies darf nicht geschehen! Ich bewundere Sie, ich fühle mit Ihnen, aber ich lehne Ihr Anerbieten ab. Zum Frommen der Kirche sage ich es, ich muß Ihr Anerbieten zurückweisen!«

»Erlauben Sie, Vater Benwell! Sie kennen den Stand meiner Angelegenheiten nicht. Ich verdiene die Bewunderung nicht, welche Sie für mich an den Tag legen. Der Verlust von Vange wird mein Einkommen nur in geringem Grade schmälern. Ich habe von meiner Tante ein bedeutendes Vermögen geerbt und das Jahreseinkommen, welches ich aus demselben ziehe, übersteigt den Ertrag der Besitzung in Yorkshire bedeutend.

»Romayne, es darf nicht geschehen.«

»Verzeihen Sie mir, aber es muß sein. Auch ohne Vange besitze ich mehr baares Einkommen, wie ich verausgaben kann. Auch knüpfen sich für mich peinliche Erinnerungen an das Haus, welche mir den Aufenthalt dort für immer verleidet haben.«

Selbst diese Versicherung konnte Vater Benwell nicht zum Nachgeben bewegen. Er kreuzte die Arme über die Brust, stampfte leicht mit dem Fuße und sagte entschieden: »Nein! Sagen Sie in Ihrem Edelmuthe was Sie wollen, meine Antwort wird Nein bleiben.«

Das diente aber nur dazu Romayne noch mehr dazu anzureizen, auf seinen Willen zu bestehen.

»Die Besitzung ist mein unbeschränktes Eigentum,« sagte er, »Ich habe weder Kinder noch nahe Verwandte. Für meine Frau ist nach meinem Tode reichlich gesorgt, es wäre geradezu Eigensinn von Ihnen, auf Ihrer Weigerung bestehen zu wollen.«

»Es ist geradezu Pflicht, Romayne, Wenn ich Ihnen nachgäbe, würde ich den Klerus den niedrigsten Verdächtigungen aussetzen. Ich würde mir den wohlverdientesten Verweis zuziehen und die von Ihnen beabsichtigte Schenkungsurkunde würde sofort unbedenklich zerrissen werden. Wenn Sie mich wirklich lieb haben, so berühren Sie die Sache nicht weiter.«

Romayne war indessen nicht gesonnen, seinen einmal gefaßten Vorsatz aufzugeben.

»Gut,« sagte er. »Es gibt ein Schriftstück, welches Sie nicht zerreißen können. Sie können mich nicht daran hindern, ein anderes Testament zu machen. Ich werde Vange der Kirche vermachen und Sie zu einem der Testamentsvollstreckern ernennen. Dagegen werden Sie doch nichts einzuwenden haben.«

Selbst der strenge Vater Benwell war jetzt um einen Einwand verlegen und konnte weiter nichts thun, als wie mit schmerzlicher Ergebung Romayne zu bitten, den Gegenstand des Gespräches zu wechseln.

»Nichts mehr davon, liebster Romayne, Sie betrüben mich dadurch. Wovon sprachen wir doch, ehe dieses unangenehme Thema auftauchte?«

Er füllte die Gläser wieder, bot Romayne noch etwas Kuchen an und war wirklich sichtlich bewegt.

Romayne dem diese, bei Vater Benwell so ungewöhnliche Kundgebung seiner Gefühle nicht entging, begann schon zu bereuen, daß er seine Absichten nicht in schonenderer Weise seinem so zartfühlenden Freunde zu verstehen gegeben habe. Hätte er einen Blick in des Priesters Innere thun können, so würde er sich über seinen Mangel an Schonung nicht sehr beunruhigt haben.

Nur in Anbetracht seiner Absichten auf Vange hatte er Romayne eingeladen, ihn in seine Wohnung zu begleiten. Er hatte der Kirche den Sieg verschafft, ohne Rücksicht auf sich selbst zu nehmen; gleich Romayne lag ihm für seine Person nichts an Geld. Noch aber blieb ihm die Aufgabe übrig, den Sieg festzuhalten. Er hatte der Versuchung widerstanden, die Schenkungsurkunde Romayne's bei dessen Lebzeiten anzunehmen, denn so lange die Möglichkeit vorhanden war, daß demselben ein Erbe geboren werden könnte, konnte eine solche Schenkung leih zu einem öffentlichen Skandal führen, Andererseits war eine testamentarische Bestimmung, so lange kein Erbe vorhanden, ein Zeugnis für des Testators Hingabe für die Kirche, zu deren Gliedern er jetzt zählte. Aber selbst unter diesen günstigen Aussichten konnten, so wie die Sachen standen, widrige Zufälle eintreten, welche einen Widerruf des Testamentes herbeizuführen im Stande waren, wenn nicht irgend ein ernstes Hindernis einer jeden künftigen Sinnesänderung Romaynes in den Weg gelegt wurde.

Seit lange schon war Vater Benwell über die Wahl dieses Hindernisses mit sich einig. Die Erregung, welche er gezeigt, hatte ihren Ursprung in dem Bewußtsein der Gefahren, die ihm bei der Aufstellung dieses Hindernisses drohten. Durch schlaue Anregungen dazu war Romayne zur katholischen Kirche übergetreten und hatte sich verpflichtet, Vange der Kirche zurückzugeben. Und eben so schlau mußte er jetzt noch zu einem anderen Schritte getrieben werden, der so ernst und selbst so gewaltig in den Folgen war, welche er nach sich ziehen mußte, daß selbst die festen Nerven des Jesuiten bei den Aussichten, die sich vor ihm eröffneten, erschüttert wurden.

Romayne saß vor dem Kamin und blickte gedankenvoll in das Feuer, während Vater Benwell im Zimmer auf und abging. Endlich brach der Priester zuerst das Schweigen.

»Was wollte ich Ihnen eigentlich sagen?« begann er. »Ja doch, ich sprach von den künftigen Bestrebungen Ihres Lebens und der richtigen Anwendung Ihrer Fähigkeiten.«

»Sie sind sehr gütig Vater Benwell, der Gegenstand hat wenig Interesse für mich. Mein Lebensplan für die Zukunft liegt klar vor mir. Häusliche Zurückgezogenheit, veredelt durch Ausübung religiöser Pflichten.«

Bei dieser Antwort blieb Vater Benwell stehen und legte seine Hand freundlich auf Romaynes Schulter.

»Wir dürfen nicht zugeben, daß ein guter Katholik sich in seine Häuslichkeit zurückzieht, der zu Besserem befähigt ist,« sagte er. »Die Kirche erhebt Ansprüche an Sie. Ich habe niemals Jemand geschmeichelt, aber Ihnen sage ich in das Gesicht, was ich auch hinter Ihrem Rücken sage: Ein Mann von Ihrem strengen Gefühle für Ehre, Ihrem Verstande, Ihren glänzenden Aussichten, Ihrer anziegenden Persönlichkeit und Ihrem Einflusse ist kein Mann, dem wir erlauben könnten, ein nutzloses Leben zu führen. Sprechen Sie sich offen gegen mich aus, mein Freund, und auch ich

will mit gleicher Offenheit zu Ihnen reden. Ich will Ihnen mit gutem Beispiele vorangehen, indem ich Ihnen mit voller Gewißheit sage, daß eine beneidenswerthe Zukunft vor Ihnen liegt.«

Romaynes bleiche Wangen rötheten sich vor innerer Aufregung.

»Welche Zukunft?« fragte er eifrig. »Habe ich eine freie Wahl? Muß ich Sie daran erinnern, daß ein Mann, der ein Weib hat, nur allein an sich denken kann?«

»Nehmen wir an, daß Sie ein Mann wären, der kein Weib hat.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Romayne! Ich suche jene eingewurzelte Zurückhaltung zu überwinden, welche einen der Hauptfehler Ihres Charakters bildet. Wenn Sie sich nicht überwinden, mir jene geheimnisvollen Gedanken, jene unausgesprochene Reue, welche Sie keinem anderen Menschen anvertrauen, zu gestehen, müssen wir unsere jetzige Unterhaltung für beendigt ansehen. Sie haben eine Zuflucht im Schoße der römisch-katholischen Kirche gefunden. Fühlen Sie im Innersten Ihrer Seele kein Verlangen nach etwas Höheren, wie die Stellung, welche Sie jetzt einnehmen?«

Er hielt inne, die Röthe von Romayne's Wangen war gewichen, aber er schwieg.

»Sie befinden sich nicht im Beichtstuhle,« ermahnte ihn Vater Benwell mit der den Umständen angemessenen Bekümmernis in seinem Tone. »Sie stehen unter keiner Verpflichtung, mir zu antworten,«

Zögernd und mit leiser Stimme erwiederte Romayne: »Ich fürchte mich, Ihnen zu antworten.«

Diese anscheinend entmuthigende Antwort erfüllte Vater Benwell mir dem Bewußtsein des entschiedenen Erfolges, an dem er bis jetzt noch gezweifelt hatte.

»Vielleicht ist es mir nicht gelungen, mich Ihnen klar verständlich zu machen,« sagte er, »ich will versuchen, mich deutlicher auszusprechen. Sie bleiben nicht auf halbem Wege stehen; was Sie einmal glauben glauben Sie wahrhaft. Wenn etwas einmal Eindruck auf Ihr Gemüth gemacht hat so ist dieser Eindruck ein bleibender. Es ist deshalb eine nothwendige Folge Ihrer Bekehrung, daß Sie mit ganzer Seele den Glauben anhängen, den Sie jetzt bekennen, Habe ich Recht?«

»So weit mir bewußt, ja!«

Vater Benwell fuhr fort:

»Bedenken Sie das, was ich Ihnen eben gesagt habe und Sie werden verstehen, weshalb ich es für meine Pflicht halte, jene Frage an Sie zu richten, die Sie bis jetzt noch nicht beantwortet haben. Die haben im Schoße der katholischen Kirche jenen inneren Frieden gefunden, den Sie durch andere Mittel nicht zu erringen vermochten. Wenn ich mit einem gewöhnlichen Manne zu thun gehabt, hätte der Erfolg nicht glücklicher ausfallen können. Aber ich frage Sie, hat jener gesegnete Einfluß keine tiefere, edlere Wurzel in Ihrem Herzen gefaßt? Können Sie mit Ueberzeugung sagen: Ich bin zufrieden mit dem, was ich gewonnen habe, ich wünsche fortan nichts mehr?«

»Ich kann es nicht mit Wahrheit behaupten,« erwiederte Romayne.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo Vater Benwell deutlich sprechen konnte und seine Absicht nicht mehr hinter einer Wolke von Worten zu verbergen brauchte.

»Es ist noch nicht lange her,« sagte ex, »daß Sie von Penrose als von einem Manne sprachen, dessen Leiden theilen zu können Sie Verlangen trügen. Seine Sendung, die ihn einer Mission zu den Indianern beigesellt, eignet sich, wie sich Ihnen schon gesagt habe, nur für einen Mann von seinem besonderen Charakter und eigentümlicher Begabung. Aber der Drang,

welcher ihn in die geheimsten Reihen des Priestertums getrieben, ist in jedem Manne vorhanden, welcher das Gefühl der göttlichen Berufung in sich spürt, das Penrose zu einem der Unsrigen gemacht hat.

»Nein, Vater Benwell, es ist nicht so bei jedem Manne.«

»Ich sage, ja!«

»Diese Laufbahn steht mir nicht bevor.«

»Ich sage, Sie steht auch Ihnen offen. Und mehr noch. Ich fordere Sie auf, ich befehle Ihnen, alle menschlichen Bedenken und Muthlosigkeit aus Ihrem Gemüthe zu verbannen. Sie sind eines Mannes unwürdig, der in sich den Beruf um Priesterstande fühlt. Reichen Sie mir Ihre Hand, Romayne! Sagt Ihnen Ihr Gewissen nicht, daß Sie ein solcher Mann sind?«

Romayne war bis in das Tiefste seiner Seele bei dieser feierlichen Ansprache erschüttert und sprang auf.

»Ich kann die Hindernisse nicht beseitigen, die mich umgeben!« rief er leidenschaftlich aus. »Bei einem Manne in meiner Lage ist Ihr Rath nutzlos. Die Bande, die mich fesseln, reichen über die Sympathie eines Priesters hinaus.«

»Nichts steht den Neigungen eines Priesters entgegen.«

»Vater Benwell, ich bin verheirathet.«

Vater Benwell faltete die Arme über der Brust, sah Romayne mit unerschütterlicher Entschlossenheit gerade in das Gesicht — und führte den längst vorbereiteten Streich.

»Nehmen Sie all' Ihren Muth zusammen, Romayne,« sagte er streng. »Sie sind ebenso wenig verheirathet, wie ich.«

---



## 4. Kapitel. *Auf dem Wege nach Rom.*

Kein Ton war in dem Zimmer zu vernehmen. Romayne stand vor dem Priester und starrte ihn an.

»Haben Sie gehört, was ich sagte?« fragte Vater Benwell.

»Ja.«

»Und Sie sind davon überzeugt, daß ich im Ernste gesprochen?«

Romayne antwortete nicht, er wartete wie ein Mann, der mehr zu hören verlangte.

Vater Benwell war sich viel zu sehr der Wichtigkeit des Augenblickes bewußt, um vor der Verantwortlichkeit zurückzuweichen, die er übernommen hatte.

»Ich sehe, wie viel Schmerz ich Ihnen verursache,« sagte er, »aber um Ihretwillen muß ich Alles sagen, Romayne! Die Frau, die Sie geheirathet haben, ist das Weib eines Anderen. Fragen Sie mich nicht, woher ich es weiß, aber ich weiß es. Sie sollen die vollgültigen Beweise dafür haben, sobald Sie Ihre Fassung wieder gewonnen. Kommen Sie, ruhen Sie ein wenig in diesem Lehnstuhle aus.«

Er nahm Romaynes Arm, führte ihn zu dem Stuhle und ließ ihn etwas Wein trinken. Nach einer Weile erhob Romayne den Kopf mit einem schweren Seufzer.

»Die Frau, die ich geheirathet habe, ist das Weib eines Anderen,« wiederholte er die Worte langsam vor sich hin und blickte dann Vater Benwell an.

»Wer ist der Andere?« fragte er.

»Ich stellte Ihnen denselben vor, als ich noch eben so unwissend über jenen Umstand war, wie Sie,« antwortete der Priester. »Jener Andere ist Mr. Bernard Winterfield!«

Romayne erhob sich halb aus seinem Sessel, ein momentaner Zorn glänzte in seinen Augen, machte aber bald einem edleren Ausdrucke des Kummers und der Scham Platz. Er erinnerte sich Winterfield's Vorstellung bei Stella.

»Ihr Gattel!« sagte er, wieder mit sich selbst redend. »Und sie ließ mich ihn ihr vorstellen. Und sie behandelte ihn wie einen Fremden!« Er schwieg und dachte eine Weile nach. »Die Beweise, Herr, wenn ich bitten darf!« fuhr er plötzlich demüthig fort. »Ich verlange keine Einzelheiten zu erfahren, es genügt mir, positiv zu wissen, daß ich betrogen und entehrt bin.«

Vater Benwell schloß sein Schreibpult auf und legte zwei Schriftstücke vor Romayne hin, er that seine Pflicht mit ernster Gleichgültigkeit gegen alle kleinlichen Rücksichten. Die Zeit war noch nicht gekommen, um Theilnahme oder Bedauern auszudrücken.

»Das erste Schriftstück,« sagte er, »ist eine beglaubigte Abschrift aus dem Ehestandsregister über die Trauung von Miß Eyrecourt und Mr. Winterfield, welche durch den englischen Geistlichen in Brüssel vollzogen worden und bei welcher drei Zeugen zugegen waren. Sehen Sie sich deren Unterschriften an.«

Zuvörderst stand der Name der Mutter der Braut, dann folgten die Unterschriften von Lord und Lady Loring.

»Auch: Sie waren im Bunde, mich zu betrügen!« sagte Romayne, als er das Papier auf den Tisch legte.

»Ich erhielt dieses schriftliche Beweisstück,« fuhr Vater Benwell fort, »durch Vermittlung eines meiner ehrwürdigen Collegen, welcher in Brüssel wohnhaft ist. Ich will Ihnen seinen Namen und seine Adresse geben, wenn Sie etwa wünschen sollten, noch weitere Erkundigungen einzuziehen.«

»Durchaus unnötig. Was enthält denn das andere Schreiben?«

»Dies andere ist ein Auszug aus dem stenographischen Bericht, welcher aber in den öffentlichen Blättern unterdrückt wurde, über die Vorgänge an einem englischen Gerichtshofe, welchen ich auf mein Ansuchen durch meinen Rechtsanwalt in London erhielt.«

»Was geht mich derselbe an?« Diese Frage stellte Romayne in einem Tone leidender Ergebung, entschlossen, das schwerste moralische Märtyrerthum geduldig zu ertragen, das ihm auferlegt werden konnte.

»Ich will Ihnen Ihre Frage in zwei Worten beantworten,« versetzte Vater Benwell. »Um Miß Eyrecourt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich Ihnen auch die Entschuldigung ihrer Heirath mit Ihnen vorlegen.«

Romayne sah ihn in starrer Verwunderung an.

»Entschuldigung?« wiederholte er langsam.

»Ja, Entschuldigung! Die gerichtlichen Verhandlungen, deren ich erwähnte, erklärten Mrs. Eyrecourt's Heirath mit Mr. Winterfield nach dem englischen Gesetze für null und nichtig, aus dem Grunde, weil Mr. Winterfield zur Zeit noch mit einer anderen Frau verheirathet war. Suchen Sie mir zu folgen. Ich werde mich so kurz wie möglich fassen. Sie sind es sich selbst und Ihrem künftigen Berufe schuldig, diesen empörenden Fall von Anfang bis zu Ende zu hören und zu begreifen.«

Nach diesen einleitenden Worten erzählte er ihm die ganze Geschichte von Winterfield's erster Heirath. Er verhehlte ihm nichts, veränderte nichts daran und ließ Winterfield vollständig Gerechtigkeit werden, indem er seine Unschuld an dem Unheil klar darthat. Wenn die einfache Wahrheit seinen Zwecken diente, so gab es keinen Menschen, der Vater Benwell darin übertroffen hätte, alle Rücksichten hinten anzusetzen und sein unverhülltes Herz der sittlichen Bewunderung der Menschheit Preis zu geben.

»Sie waren gedemüthigt und ich war erstaunt,« setzte er hinzu, »als Winterfield seinen Umgang mit Ihnen aufgab. Jetzt wissen wir, daß er sich wie ein Ehrenmann benahm.«

Er wartete den Eindruck ab, welchen diese Enthüllung auf Romayne machen würde. Dieser war aber nicht in der Gemüthsverfassung, Winterfield Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sein Stolz war tödtlich verwundet, seine hohe Ehrliebe und sein Zartgefühl bäumten sich gegen den Schimpf, der ihm zugefügt worden.

»Und außerdem,« fuhr Vater Benwell fort, »dürfen Sie nicht vergessen, daß die gebrechliche menschliche Natur ein Recht auf Alles hat, was billiger Weise im Wege der Entschuldigung und Nachsicht gestattet ist. Miß Eyrecourt war natürlich von ihren Freunden berathen und hegte auch den sehr natürlichen Wunsch, Ihnen das, was in Brüssel geschehen, zu verheimlichen. Eine zartfühlende Frau, die sich in eine so schreckliche und entwürdigende Stellung versetzt sieht, darf nicht zu streng beurtheilt werden, selbst wenn sie unrecht handelt. Ich muß Ihnen dieses sagen und noch mehr. So weit ich alle Beteiligten kenne, hege ich nicht den leisen Zweifel, daß Miß Eyrecourt und Mr. Winterfield sich an der Kirchenthür trennten.«

Romayne antwortete durch einen so verächtlichen, ungläubigen Blick, daß der verhängnisvolle Rath, welchen Stellas welterfahrene Freunde ihr gegeben, ihm die Wahrheit zu verhehlen, vollständig gerechtfertigt war. Vater Benwell schwieg weislich. Es stellte die Sache vollständig unparteiisch dar, selbst sein bitterster Feind hätte dies nicht in Abrede stellen können.

Romayne ergriff das zweite Schriftstück, sah es an und warf es mit einem Ausdrucke des Ekels auf den Tisch.

»Sie sagten also soeben, daß ich mit der Gattin eines Anderen verheirathet bin,« wandte er sich an den Priester. »Und hier auf dem Tische liegt ein richterliches Erkenntnis, welches die Ehe zwischen Miß Eyrecourt und M. Winterfield für nichtig erklärt. Darf ich Sie um eine nähere Erklärung bitten?«

»Gewiß! Ich muß Sie zuerst darauf aufmerksam machen, daß Sie der Kirche in allen ihren Grundsätzen, Lehren und Einrichtungen, welche Sie Kraft ihrer göttlichen Autorität seit Jahrhunderten behauptet, Gehorsam schulden. Geben Sie das zu?«

»Ich gebe es zu.«

»Nun hören Sie mich. In unserer Kirche ist die Ehe mehr wie eine religiöse Verbindung, sie ist ein Sakrament. Wir erkennen kein menschliches Gesetz, welches dieses Sakrament aufheben könnte. Ich will Ihnen nur zwei Beispiele dafür anführen. Als der große Napoleon auf der höchsten Stufe der Macht stand, weigerte sich Pius der siebente, die Gültigkeit seiner Ehe mit Marie Louise anzuerkennen, so lange Josephine, die durch den französischen Senat von ihm geschieden, am Leben war. Auch gegenüber dem königlichen Heiratsacte sanktionierte die Kirche die Ehe des Königs Georg des Vierten mit Mrs. Fitzherbert und erklärte zu Ehren ihres Andenkens, daß sie allein rechtmäßige Gattin des Königs gewesen. Mit einem Wort, wenn die Ehe die wirkliche Ehe sein soll, so darf sie einzlig und allein durch die Kirche geheiligt und kann nur durch den Tod gelöst werden. Sie erinnern sich dessen, was ich Ihnen von Winterfield erzählt habe 7«

»Ja, seine erste Trauung fand auf dem Standesamte statt.«

»In einfachem Englisch, Romayne. Mr. Winterfield und die Kunstreiterin aus dem Circus sprachen einige Worte vor einem Laien in einer Amtsstube. Das ist nicht allein keine Trauung, sondern eine Lästerung des heiligen Ritus. Parlamentsacte, welche solche Handlungen bestätigen, sind Acte des Unglaubens. Die Kirche erklärt sie dafür, zum Schutze der Religion.

»Ich verstehe Sie,« versetzte Romayne. »Winterfields Hochzeit in Brüssel —«

»Welche die englischen Gesetze,« fiel ihm der Priester in die Rede, »für null und nichtig erklären, in Anbetracht jener Trauung auf dem Standesamte ist nichts weniger vor dem höheren Gesetz der Kirche gültig. Mr. Winterfield ist Miß Eyrecourts Gatte so lange sie beide leben. Ein ordinarierter Priester vollzog die heilige Handlung an einem geweihten Orte und auf diese Weise geschlossene protestantische Ehen werden auch von der katholischen Kirche für gültig anerkannt. Unter diesen Umständen war die Zeremonie, durch welche sie später mit Miß Eyrecourt verbunden wurden, obgleich weder Sie noch den Geistlichen, welcher die Trauung vollzog, ein Tadel treffen kann, weiter nichts wie ein Possenspiel. Brauche ich noch mehr zu sagen? — Soll ich Sie vielleicht für eine Weile allein lassen?«

»Nein! Ich weiß nicht, was mir einfallen könnte; ich weiß nicht, was ich zu thun versucht wäre, wenn Sie mich mir selbst überlassen würden.«

Vater Benwell zog einen Stuhl herbei und setzte sich neben Romayne.

»Es war mir eine schwere Pflicht, Sie zu betrüben und zu demüthigen!« sagte er. »Tragen Sie mir es nicht nach.« Er hielt ihm seine Hand hin.

Romayne nahm dieselbe fast mit einem Gefühle der Dankbarkeit.

»Glauben Sie, daß mein Rath Ihnen nützlich sein kann? fragte Vater Benwell.

»Wer könnte einem Manne in meiner Lage rathen?« entgegnete Romayne bitter.

Ich kann Sie wenigstens bitten, sich Zeit zu ruhiger Ueberlegung zu gönnen.«

»Zeit? Zeit gönnen? Sie sprechen, als sei meine Lage zu ertragen.«

»Alles läßt sich ertragen, Romayne!«

»Das mag Ihnen vielleicht so erscheinen, Vater Benwell. Legten Sie Ihre menschlichen Gefühle ab, als Sie die schwarze Robe des Priesters anzogen?«

»Ich legte jene menschlichen Schwachheiten ab, mein Sohn, welche die Frauen zu benutzen verstehen. Sie sprechen von Ihrer Lage, Ich will sie Ihnen vom schlimmsten Gesichtspunkte aus beleuchten.«

»Zu welchem Zwecke?«

»Um Ihnen genau zu zeigen, welches eigentlich Ihre Lage ist. Von dem Standpunkte des englischen Gesetzes aus ist Mrs. Romayne Ihre rechtmäßige Gattin. Aber nach den Grundsätzen, welche von der religiösen Gemeinschaft, der auch Sie jetzt angehören, heilig gehalten werden, ist sie nicht Mrs. Romayne, sondern Mrs. Winterfield, die mit Ihnen in ehebrecherischer Gemeinschaft lebt. Wenn Sie Ihren Uebertritt bereuen —«

»Ich bereue ihn nicht, Vater Benwell.«

»Wenn Sie auf das heilige Streben verzichten, welches mir kund gegeben, so kehren Sie zu Ihrem häuslichen Leben zurück. Aber verlangen Sie nicht von uns, Sie als ein Glied unserer heiligen Gemeinde anzuerkennen, so lange Sie mit jener Frau Gemeinschaft pflegen.«

Romayne schwieg. Der Sturm, welcher in seinem Innern getobt, hatte sich gelegt, er war ruhig. Zärtlichkeit, Mitleid, frühere Zuneigung sprachen in seinem Herzen zu Gunsten Stella's. Des Priesters kühne Sprache hatte das Ziel verfehlt, auf das er es abgesehen. Sie hatte in Romayne's Gedächtnis Stella's Bild ans den ersten Tagen, wo er sie gesehen, wieder zurückgerufen. Wie wohlthuend hatte ihr Einfluß auf ihn gewirkt, wie innig und wahr hatte sie ihn geliebt.

»Geben Sie mir Wein,« sagte er. »Ich fühle mich schwach, mich schwindelt. Verachten Sie mich nicht, Vater Benwell, ich habe sie einst so sehr geliebt.«

Der Priester schenkte ihm den Wein ein. »Ich fühle mit Ihnen,« erwiderete er. »In der That, in der That, ich fühle mit Ihnen.«

Es war nicht ganz eine Lüge, es lag ein Korn von Wahrheit in diesem Ausbruch von Theilnahme. Vater Benwell war nicht ganz ohne Erbarmen. Sein weitsehender Verstand, seine verwegene Doppelgängigkeit führten ihn auf geradem Wege zu dem Ziele, das er sich gesetzt. Aber einmal dasselbe erreicht, und wir dürfen nicht vergessen, nicht zu seinem eigenen Nutzen, waren noch sanftere Regungen in seinem Herzen, welche oftmals sich auch den Weg bis zur Oberfläche bahnten. Ein Mann mit hohen geistigen Gaben, mag er denselben auch unwürdig sein und sie mißbrauchen, hat doch eine Gabe vom Himmel erhalten. Wollt ihr gänzliche Verdorbenheit sehen, so werdet ihr dieselbe nur bei einem Thoren finden.

»Auf einen Umstand muß ich Sie noch aufmerksam machen, « fuhr Vater Benwell fort, »der vielleicht dazu beitragen mag, Sie in etwas zu erleichtern. Sie können in Ihrer jetzigen Gemüthsstimmung nicht nach der Retraite zurückkehren.«

»Unmöglich.«

»Ich habe hier im Hause ein Zimmer zu Ihrer Aufnahme in Bereitschaft setzen lassen. Hier, frei von jedem störenden Einflusse, können Sie einen Plan für Ihre zukünftige Laufbahn bilden. Wenn Sie wünschen mit Ihrer

Wohnung in Highgate in Verkehr zu treten —«

»Sprechen Sie nicht davon.«

Vater Benwell seufzte: »Ach, ich verstehe,« sagte er traurig, »das Haus erinnert Sie an Mr. Winterfield's Besuch —«

Romayne unterbrach ihn wieder, diesmal aber nur durch eine Gebärde, Die Hand, welche das Zeichen gemacht, ballte sich krampfhaft, als er sie auf den vor ihm stehenden Tisch sinken ließ, Finster runzelte er die Stirn und heftete die Augen auf den Teppich. Bei dem Namen Winterfield's regten sich wieder in ihm die Erinnerungen und vergifteten jedes sanftere Gefühl durch ihren verderblichen Einfluß. Wiederum wandte er sich mit Abscheu von dem Betrugs, dessen Opfer er geworden. Wiederum erhoben sich in ihm jene entsetzlichen Zweifel an der Wahrheit der Behauptung, daß Stella sich schon an der Kirchthür von Winterfield getrennt habe, mit ihren folternden Qualen und flüsterten ihm zu: »Sie hat Dich in einer Sache getäuscht, warum nicht auch in anderen?«

»Kann ich hier meinen Sachwalter empfangen?« fragte er plötzlich.

»Mein lieber Romayne, Sie können hier jeden empfangen, den Sie zu sehen wünschen.«

»Ich werde Sie nicht durch einen zu langen Aufenthalt hier belästigen, Vater Benwell.«

»Uebereilen Sie sich nicht, mein Sohn. Bitte, übereilen Sie sich nicht.«

Romayne schenkte dieser Ermahnung keine Aufmerksamkeit. Vor der schnellen Entscheidung, die ihm bevorstand, zurückbebend, suchte sein Gemüth instinktmäßig eine Zuflucht in der Aussicht auf einen Wechsel seines Aufenthaltes.

»Ich werde England verlassen!« sagte er ungeduldig.

»Aber doch nicht allein!« entgegnete Vater Benwell.

»Wer würde mich begleiten wollen?«

»Ich,« erwiderte der Priester.

Romayne's müde Augen erglänzten matt. In seiner trostlosen Lage war Vater Benwell der einzige Freund, auf den er rechnen konnte. Penrose war fern; die Loring's hatten dazu beigetragen, ihn in seiner Täuschung zu erhalten; Major Hynd hatte ihn offen bemitleidet und ihn ein Opfer der Pfaffenlist verhöhnt.

»Können Sie mich jederzeit begleiten?« fragte er. »Haben Sie keine Pflichten, die Sie in England zurückhalten?«

»Meine Pflichten, Romayne, sind bereits anderen Händen überantwortet.«

»So haben Sie Dieses also vorausgesehen?«

»Ja, ich habe es vorausgesehen. Möge Ihre Reise lang sein, möge Ihre Reise nur von kurzer Dauer sein, allein werden Sie dieselbe nicht antreten.«

»Ich kann mich noch über nichts entscheiden; ich bin vollständig rathlos,« gestand Romayne. »Ich weiß nicht, welches das Ziel meiner Reise sein wird.«

»Ich weiß, wohin Sie gehen müssen und wohin Sie gehen werden,« sagte Benwell mit erhobener Stimme.

»Wohin?«

»Nach Rom!«

Romayne verstand die Bedeutung dieser Antwort. Ein unbestimmtes Gefühl des Mißbehagens regte sich in seinem Innern. Während er von Zweifeln gemartert wurde, schien es, als habe Vater Benwell in einer unerforschlichen Voraussicht seine Zukunft vorher geplant. Hatte der Jesuit wirklich die Ereignisse voraus gesehen? Nein, er hatte nur Möglichkeiten voraus gesehen, von dem Tage an, wo er zu der Schlußfolge kam, daß die Gültigkeit von Romayne's Heirath, von dem Gesichtspunkte der römisch-katholischen Kirche aus betrachtet, vor Romayne's Gewissen angreifbar war.

Er hatte bis dahin in den Briefen an seine ehrwürdigen Collegen in Rom nur bescheiden angedeutet, daß er seine Stellung Romayne gegenüber in einem neuen Lichte betrachte. Sein nächster Brief mochte ihnen wohl in Kürze erklären, was er eigentlich unter dieser Andeutung verstanden hatte. Der Sieg war errungen. Kein weiteres Wort wurde an jenem Morgen zwischen ihm und seinem Gaste mehr gewechselt.

Vor Abgang der Post, an demselben Tage noch, schrieb Vater Benwell seinen letzten Bericht an den Sekretär der Gesellschaft Jesu in Rom in folgenden Zeilen:

*»Romayne ist frei von den häuslichen Banden, die ihn fesselten. Er vermacht Vange Abbey als ein Legat an die Kirche und bekennt sich zu seiner Berufung für den Priesterstand. In vierzehn Tagen dürfen Sie uns in Rom erwarten.«*

### **Ende des Fünften Buches.**





## Nach der Geschichte. *Auszüge aus Winterfield's Tagebuch.*

### 1.

*Winterfield verantwortet sich.*

**W**

ir Beide sehen uns selten, Vetter Beeminster, aber dann und wann hören wir durch gemeinschaftliche Freunde und Bekannte von einander.

Das letzte Mal, als ich von Ihnen hörte, theilte man mir mit, daß Sie bei Sir Philipp zum Diner gewesen seien; es mag vielleicht eine Woche her sein. Zufällig erwähnte einer der Herren, ein Gast wie Sie, meines Namens und Sie ergriffen die Gelegenheit, um sich folgendermaßen über mich auszulassen:

»Ich bedauere, es von dem gegenwärtigen Haupte der Familie sagen zu müssen, aber Bernard ist wirklich der Stellung unwürdig, die er einnimmt. Er hat, um es glimpflich auszudrücken, sich und seine Verwandten bei mehr wie einer Gelegenheit kompromittiert. Als junger Mann heirathete er eine Kunstreiterin und verwickelte sich dann in irgend eine andere unangenehme Angelegenheit, welche ihm gelang, vor uns geheim zu halten. Wir können nur vermuten, wie entehrend die Sache sein mußte, aus der Thatsache, daß er sich länger als ein Jahr freiwillig aus England verbannte. Und jetzt, um die Liste zu vervollständigen, hat er sich in die elenden empörenden Angelegenheiten zwischen Lewis Romayne und seine Frau eingemischt!«

Hätte Jemand Anders in dieser Weise von mir gesprochen, so hätte ich ihn als einen boshaften Tölpel bezeichnet, der vielleicht einen Fußtritt verdient, aber nicht weiter zu beachten wäre.

Bei Ihnen ist der Fall aber anders. Sollte ich ohne männliche Nachkommen sterben, so sind sie der nächste Erbe.

Ich dulde es nicht, daß ein Mann, der mir gegenüber eine solche Stellung einnimmt, mich in dieser Weise verunglimpfte, ohne ihm sofort entgegen zu treten. Der Name, den ich von meinem Vater geerbt, ist mir heilig. Ihre unverantwortlichen Aeußerungen über mich, als von einem Familiengliede herrührend, werden als Wahrheit angenommen. Ehe ich dieses geschehen lasse, ziehe ich es vor, Ihnen ohne jeden Rückhalt einige der traurigsten Ereignisse meines Lebens mitzutheilen. Ich habe nichts begangen, dessen ich mich zu schämen brauchte, und dennoch habe ich mich aus Rücksicht für Andere verpflichtet gefühlt, gewisse Sachen geheim zu halten. Jetzt bin ich eines Besseren belehrt. Der Ruf einer Frau, wenn sie ein gutes Weib ist, ist nicht so leicht zu erschüttern, wenn man die Wahrheit sagt. Diejenige, welche ich meine, indem ich dieses schreibe, kennt meine Absicht und ist damit einverstanden, daß ich Sie mit dem wahren Sachverhalt bekannt mache.

Sie erhalten beiliegend den treuesten Bericht, denen ich Ihnen zu liefern vermag, indem es Auszüge aus meinem Tagebuche sind.

Dieselben sind da, wo es nöthig erscheint, mit schriftlichen Zeugnissen Anderer versehen.

Es hat nie viel Sympathie zwischen uns geherrscht, aber Sie sind als Gentleman erzogen und wenn Sie meine Erzählung gelesen, so hoffe ich, daß Sie mir und Anderen Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, selbst wenn sie finden sollten, daß wir unter schwierigen Umständen vielleicht unbesonnen gehandelt haben. B. W.

---

## 2.

### *Winterfield macht Auszüge.*

Den **11. April** 1859. Miß Eyrecourt und ihre Tochter haben heute Beaupark verlassen und sich nach London begeben. Habe ich wirklich Eindruck auf das Herz der schönen Stella gemacht? In meiner unglücklichen Stellung, nicht wissend, ob ich frei bin oder nicht, bin ich davor zurückgeschreckt, ihr offen meine Liebe zu gestehen.

**12.** Ich fange an, abergläubisch, zu werden! In der heutigen Ausgabe der Times las ich die Todesanzeige des unglücklichen Weibes, das zu heirathen ich wahnsinnig genug gewesen war.

Nachdem ich seit sieben Jahren nichts mehr von ihr gehört habe, erfahre ich heute, daß ich frei bin! Das ist sicher ein gutes Omen! Soll ich den Eyrecourt's nach London folgen und mich gegen Stella erklären? Ich habe nicht genug Vertrauen in meine Anziehungskraft, um das Geständnis zu wagen. Ich will lieber erst im strengsten Vertrauen an Mrs. Eyrecourt schreiben.

**14.** Eine entzückende Antwort von der Mutter meines Engels erhalten. Sie sind im Begriff, nach Paris zu reisen. Stella ist unruhig und unzufrieden, ihr ist Veränderung nöthig und Mrs. Eyrecourt schreibt darüber Folgendes:

»Sie sind es, der sie so außer Fassung gebracht; warum redeten Sie nicht, während wir noch in Beaupark waren?«

Von Paris aus soll ich weitere Nachrichten erhalten. Der gute alte Vater Newbliß sagte immer, daß sie mir gut sei und wunderte sich eben so wie Mrs. Eyrecourt, warum ich Abstand nahm, mich zu erklären. Konnte ich ihnen denn sagen, welche entsetzliche Fesseln mich damals banden?

**18.** Paris. Sie hat mir ihr Jawort gegeben! Worte vermögen es nicht, mein Glück auszudrücken.

**19.** Einen Brief von meinem Sachwalter erhalten, voll von Spitzfindigkeiten und Bedenklichkeiten. Mir fehlt die Geduld, sie alle aufzuzählen. Morgen reisen wir nach Belgien ab. Aber nicht, um nach England zurückzukehren, Stella wünscht so wenig den Kontinent zu verlassen, daß wir wahrscheinlich unsere Hochzeit im Auslande feiern werden. Aber sie ist der beständigen Feste und des Glanzes in Paris müde und möchte gern die alten belgischen Städte sehen. Ihre Mutter bedauert, Paris verlassen zu müssen, Sie ist die lebenslustigste Frau, die ich je gesehen habe.

**7. Mai.** Brüssel. Gott segne die alten Städte Belgiens. Mrs. Eyrecourt ist so begierig, dieselben zu verlassen, daß sie mich in meinem Wunsche, die Hochzeit zu beschleunigen, unterstützt, und sogar, zwar gegen ihre Neigung, einwilligt, daß dieselbe in Brüssel ganz in der Stille gefeiert werde. Sie bat nur darauf bestanden, daß Lord und Lady Loring, alte Freunde von ihr, derselben beiwohnen sollen. Morgen kommen sie an und zwei Tage später werden wir verheirathet sein.

\*       \*

(Dieser Stelle waren die beiden Schriftstücke Mrs. Winterfield's Bekenntnisse und das dieselbe begleitende erläuternde Schreiben des Rectors von Bethaven beigelegt. Da der Inhalt beider Schreiben dem Leser schon bekannt ist, so übergehen wir dieselben und fahren mit den Auszügen aus Winterfield's Tagebücher fort.)

\*       \*

Bingen a/Rh., **19. Mai**. Endlich Briefe aus Devonshire, die mich einigermaßen beruhigen. Das entsetzliche Unglück von Brüssel wird wenigstens, soweit ich dabei betheiligt bin, geheim gehalten werden. Beaupark House ist geschlossen und die Dienerschaft entlassen worden. Ich habe an Vater Newbliß im Vertrauen geschrieben, daß sich die Heirath zerschlagen; der gute, alte Mann hat mich in seinem Antwortschreiben freundlich zu trösten versucht. Soweit wäre Alles sicher. Hoffentlich werde ich mit der Zeit mein Loos ertragen lernen. Vielleicht wird auch der Tag kommen, wo Stella und ihre Freunde einsehen werden, wie grausam sie mir Unrecht gethan haben.

London, den 18. November 1860. Ich habe sie wiedergesehen. Die alte Wunde ist wieder aufgerissen. Ich begegnete ihr zufällig in einer Gemäldegalerie, Sie wurde todtenbleich und verließ den Ort. O, Stella, Stella!

London, **12. August** 1861. Ich bin ihr wieder begegnet. Aber Welch' ein furchtbarer Schlag war diese Begegnung für mich.

Ich war zum Besuch bei einem liebenswürdigen Bekannten von mir, Mr. Romayne. Seine Frau fuhr gerade vor dem Hause vor, als ich am Fenster stand und hinaussah. Ich erkannte Stella! Nach zwei Jahren hatte sie von der Freiheit Gebrauch gemacht, welche das Gesetz ihr gewährte. Ich darf mich weder darüber, noch daß sie mich wie einen Fremden behandelte, als ihr Gatte mich ihr vorstellte, beklagen. Aber später, als wir allein waren — nein! ich kann die unbarmherzigen Worte nicht niederschreiben, die sie an mich richtete. Warum bin ich ein solcher Narr, sie noch immer zu lieben?

Beaupark, **16. November**. Stella's eheliches Leben scheint kein glückliches zu sein. Die heutigen Zeitungen berichten den Uebertritt ihres Mannes zur römisch-katholischen Kirche. Ich muß ehrlich bekennen, daß sie mir leid thut, denn ich weiß, was sie durch die Bekehrung einer ihrer Verwandten schon gelitten hat. Aber gegen ihn ist mein Haß so groß, daß dieses Zeugnis seiner Schwäche mir Trost gewährt.

Beaupark, **27. Januar 1862**. Ein Brief von Stella, so überraschend und traurig, daß ich, nachdem ich denselben gelesen, unmöglich von ihr fern bleiben kann. Ihr Mann hat sie verlassen. Er ist nach Rom gegangen, um seine Probezeit für den Priesterstand zu überstehen. Mit dem heutigen Zuge reise ich nach London.

London, **27. Januar**. So kurz Stella's Brief ist, habe ich ihn während der Fahrt wieder und wieder gelesen. Der Ton des Schlusses ist von gesuchter Kälte. Nachdem sie mich benachrichtigt, daß sie bei ihrer Mutter in London sei, schließt sie wie folgt:

*»Fürchten Sie nicht, daß die Last meines Kummers auf Ihre Schultern gelegt werden wird. Seit dem Tage, wo1 wir uns in Then Acres begegneten, haben Sie mir Nachsicht und Theilnahme bezeigt. Ich frage nicht, ob Sie aufrichtig gegen mich sind — ich überlasse es Ihnen, dies zu beweisen, Aber ich habe einige Fragen zu stellen, die nur Sie beantworten können. Ich hoffe, daß meine hilflose Lage bei Ihnen dafür sprechen wird, daß Sie mich nicht mißverstehen werden.«*

Eingewurzeltes Mißtrauen in jedem Satze! Wenn irgend eine andere Frau mich in dieser Weise behandelt hätte, würde ich den Brief ins Feuer geworfen und mich nicht aus dem Hause gerührt haben.

**29. Januar.** Einen Tag in meinem Tagebuche ausgelassen. Die gestrigen Ereignisse machen mich zu Allem unfähig,

Bei meiner Ankunft in Derwent's Hotel am 27, schickte ich sogleich einige Zeilen an Stella, mit der Anfrage, wann sie mich empfangen könne.

Es ist eigentlich, wie die geringsten Kleinigkeiten eine Frau rühren können! Ihre Antwort enthielt zum ersten Male einen Ausdruck freundlicher Gesinnung gegen mich, seit dem Tage, wo sie sich in Brüssel von mir trennte. Und dieser Ausdruck hatte seine einzige Ursache in ihrer unbeschreiblichen

Ueberraschung und Dankbarkeit, daß ich mich der Mühe unterzogen, ihretwegen von Devonshire nach London zu reisen.

Uebrigens theilte sie mir mit, daß sie mich am nächsten Morgen im Hotel aufsuchen werde. Es scheint, daß sie und ihre Mutter verschiedener Ansicht über Romayne's Benehmen gegen sie sind und sie wünscht mich zum ersten Male allein zu sprechen, ohne durch Mrs. Eyrecourt Einmischung behindert zu werden.

Die Nacht brachte mir nur wenig Schlaf. Ich verbrachte sie größtentheils rauchend und im Zimmer auf und nieder gehend. Mein einziger Trost war Traveller, der Hund bettelte so, ich möchte ihn mitnehmen, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte. Er schläft immer bei mir im Zimmer. Sein Erstaunen über meine ungewohnte Ruhelosigkeit drückte sich in seinen Augen und in seinem Winseln so deutlich aus, als ob er mir seine Meinung in Worten gesagt. Wer mag wohl zuerst einen Hund eine stumme Kreatur genannt haben? Es muß ein Mann gewesen sein und ich glaube, ein höchst unliebenswerther Mann, vom Gesichtspunkt der Hunde aus betrachtet.

Gleich nach 10 Uhr am Morgen des 28. trat sie in mein Wohnzimmer.

Ich fand sie sehr verändert, der Kummer hat nachtheilig auf ihre äußere Erscheinung gewirkt, das arme Weib! Ihre Züge waren schärfer geworden und ihre Gesichtsfarbe hatte die Frische verloren. Selbst ihr Anzug, bei anderen Frauen würde ich dies nicht bemerkt haben, schien vernachlässigt. In der Aufregung des Augenblickes vergaß ich unsere lange Entfremdung, ich erhob meine Hand, um die ihre zu ergreifen, besann mich aber. Irrte ich mich, oder gab sie demselben Antriebe nach und widerstand ihm, wie ich? Sie verbarg ihre Befangenheit, indem sie den Hund streichelte.

»Ich bin wahrhaft beschämt, daß Sie meinetwegen bei diesem Winter die Reise nach London unternommen haben,« begann sie.

Es war unmöglich, sie in ihrer Lage in diesem alltäglichen Tone fortfahren zu lassen, mit mir zu reden.

»Ich fühle die aufrichtigste Theilnahme für Sie,« sagte ich, »und wünsche von Herzen Ihnen zu helfen, wenn ich kann.«

Sie sah mich zum ersten Male an. Glaubte sie mir, oder zweifelte sie noch immer? Ehe ich darüber entscheiden konnte, zog sie einen Brief aus der Tasche und reichte mir denselben hin.

»Frauen übertreiben oft ihre Sorgen,« sagte sie. »Es ist vielleicht unbescheiden, Ihre Geduld in dieser Weise auf die Probe zu stellen, aber es wäre mir lieb, wenn Sie sich selbst überzeugen wollten, daß ich Ihnen meine Lage nicht schlimmer geschildert habe, wie sie ist. Dieser Brief wird Ihnen in Romaynes eigenen Worten Alles sagen, lesen Sie ihn mit Ausnahme der Stellen, wo das Papier umgebogen ist.«

Es war der Abschiedsbrief ihres Gatten.

Die Sprache war gewissenhaft zartfühlend und rücksichtsvoll. Aber meiner Meinung nach verhüllte sie nur schwach die fanatische Grausamkeit, welche in dem Entschlusse lag, den der Mann seiner Frau mittheilte. Der Inhalt desselben war etwa folgender.

Er hatte die Heirath in Brüssel erfahren, die sie ihm vorsätzlich verschwiegen, als er sie zu seiner Frau machte. Sie hätte in dieser Verheimlichung beharrt, unter Umständen, die es ihm unmöglich machten, ihr je wieder Vertrauen zu schenken. In der Betrübnis über die Zerstörung seines häuslichen Glückes gewähre ihm die Kirche, welcher er jetzt angehöre, nicht allein ihre göttlichen Tröstungen, sondern die über alle irdischen Auszeichnungen erhabene Ehre, in den geheiligten Reihen der Priesterschaft der Sache der Religion zu dienen. Vor seiner Abreise nach Rom sage er ihr ein letztes Lebewohl und vergebe ihr all das Unrecht, welches sie ihm zugefügt habe. Ihrer selbstwillen möge sie ihm erlauben, noch einige

Worte hinzuzufügen. Erstlich wünsche er ihr in weltlicher Beziehung gerecht zu werden, deshalb biete er ihr Then Arcres als freies Geschenk für ihre Lebenszeit, nebst einem für alle ihre Bedürfnisse ausreichendem Einkommen. Zweitens wünsche er dringend, daß sie seine Beweggründe nicht mißdeuten möge. Was auch seine Ansicht über ihr Betragen gegen ihn sein möge, so berufe er sich nicht auf dasselbe, um sich zu rechtfertigen, daß er sie verlasse. Alle persönlichen Gefühle bei Seite setzend, fühle er religiöse Bedenklichkeiten, welche ihm keine andere Wahl lassen, als die Trennung von ihr, zu der er entschlossen sei. Er wolle ihr in Kürze jene Skrupel erklären und ihr die Gründe anführen, weshalb er dieselben hege, ehe er den Brief schließe.

Hier war die Seite umgebogen und die Erklärung blieb mir verborgen.

Eine leichte Röthe färbte ihre Wangen, als ich ihr den Brief wieder einhändigte.

»Es ist unnötig, daß Sie das Uebrige lesen,« sagte sie. »Sie sehen, von seiner eigenen Hand geschrieben, daß er mich verlassen hat und Sie wissen auch, daß er reichlich für seine verstößene Gattin gesorgt hat.«

Ich wollte reden, aber sie las in meinen Zügen, wie sehr ich ihn verachtete und kam mir zuvor.

»Was Sie auch immer über sein Betragen denken mögen,« fuhr sie fort. »Bitte schweigen Sie gegen mich darüber. Darf ich Sie, nachdem Sie diesen Brief gelesen, in einer anderen Sache, bei welcher mein eigenes Verhalten in Betracht zu ziehen ist, um Ihre Meinung fragen? Früher —«

Die Aermste hielt sichtlich verlegen inne.

»Warum sprechen Sie von damals?« wagte ich zu sagen.

»Ich muß von vergangenen Tagen reden. In früheren Tagen — glaube ich, daß Ihnen mitgetheilt worden, daß mein Vater in seinem Testamente für mich und meine Mutter gesorgt hat. Sie wissen, daß wir genug haben, um davon leben zu können.«

Ich wußte das, da die Sache zur Sprache gekommen war, als vor unserer Heirath der Ehekontrakt aufgesetzt wurde. Mutter und Tochter hatten jede ein jährliches Einkommen von einigen Hundert Pfund. Den genauen Betrag hatte ich vergessen.

Nachdem ich ihre Frage beantwortet hatte, wartete ich ab, ob sie mir noch etwas Weiteres zu sagen habe.

Sie schwieg aber und in ihren Zügen sowie in ihrem ganzen Wesen drückte sich eine peinliche Verlegenheit aus.

»Das Uebrige ist Nebensache,« sagte sie, gewaltsam ihre Verwirrung niederkämpfend, nach einer Pause. — »Ich habe schwere Prüfungen ertragen müssen; ich vergesse manches —« sie versuchte den Satz zu vollenden, gab es aber auf und rief dem Hunde zu, zu ihr zu kommen. Ich zauderte nicht länger. Die Zeit, nach welcher ich mich gesehnt, die Zeit, wo ich ohne Aufdringlichkeit von meiner Seite, ihr beweisen konnte, daß ich ihrer niemals unwürdig gewesen, war endlich gekommen.

»Erinnern Sie sich noch meiner Antwort auf den Brief, welchen Sie mir in Betreff Vater Benwell's geschrieben hatten?« fragte ich sie.

»Ja — ich erinnere mich jedes Wortes, das derselbe enthielt.«

»Ich versprach Ihnen, daß, wenn Sie jemals meiner bedürfen sollten, ich Ihnen den Beweis geben werde, daß ich stets Ihres Vertrauens würdig gewesen bin. Bei Ihrer jetzigen Lage kann im mein Versprechen ehrenhaft erfüllen. Soll ich warten, bis Sie ruhiger geworden, oder darf ich fortfahren?«

»Fahren Sie fort!«

»Als Ihre Mutter und Ihre Freunde Sie mir entführten, wenn Sie da den geringsten Widerstand gezeigt hätten,« begann ich wieder.

Sie schauderte. Das Bild meines unglücklichen Weibes, die uns, von Rache getrieben, vor der Kirche entgegen getreten war, schien in ihrer Erinnerung wieder aufzutauchen.

»Rufen Sie mir jenen Augenblick nicht wieder zurück!« rief sie aus.  
»Schonen Sie mich, ich flehe Sie an!«

Ich öffnete den Schreibkasten, in welchem ich die Papiere verwahrte, die mir der Rector von Belhaven übersandt hatte und legte dieselben vor ihr auf den Tisch, an welchem sie saß. Je klarer und bündiger ich sprach, je besser dachte ich, würde es für uns Beide sein.

»Seit wir in Brüssel von einander geschieden, ist meine Frau gestorben. Hier ist eine Abschrift des Todtenscheines.«

Stella weigerte sich, denselben zu lesen.

»Von solchen Sachen verstehe ich nichts,« sagte sie matt.

»Was ist Dieses hier?«

Sie nahm meines Weibes Bekenntniß auf.

»Lesen Sie,« sagte ich.

»Was werde ich daraus erfahren?« fragte sie ängstlich.

»Sie werden daraus erfahren, daß der trügerische Schein Sie einst dazu verleitete, einem unschuldigen Manne schweres Unrecht zuzufügen, Stella.«

Nach diesen Worten zog ich mich an ein Fenster hinter ihr zurück, sodaß ich ihren Blicken entzogen war, während sie las.

Nach einer Weile, o, wie viel länger kam mir die Zeit vor, als sie in Wirklichkeit war, hörte ich, daß sie eine Bewegung machte. Als ich mich nach ihr umdrehte, kam sie auf mich zugeeilt und fiel mir zu Füßen. Ich versuchte, sie aufzuheben und beschwore sie, mir zu glauben, daß ich ihr verziehen habe. Sie ergriff meine Hände und bedeckte ihr Gesicht mit ihnen, sie waren naß von ihren Thränen.

»Ich wage vor Scham nicht meinen Blick zu Ihnen zu erheben!« rief sie. »O, Bernhard, Welch' eine Elende bin ich gewesen.«

In meinem ganzen Leben war ich nie so gänzlich außer Fassung wie in diesem Augenblick. Ich würde nicht gewußt haben, was ich thun oder sagen sollte, wenn mein guter alter Hund mir nicht zu Hilfe gekommen wäre. Mit der liebenden Eifersucht seines Geschlechtes lief er herbei und leckte meine Hände, welche Stella noch in den ihrigen hielt. Seine Pfoten hatte er auf ihre Schultern gelegt und suchte sich zwischen uns zu drängen. Ich glaube, es gelang mir, eine anscheinende Ruhe anzunehmen, die ich weit entfernt war, in Wirklichkeit zu empfinden.

»Kommen Sie, stehen Sie auf!« sagte ich. »Sie dürfen Traveller nicht eifersüchtig machen.« Sie gestattete, daß ich sie aufhob. Ach! hätte sie mich küssen können, aber das ging nicht an; sie küßte den Hund und redete dann zu mir. Ich werde Ihre Worte hier nicht niederschreiben, aber so lange ich lebe, werde ich dieselben nie vergessen.

Ich führte sie wieder zu ihrem Stuhle zurück. Der Brief des Rectors von Belhaven lag noch ungelesen auf dem Tische. Es war von Wichtigkeit, daß Stella den Inhalt desselben kennen lerne, aber ich wagte ihrethalben nicht, jetzt davon zu sprechen.

»Jetzt wissen Sie, daß Sie einen Freund haben, der Ihnen helfen und raten wird,« begann ich.

»Nein,« unterbrach sie mich, »mehr wie einen Freund, sagen Sie einen Bruder.«

»Sie wollten mich etwas fragen,« versetzte ich, »aber bis jetzt haben Sie es noch nicht gethan.«

Sie verstand mich.

»Ich wollte Ihnen sagen, daß ich einen Brief an Romayne's Sachwalter geschrieben habe, in welchem ich sein Anerbieten zurückweise. Ich habe Then Acres verlassen, um nie wieder dorthin zurückzukehren und werde keinen Heller von Mr. Romayne's Gelde annehmen, Meine Mutter obgleich sie weiß, daß wir genug zum Leben haben, sagt, daß ich unverantwortlich stolz und thöricht gehandelt habe, Ich wollte Sie fragen, Bernard, ob auch Sie mich tadeln, wie meine Mutter?«

Ich muß gestehen, auch ich war unverzeihlich stolz und thöricht. Zum ersten Male hatte sie mich seit jener längst entschwundenen Zeit wieder bei meinem Taufnamen gerannt. Gleichviel welcher Einfluß mich dazu bewog, ich achtete und bewunderte jene Weigerung und zollte ihr meinen Beifall. Diese kleine Ermuthigung schien ihr wohlzuthun. Sie war so viel ruhiger geworden, daß ich jetzt glaubte, mit ihr von dem Brief des Rectors sprechen zu können.

Sie wollte nichts davon hören. —

»O, Bernard, weiß ich jetzt nicht, daß ich Ihnen vertrauen kann? Nehmen Sie jene Papiere fort. Nur eins möchte ich wissen. Wer gab Ihnen dieselben? War es der Rector?«

»Nein.«

»Auf welche Weise wurden sie Ihnen denn übermittelt?«

»Durch Vater Benwell.«

Wie elektrisiert sprang sie auf.

»Ich wußte es!« rief sie. »Es ist jener Priester, der mein eheliches Glück zerstört hat — und der aus diesen Briefen seine Kenntnisse über meine Vergangenheit schöpfte, ehe er sie Ihnen einhändigte.«

Erschöpft sank sie wieder auf ihren Stuhl. »Dies war die erste und hauptsächlichste Frage, die ich an Sie richten wollte,« sagte sie. »Ich habe die Antwort darauf erhalten. Mehr verlange ich nicht zu wissen.«

Sie war sicher im Irrthum hinsichtlich Vater Benwell's und ich versuchte, es ihr zu beweisen.

Ich sagte ihr, daß als der Vater mir die Briefe übergeben, das schützende Siegel unverletzt gewesen sei. Sie lachte verächtlich und fragte, ob ich Vater Benwell so wenig kenne, daß er ein Siegel erbrechen und es wieder herstellen könne. Diese Ansicht war mir vollständig neu, ich war überrascht, aber nicht überzeugt. Ich gebe einen Freund nicht so leicht auf, selbst wenn die Freundschaft noch nicht von allzulanger Dauer war und deshalb suchte ich noch immer Vater Benwell zu vertheidigen. Das einzige, was ich dabei erlangte, war, daß sie ihre Absicht aufgab, keine weiteren Fragen an mich zu richten. Ich hatte unbewußt ihre Neugierde entdeckt. Sie wollte wissen, wie ich zuerst die Bekanntschaft des Priesters gemacht habe und wie er in den Besitz jener Schriftstücke gelangt sei, die doch nur für mich allein bestimmt gewesen seien.

Es war eine schwere Aufgabe für einen Mann wie mich, der nicht daran gewöhnt ist, die Begebenheiten in regelrechter Reihenfolge zu berichten; aber es blieb mir nichts Anderes übrig, als ihr die lange Geschichte des Diebstahls und der Wiedererlangung der Papiere zu erzählen. Soweit Vater Benwell dabei betheiligt war, fand sie ihren Verdacht bestätigt. Außerdem aber erregte das, was ich ihr von dem französischen Knaben mittheilte, ihre lebhafte Theilnahme.

»Alles, was mit jenem armen Geschöpfe in Verbindung steht,« sagte sie, »hat ein grauenvolles Interesse für mich.«

»Kannten Sie ihn?« fragte ich einigermaßen erstaunt.

»Ich kannte ihn und seine Mutter auch,« erwiderte sie. »Später sollen Sie erfahren, wie ich ihre Bekanntschaft gemacht habe. Ich glaube, ich hatte ein Vorgefühl, daß der Knabe mir unheilvoll werden würde. Jedenfalls, als ich

ihn einmal zufällig berührte, zitterte ich, als habe ich eine Schlange angefaßt. Sie werden mich vielleicht für abergläubisch halten, aber nach dem, was Sie mir erzählt haben, ist der Knabe wirklich die indirekte Ursache meines Unglücks. Wie kam er nur dazu die Papiere zu stehlen? Haben Sie den Rector nicht darüber befragt, als Sie in Belhaven waren?«

»Ich fragte den Rector gar nichts. Aber er hielt es für seine Pflicht, mir Alles zu sagen, was ihm über den Diebstahl bekannt war.«

Sie rückte ihren Stuhl näher zu mir heran. »Lassen Sie mich jedes Wort hören, das er Ihnen darüber sagte,« bat sie dringend.

Ich fühlte einigen Widerwillen, ihrem Verlangen nachzugeben.

»Darf ich es nicht hören?« fragte sie.

Dies zwang mich offen gegen sie zu sein. »Wenn ich das wiederholen soll, was der Rector mir erzählte, so muß ich auch von meiner Frau sprechen.«

»Sie haben mich bemitleidet und mir verziehen, entgegnete sie, meine Hand ergreifend. »Sprechen Sie von ihr, Bernard, und glauben Sie um Gottes Willen nicht, daß mein Herz härter ist, wie das Ihre.«

Ich küßte die Hand, welche sie mir gereicht hatte, mit brüderlicher Zärtlichkeit.

»Der Knabe,« sagte ich, »fühlte eine dankbare Anhänglichkeit für meine Frau. Er weigerte sich, seinen Platz an der Seite ihres Bettes zu verlassen, als sie ihr Bekennniß dem Rector diktierte. Da er der englischen Sprache nicht mächtig, war kein Grund vorhanden, ihm nicht zu willfahren. Während des Schreibens richtete er mehrere Male Fragen an den Rector, welche diesem lästig wurden. Um ihn zum Schweigen zu bringen, sagte ihm meine Frau, sie mache ihr Testament. Er hatte zu verschiedenen Gelegenheiten genug darüber gehört, um das Wesen eines Testamente mit Geldgeschenken in Verbindung zu bringen, und die Erklärung meiner Frau, daß sie ihr Testament mache, befriedigte und beruhigte ihn.«

»Verstand der Rector, was Ihre Frau dem Knaben sagte?« fragte Stella.

»Ja. Gleich vielen anderen Engländern in seiner Stellung; obgleich er die französische Sprache nicht sprechen konnte, so konnte er dieselbe lesen und auch verstehen, wenn sie von Anderem gesprochen wurde. Nach dem Tode meiner Frau war er gütig genug, den Knaben der Sorge seiner Haushälterin anzutrauen. Sie hatte ihre Jugend auf der Insel Martinique zugebracht und konnte sich mit dem freundlosen Fremden in seiner Muttersprache unterhalten. Bei seinem Verschwinden war sie die Einzige, welche einige Aufklärung, über seine Motive, die Papiere zu stehlen, geben konnte. An dem Tage, wo er in das Haus kam, ertappte sie ihn, wie er durch das Schlüsselloch der Thür des Arbeitszimmers lugte. Er muß gesehen haben, wohin das Bekennniß gelegt worden und die Farbe des altmodischen blauen Papieres, auf das es geschrieben war, machte es ihm nur noch kenntlicher. Am nächsten Morgen, während der Abwesenheit des Rectors, brachte er das Schriftstück der Haushälterin und forderte sie auf, ihm dasselbe in's Französische zu übersetzen, damit er erfahre, wie viel Geld ihm in dem Testamente vermacht worden sei. Sie schalt ihn eindringlich, zwang ihn, das Schreiben wieder auf den Schreibtisch zu legen, wo er es gefunden hatte und drohte ihm, es dem Rector zu sagen, wenn er die Unart wiederholen würde. Er versprach Besserung und die gutmütige Frau glaubte ihm. Zwei Tage später fand man die Thür des Verschlusses, worin die Papiere aufbewahrt waren, erbrochen und der Knabe war mit denselben verschwunden.«

»Glauben Sie, daß er die Papiere Jemand gezeigt hat?« fragte Stella. »Zufällig weiß ich, daß er sie vor seiner Mutter sorgfältig verborgen hielt.«

»Nach dem Verweise, den ihm die Haushälterin gegeben,« erwiderte ich, »wird er meiner Meinung nach schlau genug gewesen sein, sie keinem Fremden zu zeigen. Es ist weit eher anzunehmen, daß er hoffte, bald genug

englisch zu verstehen, um sie selbst lesen zu können.«

Es entstand eine Pause. Sie sann nach und ich war in ihrem Anblick verloren. Plötzlich richtete sie den Kopf in die Höhe und ihr Auge mit ernstem Ausdrucke auf mir ruhen lassend, sagte sie:

»Es ist sonderbar.«

»Was ist sonderbar?«

»Ich dachte eben an die Lorings. Sie bestärkten mich in meinen Zweifeln gegen Sie. Sie riethen mir, über das, was in Brüssel geschehen, Stillschweigen zu beobachten und sind auch dabei betheiligt, daß mein Mann mich verlassen hat. In ihrem Hause machte er die Bekanntschaft Vater Benwell's.« Sie ließ den Kopf wieder sinken und murmelte mehr zu sich selbst sprechend einige Worte. »Ich bin noch jung »« sagte sie. »O, mein Gott, was soll aus mir werden?«

Diese krankhafte Denkungsart schmerzte mich tief. Ich erinnerte sie daran, daß sie noch viele warme, aufrichtige Freunde habe.

»Nicht einen, außer Ihnen,« antwortete sie.

»Haben Sie Lady Loring nicht gesehen?« fragte ich.

»Sie und ihr Mann haben mir sehr liebevoll! geschrieben und mich eingeladen, ihr Haus als das meinige zu betrachten. Ich habe kein Recht, ihnen einen Vorwurf zu machen, sie meinten es gut mit mir. Aber nach dem, was vorgefallen, kann ich nicht wieder zu ihnen gehen?«

»Das betrübt mich zu hören,« sagte ich.

»Was denken Sie von den Loring's?« fragte sie.

»Ich kenne sie zu wenig. Ich kann nur an Sie denken!«

»Ich sah sie noch immer an und fürchtete, meine Augen müßten ihr deutlicher gesagt haben, wie Worte es vermocht hätten, daß ich sie mehr denn je liebe. Sie zeigte eher Betrübnis wie Verwirrung. Ich machte einen ungeschickten Versuch, mich aufzuraffen.

»Ihr Bruder hat doch gewiß ein Recht, offen mit Ihnen zu reden,« sagte ich.

Sie gab dies zu, nichts destoweniger stand sie auf, um zu gehen.

»Werden Sie uns morgen besuchen?« fragte sie freundlich, in der Absicht, wie ich zu hoffen wagte, mir zu zeigen, daß sie mir nicht zürne. »Können Sie meiner Mutter ebenso großmüthig verzeihen, wie Sie mir verziehen haben. Ich will Alles thun, Bernard, um sie zu bewegen, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.«

Sie reichte mir die Hand zum Abschiede. Was sollte ich antworten? Wenn ich ein entschlossener Mann gewesen wäre, würde ich mir gesagt haben, daß es das Beste sei, sie so wenig wie möglich zu sehen, aber ich bin eine schwache Kreatur. Ich nahm ihre Einladung für den nächstfolgenden Tag an.

**30ter Januar.** So eben komme ich von meinem Besuche zurück.

Ich bin ein Raub der widersprechendsten Gefühle und ihre Mutter ist daran schuld. Ich wollte, ich wäre nicht hingegangen. Bin ich ein schlechter Mensch und sehe ich dies erst jetzt ein?

Mr. Eyrecourt war allein in dem Zimmer, als ich hereintrat. Nach dem leichten Wesen zu schließen, mit dem sie mich empfing, schien das Unglück, welches ihre Tochter betroffen, keinen niederschlagenden Eindruck auf die leichtfertige Frau gemacht zu haben.

»Mein lieber Winterfield,« redete sie mich an, »ich habe ganz unverantwortlich gehandelt. Zwar war der Schein gegen Sie, aber ich hätte nicht dem Scheine trauen sollen. Sie sind der Beleidigte; verzeihen Sie mir deshalb. Sollen wir weiter darüber sprechen, oder sollen wir uns die Hand reichen und kein Wort mehr über die Sache verlieren?«

Natürlich reichte ich ihr die Hand. Mrs. Eyrecourt bemerkte, daß ich mich nach Stella umsah.

»Setzen Sie sich,« sagte sie, »und haben Sie die Güte, sich heute mit meiner Gesellschaft begnügen zu wollen. Wenn ich nicht erst Alles in's Reine bringe, mein lieber Freund, könnten Sie und Stella leicht in eine schiefe Stellung gerathen. Heute werden Sie Stella nicht sehen. Es ist ganz unmöglich und ich will Ihnen auch sagen warum. Ich mache mir nichts daraus, was ich sage; ich bin die weltliche, alte Mutter, aber meine unschuldige Tochter würde lieber sterben, als Ihnen das zugestehen, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde. Darf ich Ihnen nichts anbieten? Haben Sie schon Ihr zweites Frühstück eingenommen?«

Ich bat sie fortzufahren. Ich war über ihre Rede bestürzt, ja, ich kann sagen beunruhigt.

»Nun gut,« begann sie wieder. »Sie werden vielleicht erstaunt sein, es zu hören, aber ich bin nicht Willens zuzugeben, daß es in dieser Weise weiter fortgehe. Mein erbärmlicher Schwiegersohn soll zu seiner Frau zurückkehren.«

Es war mir unmöglich, ihr meine Verwunderung hierüber nicht zu verhehlen.

»Warten Sie ein wenig,« sagte Mr. Eyrecourt. »Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht. Romayne ist ein schwacher Narr und Vater Benwell's gierige Finger wühlen natürlich in seinen Taschen. Aber wenn ich nicht irre, ist ihm noch etwas Scham und menschliches Gefühl geblieben. Nach der Art, wie er sich benommen, werden Sie sagen, ist dafür nur geringe Möglichkeit vorhanden. Es kann sein. Aber nichts desto weniger habe ich an diese Möglichkeit appelliert. Er ist schon nach Rom abgereist und ich brauche wohl kaum zu sagen, daß Vater Benwell Sorge getragen hat, daß er seine Adresse nicht hinterlassen. Aber das thut nichts zur Sache. Eine der größten Vorteile, welche für mich daraus entstehen, mich soviel in Gesellschaft zu bewegen, besteht darin, daß ich überall gute Bekannte habe, die stets bereit sind, mir gefällig zu sein, vorausgesetzt, daß ich kein Geld von ihnen borgen will. Ich habe an Romayne geschrieben und den Brief einem meiner Freunde in Rom zur Besorgung übersandt. Wo er sich auch dort aufhalten möge, mein Schreiben wird ihn erreichen.«

Bis dahin hatte ich ihre Rede ruhig angehört, in der Voraussetzung, daß Mrs. Eyrecourt auf ihre Beweisgründe und Ueberredungskunst baue, und zu meiner Schande muß ich es gestehen, daß es mir eine Beruhigung war, zu fühlen, daß bei einem Fanatiker wie Romayne alle Aussichten auf Erfolg gegen sie waren. Aber schon Mrs. Eyrecourt's nächste Worte machten meine unwürdigen Hoffnungen zu Schanden.

»Halten Sie mich nur nicht für so thöricht, daß ich versucht hätte, ihn durch Vernunftgründe zur Rückkehr bewegen zu wollen,« fuhr sie fort. »Mein Brief beginnt und endet auch mit der ersten Seite. Seine Frau hat ein Recht an ihm, dem kein erst kürzlich verheiratheter Ehemann widerstehen kann. Ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, er wußte nichts davon, als er sie verließ, Mein Brief, meine Tochter hat keine Ahnung davon, daß ich ihm geschrieben, mein Tochter hat ihm einfach, welches Recht meine Tochter hat, seine Rückkehr zu verlangen.«

Sie hielt inne. Ihr Auge wurde mild, ihre Stimme sanft, sie war nicht mehr dieselbe Mrs. Eyrecourt, wie ich sie kannte.

»Noch wenige Monate, Winterfield, und meine arme Stella wird Mutter? ein,« sagte sie. »Mein Brief ruft Romayne zurück zu seiner Gattin und zu seinem Kinde.«

Mrs. Eyrecourt schien zu erwarten, daß ich etwas erwidern würde, aber ich war in dem Augenblicke keines Wortes mächtig. Stella's Mutter, die nie

eine hohe Meinung von meinen geistigen Fähigkeiten gehabt hatte, fing an, mich jetzt für den einfältigsten Menschen im ganzen Kreise ihrer Bekannten zu halten.

»Sind Sie vielleicht etwas taub, Mr. Winterfield? fragte sie.

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Haben' Sie mich verstanden?«

»O, ja!«

»Warum reden Sie denn nicht? Ich wünsche Ihre Meinung über unsere Aussichten zu hören. Gütiger Himmel, wie unentschieden Sie sind! Versetzen Sie sich in Romayne's Stelle und sagen Sie mir nur, ob Sie Stella verlassen hätten, wenn —«

»Ich würde sie nie verlassen haben, Mrs. Eyrecourt.«

»Seien Sie ruhig. Sie wissen nicht, was Sie gethan haben würden. Ich bestehe darauf, daß Sie annehmen, Sie seien ein schwacher, abergläubischer, eingebildeter, fanatischer Narr! Haben Sie verstanden? Könnten Sie da von ihrer Frau fern bleiben, wenn man Sie im Namen Ihres erstgeborenen Kindes zurückriefe? Könnten Sie da widerstehen?«

»Ganz gewiß nicht! erwiderte ich, mich bemühend, so gelassen wie möglich zu erscheinen. Es wurde mir nicht leicht, mit Ruhe zu sprechen. Keine Sprache vermag die neidischen, selbstsüchtigen, verächtlichen Gefühle zu beschreiben, die in meinem Innern tobten. Nie in meinem Leben hatte ich ein menschliches Wesen so gehaßt wie Romayne in diesem Augenblicke. »Verflucht sei er, er wird zurückkommen!« Das waren meine innersten Gefühle in Worten wiedergegeben.

Mrs. Eyrecourt war indessen durch meine Antwort befriedigt und ging mit gewohnter Zungenfertigkeit und Vertrauensseligkeit zu dem nächsten Gegenstand der Unterredung über. »Jetzt, Mr. Winterfield, wird es Ihnen einleuchtend sein, daß Sie fernerhin Stella, um alle unnützen Redereien zu vermeiden, nicht anders als in meiner Gegenwart sehen dürfen. Das Benehmen meiner Tochter muß ihrem Gatten nicht Gelegenheit geben — wenn Sie nur wüßten, wie ich den Mann verabscheue! — darf ihm keine Gelegenheit geben, sage ich, den kleinsten Vorwand zu finden, um sein Fernbleiben von ihr zu entschuldigen. Wenn wir jenem schändlichen Jesuiten auch nur den geringsten Vortheil gewähren, wird er Romayne zum Priester gemacht haben, ehe wir wissen, woran wir sind. Die Kühnheit dieser Priester übersteigt allen Glauben. Sie wissen ja, wie sie hier Bischöfe und Erzbischöfe den Landesgesetzen zum Trotze eingesetzt haben. Vater Benwell folgt diesem Beispiele und trotzt unseren anderen Gesetzen, ich meine unseren Ehestandsgesetzen. Ich bin so empört, daß ich mich nicht so klar wie gewöhnlich ausdrücken kann. Hat Stella Ihnen gesagt, daß ex thatsächlich Romayne's Glauben an die Gültigkeit seiner Heirath erschüttert hat? Ah, ich verstehe, sie hat es Ihnen verschwiegen und aus guten Gründen, das arme Kind!

Ich dachte an die umgebogene Seite von Romayne's Brief. Mrs. Eyrecourt enthüllte mir nun Alles, was das Zartgefühl ihrer Tochter mir versagt hatte zu lesen, einschließlich der ungeheuerlichen Annahme der Ungültigkeit meiner vor dem Standesamte vollzogenen Heirath, um Romayne's Skrupel noch zu erhöhen.

»Ja,« fuhr sie fort, »diese Katholiken sind sich alle gleich. Meine Tochter, ich meine nicht meine gute Stella, sondern das unnatürliche Geschöpf im Kloster, überhebt sich über ihre eigene Matter. Habe ich Ihnen jemals erzählt, daß sie frech genug war, zu jagen, sie wolle für mich beten? Vater Benwell und die päpstliche Anmaßung über und über. Jetzt sagen Sie mir, Winterfield, glauben Sie nicht auch, daß in Erwägung der Umstände, Sie als feinfühlender Mann nicht am Besten thun würden, wenn Sie wieder nach Devonshire zurückkehrten? Wie? mit Wärmflaschen und Fußsäcken im Wagen

und Zeitungen und Zeitschriften sich zu unterhalten, wird Ihnen die Reise nicht zu lang erscheinen. Und dann Beaupark, das liebe, alte Beaupark ist so behaglich im Winter; außerdem sind Sie beneidenswerther Sterblicher so ungeheuer beliebt in der ganzen Nachbarschaft! O, gehen Sie zurück, gehen Sie zurück!«

Ich stand auf und nahm meinen Hut. Sie klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter, während ich sie am liebsten erwürgt hätte. Aber sie hatte Recht.

»Sie werden mich bei Stella entschuldigen,« sagte ich.

»Sie lieber guter Mensch, ich will mehr thun, wie Sie nur entschuldigen. Ich will Ihr Loblied singen, wie der Dichter sagt.«

In ihrer ausgelassenen Freude, mich los zu werden, gab sie sich den überschwänglichsten Redensarten hin.

»Ich liebe Sie, wie einen Sohn,« sagte sie, als wir uns zum Abschied die Hände schüttelten. »Ich könnte Sie fast küssen.«

Es war nicht eine einzige küßbare Stelle in Mrs. Eyrecourts Gesicht, die nicht gemalt, gefärbt und bepudert gewesen wäre, ich widerstand deshalb der Versuchung und öffnete die Thür; aber noch eine Bitte hatte ich an sie und konnte es mir nicht versagen, sie auszusprechen.

»Werden Sie mir es wissen lassen,« fragte ich, »wenn Sie die Antwort aus Rom erhalten haben?«

»Mit dem größten Vergnügen,« erwiederte Mrs. Eyrecourt munter. »Leben Sie wohl, Sie bester der Freunde! Leben Sie wohl!«

Während ich diese Zeilen schreibe, packt der Diener meinen Koffer. Traveller weiß, was das zu bedeuten hat. Mein Hund ist wenigstens froh, daß wir London wieder verlassen. Ich denke, ich werde mir eine Jacht miethen und sehen, was eine Reise um die Welt für Wirkung auf mich haben wird. Wollte Gott, ich hätte Stella nicht gesehen.

\*       \*  
       \*

Den **10. Februar**. Endlich Nachrichten von Mrs. Eyrecourt erhalten. Romayne hat nicht einmal den Brief gelesen, den sie ihm geschrieben. Derselbe wurde ihr von Vater Benwell zurückgesandt. Sie ist natürlich außer sich darüber. Ihr einziger Trost ist, daß ihre Tochter in Unwissenheit über den von ihr gethanen Schritt und die beleidigende Behandlung, die ihr zu Theil geworden, ist. Sie bittet mich, das Geheimnis zu bewahren und schickt mir eine Abschrift von Vater Benwell's Brief.

»Geehrte Frau! Mr. Romayne ist nicht im Stande, irgend etwas zu lesen, was seine Aufmerksamkeit von seinen Vorbereitungen für den Priesterstand abziehen könnte, oder ihm die Erinnerung an die Irrtümer seiner Vergangenheit wieder zurückkrieffe, mit der er gänzlich gebrochen hat. Sobald er einen Brief erhält, hat er es sich zur weisen Regel gemacht, erst die Unterschrift desselben nachzusehen. Er hat mir Ihren Brief u n g e l e s e n übergeben, mit dem Auftrage, Ihnen denselben zurückzusenden. In seiner Gegenwart habe ich das Schreiben sogleich wieder versiegelt. Weder er noch ich kennen den Inhalt desselben, noch wünschen wir denselben kennen zu lernen. Wir bitten Sie achtungsvoll, nicht wieder schreiben zu wollen.«

So schrieb der Jesuit. O, könnte ich den Tag erleben, wo ich sehn könnte, daß jener Mann sich in seiner eigenen Schlinge finge.

Den **11. Februar**. Ich hatte vergeblich gehofft, gestern von Stella zu hören; heute Morgen aber erhielt ich einen Brief von ihr.

Sie ist nicht ganz wohl und das Benehmen ihrer Mutter beunruhigt sie. Zu einer Zeit ist Mrs. Eyrecourt im Gefühle des ihr zugefügten Unrechtes zu den gewaltsamsten Maßregeln entschlossen und verlangt danach, ihre verlassene Tochter unter den Schutz des Gesetzes zu stellen und entweder eine

Wiederherstellung ihrer ehelichen Rechte oder eine Scheidung zu beantragen. Zu anderen Zeiten versinkt sie in einen Zustand von Muthlosigkeit, erklärt es für unmöglich bei Stella's trostloser Lage in Gesellschaft erscheinen zu können und schlägt vor, sich sofort mit ihr an einen Ort auf dem Kontinent zurückzuziehen, wo sie billiger leben könnten, wie in London. Diesen letzteren Vorschlag ist Stella nicht allein geneigt, sondern auch begierig anzunehmen. Sie beweist dies durch eine Nachschrift ihres Briefes, in welcher sie mich um Rath fragt. Ohne Zweifel erinnert sie sich der glücklichen Tage in Paris, wo ich mit ihr verlobt war und so viele meiner Freunde sie im Hotel besuchten.

Dieses Postskriptum gab mir den gewünschten Vorwand. Ich wußte wohl, daß es besser für mich war, sie nicht wieder zu sehen — mit dem ersten Zuge reiste ich doch nach London, um sie zu sehen.

**12. Februar.** Ich fand Mutter und Tochter zusammen im Drawingroom. Es war einer der Tage von Mrs. Eyrecourts Muthlosigkeit. Ihre kleinen glänzenden Augen versuchten, mir einen Blick tragischen Vorwurfs zuzuwerfen, sie schüttelte ihren gefärbten Kopf und sagte: »O, Winterfield, warum haben Sie uns das gethan? Stella, hole mir mein Riechsalz!

Aber Stella wollte den Wink nicht verstehen. Mir traten fast die Thränen in die Augen, so freundlich empfing sie mich. Wenn ihre Mutter nicht im Zimmer gewesen wäre — aber ihre Mutter war im Zimmer, es blieb keine andere Wahl, als sogleich mit den Geschäften zu beginnen, als ob ich der Familiensachwalter gewesen wäre.

Mr. Eyrecourt machte Stella Vorwürfe, daß Sie mich um Rat und versicherte mich dann, daß sie durchaus nicht die Absicht habe, London zu verlassen.

»Was soll nun aus meinem Hause werden?« fragte sie gereizt.

Ich wußte, daß ihr Haus nur der möblierte erste Stock eines Hauses war, welches einem Anderen gehörte und daß sie die Wohnung nach kurzer Kündigung verlassen konnte. Aber ich sagte nichts und wandte mich an Stella.

»Ich habe an zwei oder drei Orte gedacht. Der Nächste gehört einem alten, französischen Edelmann und seiner Frau. Sie haben keine Kinder und vermieten eigentlich keine Wohnungen; aber ich glaube, sie werden bereit sein, Freunde von mir bei sich aufzunehmen, wenn ihre Gastzimmer nicht schon bewohnt sind. Sie wohnen in St. Germain bei Paris.«

Bei den letzten Worten sah ich Mrs. Eyrecourt an, ich war schlau wie Vater Benwell selbst. Ich hatte mich in meiner Berechnung nicht geirrt. Paris war zu verlockend für sie. Sie gab nicht allein nach, sondern gab auch den Miethspreis an, den sie für eine Wohnung zahlen könne. Stella sagte mir dann flüsternd ihren Dank, als ich hinausging.

»Mein Name ist zwar nicht erwähnt, aber mein Unglück ist in den Zeitungen besprochen,« sagte sie. »Wohlwollende Freunde kommen schon, mich zu besuchen und ihr Beileid zu bezeigen. Ich sterbe, wenn Sie mir nicht helfen, hier fortzukommen.«

Mit dem Nachtzuge reise ich nach Paris ab.

Paris, **13. Februar.** Es ist Abend. Eben komme ich von St. Germain zurück. Alles ist geordnet, mit der größten Schlagfertigkeit von meiner Seite. Ich fange an zu glauben, daß ich ein geborener Jesuit bin, es muß irgend eine abscheuliche Sympathie zwischen mir und Vater Benwell obwalten.

Meine Freunde, Monsieur und Madame Raymond, werden mit Freuden die beiden englischen Damen bei sich aufnehmen. Das geräumige und schöne erste Stockwerk des Hauses, welches Madame Raymond von ihren einst reichen Vorfahren geerbt, kann in einer Woche zum Empfange von Mrs. Eyrecourt und ihrer Tochter bereit stehen.

Die einzige Schwierigkeit bot die Geldfrage. Monsieur Raymond, der von

einer Pension der Regierung lebt, wollte nicht gern fordern und ich bei meiner völligen Unkenntnis des Gegenstandes konnte ihm nicht raten. Wir wendeten uns deshalb an einen Vermietungsagenten in St. Germain und seine Schätzung des Miethszinses erschien mir durchaus nicht zu hoch, aber sie überstieg den Preis, welchen Mrs. Eyrecourt mir angegeben. Ich kannte die Raymond's lange genug, um sicher zu sein, sie nicht zu beleidigen, wenn ich ihnen ein heimliches Abkommen vorschlage, nach welchen sie mir erlauben möchten, den Mehrbetrag zu entrichten.

Auf diese Weise war endlich das Hindernis beseitigt. Wir machten einen Spaziergang in dem großen Garten hinter dem großen Garten und dort beging ich eine zweite hinterlistige Handlung.

In einem hübschen versteckten Winkel des Gartens entdeckte ich eines jener so echt französischen Gebäude, einen sogenannten Pavillon, ein reizendes kleines Häuschen von drei Zimmern. Und ganz heimlich mietete ich dieses Häuschen für mich. Madame Raymond lächelte.

»Ich wette,« sagte sie, die eine jener Damen ist noch in der ersten Blüthe der Jugend.«

Die gute Dame weiß nicht, wie hoffnungslos meine Liebe ist. Ich will Stella ja nur dann und wann sehen, mehr darf ich ja nicht wünschen und hoffen. Niemals habe ich es so tief empfunden, wie einsam und freudlos mein Leben ist.

\* \* \*

London, 1. März. Stella und ihre Mutter haben heute Morgen ihre Reise nach St. Germain angetreten, ohne mir zu erlauben, wie ich gehofft und erwartet hatte, sie begleiten zu dürfen.

Mrs. Eyrecourt schützte wieder ihren alten Einwand, die Gesetze des Anstandes vor. Ach wären sie nur das einzige Hindernis, ich würde es bald hinweggeräumt haben, indem ich ihnen nach Frankreich folgte. Wo liegt denn das Anstoßige, wenn ich Stella zuweilen als ihr Freund und Bruder besuche – besonders wenn ich nicht mit ihr in demselben Hause wohne und wo sie unter dem Schutze ihrer Mutter und Madame Raymond steht?

Nein, was mich von St. Germain fern hält, ist Stella selbst.

»Ich werde Ihnen recht oft schreiben,« sagte sie, »aber ich bitte Sie um meinewillen, begleiten Sie uns nicht nach Frankreich.«

Ihr Blick, der Ton, in welchem sie diese Worte sprach, geboten mir, zu gehorchen. So dumm wie ich bin, nachdem was ihre Mutter mir gesagt, konnte ich errathen, was sie meinte.

»Soll ich Sie denn nie wiedersehen?« fragte ich.

»Halten Sie mich für hart und undankbar?« erwiderte sie. Zweifeln Sie daran, daß ich mich freuen werde, ja sehr freuen werde, Sie wieder zu sehen, wenn —.« Sie wandte sich ab und schwieg.

Es war Zeit, Abschied zu nehmen. Wir waren unter der Aufsicht ihrer Mutter, ein Händedruck – und das war Alles.

Mathilde, Mrs. Eyrecourt's Kammerjungfer, folgte mir die Treppe hinunter bis zur Haustür. Ich glaube, ich sah unglücklich genug aus. Das gute Geschöpf versuchte mich zu trösten.

»Aengstigen Sie sich ihretwegen nicht, Sir,« sagte sie. »Ich bin an Reisen gewöhnt, Sir, und werde Sorge für sie tragen.«

Sie war eine Frau, auf die man sich verlassen konnte, eine treue anhängliche Dienerin. Ich machte ihr zum Abschiede ein kleines Geschenk und bat sie, mir von Zeit zu Zeit zu schreiben.

Viele mögen dies vielleicht als eine unschickliche Handlungsweise

meinerseits betrachten, aber ich muß gestehen, mir kam sie ganz natürlich vor. Ich bin kein hochmüthiger Mensch und wenn Jemand freundlich gegen mich ist, frage ich nicht, ob derselbe vornehmer oder geringer, ärmer oder reicher ist, wie ich. Meiner Meinung nach stehen wir auf derselben Stufe, wenn dieselbe Sympathie uns vereinigt. Mathilde wußte genug von Allem, was vorgefallen war, um vorauszusehen, daß Stella in ihren Briefen an mich eine gewisse Zurückhaltung beobachten würde.

»Von mir sollen Sie die Wahrheit erfahren, Sir,« flüsterte sie mir zu. Ich glaubte ihr. Wenn mein Herz wund ist, gebt mir eine Frau zur Freundin, möge sie eine Dame oder nur eine Kammerjungfer sein, ihr Werth bleibt für mich derselbe.

Cowes, 2. März. Ich bin mit einem Makler wegen einer Yacht in Unterhaltung.

Ich muß etwas unternehmen und irgend wohin gehen. Nach Beaupark? maß ich nicht wieder zurück. Menschen mit ruhigem Gemüthe können Vergnügen im Verkehr mit ihren Nachbarn auf dem Lande finden. Ich bin ein elendes Geschöpf, mein Gemüth ist in beständiger Unruhe und Aufregung. Vortreffliche Familienväter, die von Politik reden, musterhafte Mütter, die mir Gelegenheit geben, ihre Töchter zu heirathen, das sind die geselligen Freuden, die meiner in Devonshire warten. Nein, ich will eine Kreuzfahrt auf dem Mittelländischen Meere machen und ich will einen Freund mitnehmen, dessen Gesellschaft ich nie überdrüssig werde — meinen Hund.

3. März. Ich habe an Stella geschrieben und eine Liste von Adressen beigelegt, wohin sie Briefe an mich abschicken kann; eine ebensolche Liste habe ich meiner treuen Verbündeten, der Kammerjungfer geschickt. Von Gibraltar aus wollen wir unsren Kurs nach Neapel, von da nach Civita-Vechia, Livorno, Genua und Marseille nehmen. Von allen diesen Orten aus kann ich St. Germain leicht erreichen.

7. März. An Bord. Es ist sechs ein halb Uhr Abends. Wir sind eben an dem Leuchtturme von Eddystone vorübergesegelt. Der Wind ist günstig, wir segeln zehn Knoten die Stunde.

\*       \*

Neapel, 10. Mai. Die schönen Aussichten zu Anfang meiner Reise haben sich nicht erfüllt. Widrige Winde, Sturm und in Folge dessen ein längerer Aufenthalt in Cadix, um den an der Yacht angerichteten Schaden auszubessern, haben unsere Ankunft in Neapel bis beute verzögert. Unter diesen widerwärtigen Umständen hat die Yacht sich ausgezeichnet bewährt. Ein stärkeres und besseres Schiff war noch nie gebaut.

Es ist schon zu spät, — die Postämter sind schon geschlossen, aber morgen mit dem Frühhesten werde ich an das Land schicken, um nach Briefen fragen zu lassen. — Meine fernere Reise hängt von den Nachrichten ab, die ich aus St. Germain erhalten werde. Sollte ich länger in diesen Regionen bleiben, so werde ich meiner Mannschaft die Ferien, welche sie so wohl verdient hat, in Civita-Vechia geben. Ich bin immer gern in Rom, aber ich habe Neapel immer verabscheut.

11. Mai. Meine Pläne sind gänzlich verändert; je weiter ich mich von Frankreich entferne, je besser wird es sein.

Ich habe Nachrichten von Stella und auch von der Kammerjungfer. In beiden Briefen wird mir mitgetheilt, daß das Kind geboren und daß es ein Knabe ist. Glauben sie denn, daß ich mich für den Jungen interessiere? Es wird mein schlimmster Feind sein, ehe er noch aus dem Tragekleide ist.

Stella schreibt freundlich genug, aber mit keiner Silbe ladet sie mich ein oder läßt mich nur hoffen, daß sie mich einladen werde, nach St. Germain zu kommen. Sie erwähnt ihrer Mutter nur ganz kurz, indem sie mir sagt, daß

Mrs. Eyrecourt sich wohl befindet und die Freuden der Pariser Gesellschaft genieße. Dreiviertel des Briefes sind voll von dem Kinde. Als ich ihr geschrieben, hatte ich mich »Ihr Sie liebender« unterschrieben, Stella unterzeichnetet »Ihre aufrichtige.« Es ist nur eine Kleinigkeit, das ist wahr, aber es schmerzt mich nichts destoweniger.

Mathilde ist ihrem Versprechen treu, sie schreibt mir die Wahrheit.

*»Seit der Geburt des Kindes,« schreibt sie, »hat Mrs. Romayne ihren Namen nicht mehr genannt; sie kann von nichts mehr sprechen und an nichts mehr denken, als an ihr Kind. Ich kann mich wohl in ihre traurige Lage hinein denken, aber ich finde es doch nicht sehr dankbar von ich, Mr. Winterfield vergessen zu haben, der soviel für sie gethan und weiter nichts verlangt, als einige Stunden harmlos bei ihr zuzubringen. Vielleicht kann ich als unverheirathete Frau nicht über Mutter und Kinder urtheilen. Aber ich habe auch meine Gefühle und wenn ich auch Mr. Romayne nicht leiden konnte, so hege ich Theilnahme für Sie, Sir, verzeihen Sie mir diese Freiheit. Meiner Ansicht nach wird sich die neue Narrheit für das Kind mit der Zeit legen. Es ist schon der Gegenstand von Meinungsverschiedenheiten geworden. Meine gute Herrin, die Welterfahrung sowohl wie ein liebendes Herz besitzt, ist der Ansicht, daß Mr. Romayne von der Geburt eines Sohnes und Erben unterrichtet werden müsse. Mrs. Eyrecourt sagt sehr wahr, daß der schändliche alte Priester sich zum Nachtheile des Kindes in Besitz von Mr. Romaynes Vermögen setzen werde, wenn nicht Schritte geschehen, um Mr. Romayne zu bewegen, seinem Sohne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mrs. Romayne ist stolz wie Luzifer; sie will nichts davon hören, den ersten Schritt zu thun, wie sie es nennt, Der Mann, der mich verlassen hat, sagt sie, hat kein Herz, weder für sein Weib, noch für sein Kind. Meine Herrin stimmt darin nicht mit ihr überein. Es sind schon harte Worte gefallen und der gute alte französische Herr und seine Frau suchen Frieden zu stiften. Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß sie ihnen Bonbons anbieten, um sie zu besänftigen. Meine Herrin nimmt die Gaben an und war auch schon mehr wie einmal in Paris im Theater mit Monsieur und Madame Raymond. Schließlich, Sir, möchte ich mir erlauben, Ihnen zu rathen, den Versuch zu machen, welche Wirkung Abwesenheit und Stillschweigen auf Mrs. Romayne machen könnten.«*

Ein äußerst verständiger Brief. Ich werde Mathilde's Rath befolgen. Stella spricht meinen Namen nicht aus und doch ist kein Tag vergangen, an welchem ich ihrer nicht gedacht habe.

Gut, ich glaube, ein Mann kann sein Herz verhärten, wenn er nur will. Ich will mein Herz verhärten und sie vergessen.

Die Mannschaft soll drei Tage an's Land gehen, und dann segeln wir nach Alexandria. Im dortigen Hafen soll die Jacht meine Rückkehr erwarten. Ich habe die Nilfälle noch nicht besucht, ich habe die mausefarbenen Nubierinnen noch nicht gesehen. Ein Zelt in der Wüste und eine schwarze Tochter der Natur als Haushälterin, das ist ein neues Leben für einen Mann gleich mir, dem die schale Zivilisation Europas zum Ekel geworden ist! Ich werde mir den Bart wachsen lassen.

\* \* \*

Civite-Vechia. 28. Februar 1863 Nach neunmonatlicher Abwesenheit wieder an der Küste von Italien angelangt!

Was haben meine Reisen mir eingetragen? Sie haben mich brauner und magerer gemacht; sie haben mir mehr Geduld und Geschmack an schwachem Tabak gegeben. Haben sie mich Stella vergessen gemacht? Nicht im Geringsten, mehr denn je sehne mich danach sie wieder zu sehen. Wenn ich in meinem Tagebuch nachschlage, schäme ich mich wahrhaft meines Ungestüms und meiner Ungeduld. Welche erbärmliche Eitelkeit von mir, zu

verlangen, daß sie an mich denken sollte, wo sie ganz von den Sorgen und Freuden der Mutterschaft in Anspruch genommen wurde, die ihr so heilig waren, der Aermsten, als die einzige Tröstung ihres traurigen Daseins. Ich nehme aus dem Grunde meines Herzens Alles zurück, was ich von ihr geschrieben, und aus dem Grunde, meines Herzens vergebe ich dem Kinde.

Rom, den 1. März. Ich fand bei meinem Banquier eine Menge Briefe vor. —

Die letzten Nachrichten aus St. Germain enthielten Alles, was ich nur hoffen konnte. In ihrer Antwort auf meinen letzten Brief von Cairo aus, ich brach das Gelübde des Stillschweigens, als ich dort ankam, schickte mir Stella die sehnlichst erwartete Einladung.

»Bitte, lieber Bernhard, tragen Sie Sorge, zum ersten Geburtstage meines Knaben, am sieben und zwanzigsten März, bei uns zu sein.« Nach jenen Worten braucht sie nicht zu fürchten, daß ich zu spät eintreffen werde, Traveller, der Hund hat jetzt seinen Namen wohlverdient, wird sich genöthigt sehen, der Yacht, welche er liebt, Lebewohl zu sagen und mit der Eisenbahn, die er haßt, seine Heimreise antreten müssen. Keine Stürme, kein Aufenthalt mehr für mich. Lebewohl der See für eine Weile.

Ich habe meine glückliche Rückkehr aus dem Orient durch ein Telegramm angezeigt, aber ich darf mich nicht zu sehr beeilen, Rom zu verlassen, denn sonst würde ich einen sehr großen Fehler begehen; ich würde Stella's Mutter nicht befriedigen.

Mrs. Eyrecourt ersucht mich nämlich dringend, daß, wenn ich meinen Rückweg durch Italien nehme, ich ja nicht unterlassen möge Erkundigungen über Romayne einzuziehen. Sie ist begierig, zu wissen, ob er schon dem Priesterstande einverleibt ist. Ich soll auch suchen zu ermitteln, welches seine Aussichten sind, ob er so unglücklich ist, wie er es zu sein verdient, ob er sich in seinen Erwartungen getäuscht fühlt und vielleicht dadurch wieder zur Vernunft gebracht werden könne; vor Allem aber, ob Vater Benwell noch bei ihm in Rom ist. Ich glaube, Mrs. Eyrecourt hat die Absicht noch nicht aufgegeben, ihn mit der Geburt seines Sohnes bekannt zu machen.

Die richtige Person, bei der ich meine Erkundigungen einziehen könnte, wäre jedenfalls mein Banquier. Er lebt schon seit zwanzig Jahren in Rom, aber ex ist ein zu geschäftiger Mann, als daß ich ihn in den Geschäftsstunden mit Fragen belästigen könnte. Ich habe ihn eingeladen, morgen mit mir zu speisen.

2. März. Mein Gast hat mich soeben verlassen. Ich fürchte, Mrs. Eyrecourt wird traurig überrascht sein, wenn sie hört, was ich ihr mitzutheilen habe.

Sowie ich Romayne's Namen nannte, sah mich der Banquier erstaunt an.

»Das ist ja der Mann, von dem ganz Rom spricht,« sagte er, »es wundert mich, daß Sie noch nichts von ihm gehört haben.«

»Ist er ein Priester?«

»»Gewiß! und mehr noch, die gewöhnliche Vorbereitungszeit für den Priesterstand wurde für ihn von höchster Stelle aus abgekürzt. Oer Papst nimmt großes Interesse an ihm und was das Volk anbelangt, so haben die Italiener ihm schon den Spitznamen »der junge Cardinal« gegeben. Glauben Sie nur nicht, wie dieses einige unserer Landsleute thun, daß er die hohe Stellung, die er bereits einnimmt, seinem Reichthum zu verdanken hat. Sein Reichthum hat auf die ihm bezeigte Gunst nur geringen Einfluß. Die Wahrheit ist, daß er sich in zwei entgegengesetzten Fähigkeiten vereinigt, die selten in einem und demselben Manne gefunden werden. Er genießt hier schon eines volksthümlichen Rufes als beredter und überzeugender Kanzelredner —«

»Ein Prediger!« rief ich aus. »Und ein volksthümlicher Redner? Wie können die Italiener ihn denn verstehen?«

Der Banquier sah mich betroffen an.

»Warum sollen sie einen Mann nicht verstehen, der zu ihnen in ihrer Landessprache redet?« sagte er. »Romayne war der italienischen Sprache schon mächtig als er hierher kam und seitdem er hier ist, hat er sich daran gewöhnt, auch italienisch zu denken. So lange die Saison hier in Rom dauert, predigt er abwechselnd in italienischer und englischer Sprache, Aber ich sprach von den beiden entgegengesetzten Vollkommenheiten, die dieser außerordentliche Mann besitzt. Außer als Kanzelredner zeichnet er sich auch durch großen Scharfblick für die politischen Bedürfnisse der Kirche aus. Wie man mir sagt, hat er durch umfassende, tiefe Studien der Geschichte in früheren Jahren seinen Verstand für die politische Laufbahn ausgebildet. Jedenfalls hat er bei einer letzthin entstandenen Differenz zwischen Kirche und Staat ein Memorandum veröffentlicht, welches der Cardinal-Secretair für ein Muster der Geschicklichkeit erklärt, die Erfahrungen der Vergangenheit auf die Forderungen der Gegenwart anzuwenden. Wenn er sich nicht durch fortgesetzte Anstrengungen selbst aufreibt, so wird sein italienischer Spitznamen sich in nicht zu langer Zeit bewahrheiten und wir werden den Neubekehrten als Cardinal Romayne begrüßen können.«

»Sind Sie mit ihm persönlich bekannt?« fragte ich.

»Nein, er geht mit keinem Engländer um,« versetzte der Banquier. »Man sagt, daß ein romantisches Abenteuer ihn dazu veranlaßt habe, England zu verlassen und daß er auch aus diesem Grunde jeden Verkehr mit seinen Landsleuten vermeide. Ob das Gerücht wahr oder falsch sei, soviel steht fest, daß er für die Engländer in Rom unnahbar ist. Ich habe sogar gehört, daß er nicht einmal Briefe annimmt, die aus England für ihn ankommen. Wenn Sie ihn sehen wollen, müssen Sie es machen, wie ich es gemacht habe. Sie müssen in die Kirche gehen wo er predigt. Nächsten Donnerstag Abend predigt er für diese Saison zum letzten Male in englischer Sprache. Soll ich Sie vielleicht abholen, um mit Ihnen zur Kirche zu gehen?«

Wenn ich meiner Neigung hätte folgen können, würde ich sein Anerbieten angenommen haben. Ich fühle nicht die geringste Theilnahme für Romayne, im Gegentheil, er flößt mir geradezu Abneigung ein. Aber ich mag den Banquier nicht durch eine abschlägige Antwort kränken und dann hängt auch mein Empfang in St. Germain davon ab, wie ich Mrs. Eyrecourt's Auftrag erfüllt habe. So willigte ich denn ein, den großen Kanzelredner zu hören, unter dem heimlichen Vorbehalt, die Kirche noch vor Ende der Predigt zu verlassen.

Aber ehe ich ihn noch gesehen habe bin ich von einer Sache überzeugt, besonders nach dem, was der Banquier über ihn erzählte. Stella's Ansicht von seinem Charakter ist die richtige. Der Mann, der sie verlassen, hat kein Gefühl mehr weder für sie noch für sein Kind. Sie sind für immer geschieden.

**3. März.** Ich habe soeben mit dem Wirthe des Hotels gesprochen. er kann mir behilflich sein, eine von Mrs. Eyrecourt's Fragen zu beantworten. Einer seiner Neffen hat eine Anstellung in dem Hauptquartiere der Jesuiten, hier in der Nähe ihrer berühmten Kirche Il Gesu. Ich habe den jungen Mann beauftragt, nachzufragen, ob Vater Benwell noch in Rom ist.

**4. März.** Gute Nachrichten für Mrs. Eyrecourt, insofern Vater Benwell schon seit längerer Zeit Rom verlassen und wieder zu seinen gewöhnlichen Pflichten nach England zurückgekehrt ist.

**5. März.** Ich habe Romayne's Predigt beigewohnt. Dieser zwiefache Renegat, der seinen Glauben und sein Weib verlassen, hat auf meinen Verstand gar keinen Eindruck gemacht. Aber er hat meine Nieren derartig aufgeregt, daß ich zur großen Belästigung meines Banquiers eine Flasche Champagner bestellte, sobald wir wieder im Hotel angelangt waren.

Wir fuhren durch die trübe erleuchteten Straßen Roms bis zu einer kleinen Kirche in der Nachbarschaft der Piazza Narona. Für einen Mann von

leichter erregbarer Phantasie wie ich würde der Eindruck, welchen die Szene hervorbrachte, als wir die Kirche betraten, von unbeschreiblicher Wirkung gewesen sein. Das einzige Licht einer ungeheuren Wachskerze, welche vor einem schwarzen Vorhange angebracht war, beleuchtete schwach einen gekreuzigten Christus in Lebensgröße, aus weißem Marmor ausgehauen. Vor diesem schauerlichen Zeichen befand sich eine Art Altar, der auch mit schwarzem Tuche behangen war. Wir konnten nur bis in die Thür des Gebäudes dringen, welches bis in den entferntesten Winkel mit Andächtigen gefüllt war. Nichts war zu vernehmen, wie der leise klagende Ton der Orgel, von Zeit zu Zeit begleitet von dem dumpfklingenden Schall der Schläge, welche fanatische, büßende Gläubige sich gegen die Brust versetzten.

Plötzlich verstummte die Orgel und auch die Schläge wurden nicht mehr gehört. Während der atemlosen Stille, die jetzt herrschte, bestieg ein Mann im schwarzen Talare den schwarzen Altar und überblickte die Versammlung. Sein Haar war ergraut, sein Gesicht war geisterhaft bleich. Als er langsam den Kopf wandte, ließ der Schimmer der Kerze die tiefen Schatten seiner eingefallenen Wangen und den unheimlichen Glanz seines Auges schärfer hervortreten. Mit tiefer, anfänglich zitternder Stimme verkündete er das Thema seiner Ansprache. Vor etwa einer Woche waren an demselben Tage in Rom zwei beachtenswerthe Personen gestorben. Die eine war eine Frau von exemplarischer Frömmigkeit gewesen, deren Obsequien in dieser Kirche begangen worden waren. Die andere war ein Mörder, der im Gefängnis gestorben und jede Tröstung der Kirche beharrlich zurückgewiesen und bis zum letzten Augenblicke seine That nicht bereut hatte. Die Predigt folgte der Seele der begnadeten Frau zu den Pforten des Himmels, wo sie den verdienten Lohn ihrer Tugenden empfangen und beschrieb ihr Wiedersehen mit den Geliebten, der ihr vorausgegangen, in so rührenden und ergreifenden Worten, daß die Frauen und selbst einige der anwesenden Männer in Thränen ausbrachen.

Weit verschieden war aber der Eindruck, den es hervorbrachte, als der Prediger, erfüllt von demselben aufrichtigen Glauben, welcher ihn zu der Schilderung der himmlischen Freuden begeistert hatte, den Weg des unbußfertigen Sünders von seinem Sterbelager bis zum Abgrunde der Hölle ausmalte. Der schreckliche Glaube an die ewige Qual und Verdammnis gewann an Schrecken in den Priesters feurigen Worten. Er beschrieb die rächende anklagende Stimme der Mutter und des Sohnes, die des Gatten und des Vaters beraubt, unaufhörlich in den Ohren des Mörders wiederklinge. Ich, der ich zu Euch rede, ich höre diese Stimme! rief er. Mörder! Mörder! Wo bist du? Ich sehe ihn, ich sehe den Mörder hinabgeschlendert in die rastlosen Reihen der Verdammten! Ich sehe ihn von der ewigen Flamme umgeben, sich unter den Martern winden, die ihn ohne Unterlaß und ohne Ende verzehren. Der Höhepunkt seiner fanatischen Begeisterung war erreicht, als er sich auf die Knie warf und unter Schluchzen und Weinen auf das Kruzifix weisend betete, daß er und alle, die ihn hörten, den Tod des bußfertigen Sünders sterben möchten, denen Vergebung in dem heiligen erlösenden Namen Christi geworden. Ein hysterisches Kreischen der Frauen erfüllte die Kirche. Ich konnte es nicht länger aushalten und eilte hinaus auf die Straße. Dort athmete ich wieder freier auf, als ich zu dem klaren wolkenlosen Himmel und den unzähligen Sternen emporschaute.

Und jener Mann war Romayne! Als ich ihn zum letzten Male sah, war er umgeben von den herrlichsten Kunstwerken und schwärzend für die Literatur, einer der liebenswürdigsten Menschen, dessen mit dem ausgesuchtesten Luxus ausgestattetes Haus seinen Freunden gastlich geöffnet war. Was hatte Rom aus ihm gemacht?

»Ja,« sagte mein Begleiter, »die alte Kirche kann nicht allein diejenigen Männer herausfinden, die am besten zu ihrem Dienste geeignet sind, sie versteht es auch Anlagen in ihnen zu entwickeln, deren sie sich selbst nicht

bewußt waren. Die Fortschritte, welche die römisch-katholische Kirche macht und stets gemacht hat, haben ihre redenden Gründe. Dank der großen Reformation sind die früheren Aergerisse, welche das Leben der Päpste oft gegeben, durch den musterhaften Wandel der jetzigen hohen und niederen Diener der Kirche gesühnt worden. Wenn jetzt ein neuer Luther unter uns aufstehen würde, wo fände er Mißbräuche, die hinreichend anstößig und verbreitet wären, um das sittliche Gefühl der Christenheit zu empören? Er würde sie nirgends finden und genötigt sein, sich wieder unter das schützende Dach des römischen Schafstalles zu verkriechen.«

Ich hörte ihn an, ohne eine Bemerkung zu machen, denn die Wahrheit zu gestehen, ich dachte an Stella.

**6. März.** Ich war in Civita-Vichia, um meinen Offizieren und der Mannschaft ein kleines Abschiedsfest zu geben, ehe sie die Yacht wieder nach England zurückführen.

Ich theilte ihnen beim Abschiede in wenigen Worten mit, daß ich beabsichtige, das Fahrzeug zu kaufen und daß ich sie darüber benachrichtigen werde, wenn der Handel abgeschlossen sei. Diese Mittheilung wurde mit Begeisterung aufgenommen. Ich bin meiner Mannschaft aufrichtig zugethan, und ich glaube mir schmeicheln zu dürfen, daß sie meine Zuneigung erwidern. Mein zukünftiges Leben wird allem Anscheine nach ein Wanderleben sein, wenn nicht — Nein! Ich mag wohl in eine glückliche Zukunft denken, aber ich darf meine Gedanken nicht in Worten wiedergeben. Ich werde ein schönes Schiff haben, ich habe viel Geld und ich liebe die See. Das sind drei Gründe, die mich für den Ankauf der Yacht bestimmen.

Bei meiner Ankunft in Rom fand ich einen Brief von Stella, Sie schreibt gleich nach Empfang des Telegramms. Sie hat ein ähnliches Anliegen an mich wie ihre Mutter. Jetzt, wo im in Rom bin, bittet auch sie mich, über einen Jesuiten Erkundigungen einzuziehen. Er ist bei einer auswärtigen Mission betheiligt, sein Name ist Penrose. Wenn wir uns wieder sehen, werde ich Ihnen erzählen, schreibt sie, wie tief ich ihm verpflichtet bin. Vorläufig sage ich Ihnen nur so viel, daß er gerade das Gegentheil von Vater Benwell ist und daß ich die undankbarste der Frauen wäre, wenn ich nicht den wärmsten Anteil an seinem Wohlergehen nähme.

Das klingt sehr sonderbar und für mich wenig befriedigend. Wer ist Penrose und was hat er gethan, um eine so große Dankbarkeit von Stella's Seite zu verdienen? Wenn mir Jemand gesagt hätte, daß Stella die Frau eines Jesuiten sein könne, würde ich ihm eine grobe Antwort gegeben haben. Nun, ich muß ihre Erklärung abwarten und wieder zu dem Neffen des Wirthes meine Zuflucht nehmen.

**7. März.** Es ist wenig Aussicht vorhanden, die Verdienste Mr. Penrose's bei persönlicher Bekanntschaft würdigen zu lernen. Er ist Tausende von Meilen von Europa entfernt und befindet sich in einer so gefährlichen Stellung, daß die Hoffnung auf seine glückliche Rückkehr nur sehr zweifelhaft ist.

Die anfängliche Bestimmung der Mission, welcher er beigegeben ist, war, das Feld ihrer Wirksamkeit in Central-Amerika zu finden. Ehe die Missionare ihre Reise noch antreten konnten, erreichte die Nachricht Rom, daß neue Unruhen in diesem revolutionären Theile des Erdballes ausgebrochen seien. Unter diesen entmuthigenden Umständen änderten die geistlichen Autoritäten den Bestimmungsort der Mission und sandten die Missionare nach dem an New-Mexico grenzenden Arizona, welches die Vereinigten Staaten erst kürzlich angekauft hatten. Hier in dem Thale von Sante Cruz hatten schon vor zweihundert Jahren die Jesuiten den fruchtlosen Versuch gemacht, die Indianerstämmen bekehren zu wollen. Ihr Missionshaus und ihre Kirche sind jetzt ein Trümmerhaufe und die wilden Apache-Indianer hatten

durch ihre Grausamkeit jeden fremden Eindringling von dem fruchtbaren Thale fern. Zu diesem übelberufenen Orte nun haben Penrose und seine Gefährten ihre Pilgerfahrt unternommen und wagen jetzt ihr Leben bei dem Versuche, die Herzen jener blutdürstigen Wilden den Lehren des Christenthums zu öffnen. Bis jetzt hat man von ihnen noch nichts gehört und Monate können darüber vergeben, ehe sichere Nachrichten von ihnen einlaufen.

Was wird Stella dazu sagen? Aber ich fange jetzt an, ihre Theilnahme für Penrose zu verstehen. Er ist einer von jener Heldenschaar des Glaubens. Ich bin schon begierig, mehr über ihn zu erfahren.

Morgen ist ein besonders wichtiger Tag in meinem Kalender. Morgen verlasse ich Rom, um mich nach St. Germain zu begeben.

Sollte irgend ein Wechsel in Romayne's Leben eintreten, oder Nachrichten von Penrose einlaufen, so hat mein Banquier mir versprochen, mir sofort Mittheilung davon zu machen.

\* \* \*

St. Germain, den 14, März. Ich bin gestern angekommen. Nach den Anstrengungen der Reise und der freudigen Aufregung des Wiedersehens war ich nicht im Stande, am Abend noch wie gewöhnlich meine Erlebnisse in mein Tagebuch zu verzeichnen.

Sie ist schöner denn je; ihre Gestalt, die früher etwas zu schmächtig war, hat an Fülle und Rundung gewonnen. Ihr liebliches Gesicht hat den Ausdruck des Leidens und der Bekümmernis verloren und seine zarte Farbe wieder erlangt, in ihren Augen sehe ich wieder jene reine Heiterkeit, die mich vor Jahren bezauberte. Vielleicht ist diese Veränderung dem tröstenden Einflusse des Kindes, im Verein mit der Zeit und dem ruhigen Leben, das sie jetzt führt, zuzuschreiben, aber sicher hätte ich eine so vortheilhafte Veränderung nicht erwartet, wie ich sie noch einjähriger Abwesenheit bei Stella gefunden.

Das Kind ist ein prächtiger, munterer, kleiner Bursche und sein größtes Verdienst ist, daß der Junge seinem Vater durchaus nicht ähnlich sieht. Als ich ihn zum ersten Mal auf den Arm nahm, sah ich seine Mutter an und blickte ihm dann in das Gesicht, daß er mit dem größten Erstaunen zu mir erhoben hatte. Das Kind und ich werden uns ganz gut mit einander vertragen.

Selbst Mrs. Eyrecourt scheint sich in der französischen Luft und bei der französischen Lebensweise erholt zu haben. Sie hat eine bessere Unterlage für ihre Schminke bekommen. Ihre Zunge ist geläufig wie immer und sie hat ihre gute Laune vollständig wiedergewonnen, daß Monsieur und Madame Raymond erklären, sie müsse französisches Blut in ihren Adern haben. Sie waren Alle so aufrichtig erfreut, mich wieder zu sehen, Mathilde mit eingeschlossen, daß ich mich wirklich wie zu Hause fühlte. Was Traveller anbetrifft, so muß ich in Anbetracht seiner Figur und seiner Gesundheit ernstlich einschreiten, damit nicht Jeder im Hause ihn mit allem nur Eßbaren füttert, vom trockenen Brote an bis zur Gänseleberpastete.

»Wie wir heute gelebt haben, so leben wir alle Tage,« hatte mir Stella gesagt.

Wir beginnen den Morgen mit dem üblichen Kaffee, um elf Uhr werde ich zu einem jener so kunstvoll zubereiteten Frühstücke gerufen, das man nur in Frankreich oder in Schottland findet, dann folgt eine Pause von etwa drei Stunden, während welcher das Kind ausgetragen wird und seine Siesta hält, und wir Anderen uns nach Belieben beschäftigen. Um drei Uhr machen wir, während die Schwächeren der Gesellschaft den Ponnywagen benutzen, einen

Spaziergang im Walde, Um sechs Uhr versammeln wir uns zum Diner, und zum Kaffee kommen einige unserer Nachbarn, um eine Parthie Karten mit uns zu spielen, um zehn Uhr wünschen wir uns eine gute Nacht.

Dies ist unser häusliches Leben, das nur dann und wann durch eine Landparthie oder einen Ausflug nach Paris unterbrochen wird. Die ruhige Lebensweise in St. Germain ist Alles, was ich wünschen kann. Ein ganzes Jahr lang habe ich mich danach gesehnt. Was bleibt mir denn noch zu wünschen übrig?

Natürlich nichts.

Und dennoch — und dennoch — hat Stella es mir unschuldiger Weise schwerer wie je gemacht, die Rolle des Bruders zu spielen. Ihre wiedererlangte Schönheit, zu der ihre Mutter und ihre Freunde ihr Glück wünschen, wie ergreift sie mich!

Ich sollte lieber über mein hartes Loos nicht grübeln. Aber kann ich anders? Kann ich das unverdiente Unglück aus meinem Gedächtnis verwischen, welches mich des Weibes meiner Liebe in der ersten Blüthe ihrer Reize beraubte? Ich will wenigstens versuchen.

**15. März.** Es ist acht Uhr Morgens und ich weiß nicht, womit mich mir die Zeit vertreiben soll. Meinen Kaffee habe ich getrunken, ich will einen Blick in mein Tagebuch werfen.

Es fällt mir auf, daß ich in die schlechte Gewohnheit verfallen bin, zu viel über mich selbst zu schreiben. Das Führen eines Tagebuchs hat immer diesen Nachtheil, es nährt den Egoismus. Nun, das Gegenmittel ist leicht gefunden. Vom heutigen Tage an schließe ich mein Tagebuch ein, um es nur dann wieder vorzunehmen, wenn sich etwas ereignen sollte, was des Aufzeichnens werth ist, was mich und meine Gefühle anbetrifft, so sind sie zum letzten Male auf diesen Seiten erschienen.

\*       \*

Den **7. Juni.** Heute bietet sich die Gelegenheit, mein Tagebuch wieder vorzuholen.

Es sind Nachrichten von Rom eingelaufen, die zu wichtig sind, um mit Stillschweigen übergangen zu werden. Er ist zum päpstlichen Kammerherrn ernannt worden. Ebenso verlautet es, daß er einer päpstlichen Gesandtschaft attachirt werden soll, wenn die Gelegenheit sich bietet. Diese gegenwärtigen und künftigen Auszeichnungen entfernen ihn immer mehr von jeder möglichen Rückkehr zu Weib und Kind.

**8. Juni.** Mrs. Eyrecourt scheint meine Ansicht hinsichtlich Romayne's zu theilen.

Als sie heute in Paris ein Morgencentert besuchte, traf sie zufällig ihren alten Freund, Doktor Wybrow. Der berühmte Arzt ist auf dem Wege nach Italien, wo er sich einige Monate zu seiner Erholung aufzuhalten gedenkt. Sie machten nach dem Concerte eine Spazierfahrt im Boi de Boulogne und Mrs. Eyrecourt sprach sich wie immer offen und unumwunden über die Lage Stella's und des Kindes gegen ihn aus. Er war vollständig mit ihr einverstanden, daß mit Rücksicht auf die Zukunft des Kindes viel Zeit verloren sei, indem man Romayne die Geburt des Erben nicht sogleich angezeigt habe und versprach, wie groß auch die Hindernisse seien möchten, ihm selbst die betreffende Mittheilung zu machen, sobald er in Rom angelangt wäre.

**9. Juni.** Madame Raymond hat mit mir im Vertrauen über einen sehr delikaten Punkt gesprochen.

Ich habe gelobt, nichts mehr über mich selbst zu schreiben, aber dennoch muß ich heute berichten, was meine gute Freundin mir sagte. Wenn ich diese

kleine Mittheilung oft genug durchlese, werde ich vielleicht endlich den Entschluß fassen, den Rath Madame Raymond's zu befolgen. Kurz, das waren ihre Worte: —

Stella hat mit mir gesprochen, seit sie Ihnen zufällig im Garten begegnete. Sie will Ihnen das nicht länger zu verbergen suchen, was Sie schon längst errathen haben werden. Aber sie zieht es vor, das ich Ihnen sage, was Ihnen mitgetheilt werden muß. Das Betragen ihres Mannes gegen sie ist eine Beleidigung, die sie nie vergessen kann. Sie blickt jetzt mit einem Gefühle des Widerwillens auf jene Liebe zurück, welche sie in England die Liebe beim ersten Erblicken nennen, und sie erinnert sich mit Trauer jener andern Liebe, die langsamer aber fester Wurzel in ihrem Herzen faßte. Zu ihrer Beschämung gesteht sie ein, daß sie nicht stark genug gewesen, Ihnen, das Beispiel der Pflichterfüllung und der Zurückhaltung gegeben zu haben, als sie sich Ihnen allein gegenüber gefunden habe. Sie überläßt es mir, Ihnen zu sagen, daß Sie in Zukunft sie nur in Gegenwart Anderer sehen dürfen. Erwähnen Sie dessen, was ich Ihnen sage, nicht, wenn Sie mit ihr zusammenkommen und bedenken Sie, daß sie nur mit mir darüber gesprochen, anstatt mit ihrer Mutter, weil sie fürchte, daß Mrs. Eyrecourt Ihnen harte Worte sagen und Sie betrüben könnte, wie sie es schon ein Mal in England gethan. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so verabschieden Sie sich und begeben Sie sich wieder auf Reisen.«

Was ich antwortete, kommt wenig in Betracht. Wir wurden durch das Kindermädchen unterbrochen, das an der Thür des Pavillons erschien.

Sie führte das Kind an der Hand. Bei seinen ersten Versuchen zu sprechen, war unter der Anleitung seiner Mutter der Versuch gewesen, mich Onkel Bernard zu nennen. Er war schon so weit vorgesritten, die erste Silbe meines Namens aussprechen zu können und kam, um mir den Erfolg seines Unterrichts zu beweisen. Seine kleinen Hände auf meine Knieen legend, sah er mich mit den Augen seiner Mutter an und sagte: »Onkel Ber.« Es war nur eine unbedeutende Zufälligkeit, aber sie schnitt mir »in diesem Augenblick in das Herz. Ich konnte nur den Knaben in meine Arme nehmen und Madame Raymond ansehen. Die gute Frau fühlte mit mir. Ich sah Thränen in ihren Augen.

Jetzt genug von mir, ich schließe das Buch wieder.

\* \* \*

Den 3. Juli. Mrs. Eyrecourt erhielt diesen Morgen einen Brief von Doktor Wybrow. Derselbe ist vom Castel Gandolpho bei Rom aus datiert. Dort gedenkt der Doktor die heißen Monate zuzubringen und dort hat er auch Romayne im Gefolge des heiligen Vaters, in dem berühmten Sommerpallaste der Päpste gesehen. Wie er eine Unterredung mit Mr. Romayne erlangte, sagte er nicht. Einem Manne von seinem Rufe ist jede Thür geöffnet, die anderen verschlossen bleibt.

»Ich habe mein Versprechen erfüllt,« schreibt er, »und ich darf sagen, daß ich alle nur mögliche Vorsicht gebraucht habe. Aber das Resultat meiner Mittheilung hat mich entsetzt. Im Augenblick glaubte ich, Romayne sei vom Starrkrampfe befallen. Sein Gesicht, seine Gliedmaßen, Alles zeigte jene starre Unbeweglichkeit, welche diese Krankheitsform charakterisiert. Aber als ich mich ihm näherte und seine Hand ergreifen wollte, wich er zurück und machte mir ein Zeichen, daß ich ihn verlassen solle. Ich übergab ihn der Sorge seines Dieners. Am folgenden Tage erhielt ich einen Brief von einem seiner Collegen, worin derselbe mir mittheilte, daß er sich langsam nach dem Schlage, den ich ihm beigebracht, erhole, daß er mich aber ersuchen müsse, jeder ferneren Mittheilung, ob persönlich oder brieflich, gegen ihn zu entsagen.

Ich wollte, ich hätte Ihnen einen günstigeren Bericht über meine Einmischung in diese peinliche Angelegenheit geben können. Vielleicht werden Sie oder Ihre Tochter Nachricht von ihm erhalten.«

Vom **4. bis 9.** Bis jetzt ist noch kein Brief angelangt. Mrs. Eyrecourt ist sehr beunruhigt. Stella scheint im Gegentheile bedeutend erleichtert.

**10. Juli.** Stella hat ein Schreiben von Romayne's Sachverwalter in London erhalten. Das Jahrgeld, welches Mrs. Romayne ausgeschlagen hat, ist auf das Kind übertragen worden.

Mit umgehender Post hat Stella dem Sachwalter geantwortet, daß, so lange sie lebe und den geringsten Einfluß auf ihren Sohn ausübe, derselbe das angebotene Jahrgeld nie annehmen dürfe. Mrs. Eyrecourt, Monsieur und Madame Raymond, selbst Mathilde beschworen sie, den Brief nicht abzuschicken. Meiner Ueberzeugung nach hat Stella recht gehandelt. Obgleich Vange Abbey kein Majorat ist, so steht die Besitzung dem Knaben rechtmäßig zu und es ist ein himmelschreiendes Unrecht, ihn auf andere Weise abfinden zu wollen.

**11. Juli.** Zum zweiten Male habe ich vorgeschlagen, St. Germain verlassen zu wollen. Die Gegenwart eines Dritten, wenn ich mit ihr zusammen bin, ist mir unerträglich. Aber sie hält mich immer wieder zurück. »Niemand versteht mich so wie Sie,« sagte sie, und ich bleibe.

Es ist nicht meine Schuld, wenn ich Madame Raymond's Warnung nicht beachte.

\* \* \*

**13. September.** Schreckliche Nachrichten aus Rom über die Jesuiten-Mission in Arizona.

Die Apache-Indianer haben einen nächtlichen Angriff auf das Missionshaus gemacht. Das Haus ist niedergebrannt und sämtliche Missionare bis auf zwei getötet, die als Gefangene mit fortgeschleppt worden sind. Die Namen der überlebenden Priester sind nicht bekannt. Die Nachricht von dieser gräßlichen That ist vier Monate lang verzögert worden, ihren Weg nach Europa zu finden, theilweise wegen des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten, theilweise der Unruhen in Central-Amerika wegen.

In der Times, welche wir regelmäßig in St. Germain erhalten, fand ich alle Angaben bestätigt, aber auch hier waren die Namen der gefangenen Priester nicht angegeben.

Bald nach meiner Ankunft in St. Germain hatte Stella mir ihre Unterredung mit Penrose im Garten von Then Acres Lodge mitgetheilt. Ich wußte, wie tief sie dem jungen Priester zu Danke verpflichtet war, aber ich war nicht auf einen solchen Ausbruch des Schmerzes vorbereitet, dem sie sich hingab, als wir die Depesche aus Rom erhielten. Sie rief verzweiflungsvoll aus: »Ich werde nie wieder einen glücklichen Augenblick haben, bis ich weiß, ob Penrose einer der überlebenden Priester ist oder nicht.«

An diesem Morgen war Monsieur Raymond die unvermeidliche dritte Person bei unserer Zusammenkunft. Ein Buch in der Hand, saß er am Fenster, dann und wann seine Lektüre unterbrechend und einen Blick in den Garten werfend, bemerkte er plötzlich eine fremde Katze, die sich in seinen Blumenbeeten zu schaffen machte. Jede Rücksicht vergessend, humpelte der alte Herr aus dem Zimmer, um den Eindringling zu verscheuchen und ließ uns allein.

Ich sprach zu Stella Worte, die zurückzunehmen ich Alles in der Welt hingeben könnte. Eine wahnsinnige Eifersucht hatte sich meiner bemächtigt.

Ich hatte die Niederträchtigkeit zu äußern, daß es kein großes Verdienst von Penrose gewesen sei, den Bitten einer schönen Frau nachzugeben, die ihn durch ihre Reize bestrickt, wenn er auch gefürchtet habe, es einzugestehen. Sie verwahrte sich gegen meine unwürdige Beschuldigung, aber es gelang ihr nicht, mich zu beschämen. Weiß denn eine Frau niemals, welche Macht ihre Schönheit auf einen Mann ausübt? Ich fuhr in meinen Anschuldigungen fort, ich Elender, und wurde immer aufgeregter.

»Entschuldigen Sie mich,« sagte ich, »wenn ich Sie erzürnt habe. Ich hätte bedenken sollen, daß ich einen zarten Punkt berührte. Ihre Theilnahme für Penrose mag vielleicht einem wärmeren Gefühle entspringen, als dem einfachen Gefühle der Dankbarkeit.«

Sie wandte sich traurig, nicht zornig von mir ab und wollte schweigend das Zimmer verlassen. An der Thür angekommen, änderte sie ihren Entschluß und kam zurück.

»Selbst wenn Sie mich schmähen, Bernard, kann ich Ihnen nicht gram sein,« sagte sie sanft. »Ich habe Ihnen einst schweres Unrecht gethan, ich habe kein Recht mich zu beklagen, wenn Sie mir Unrecht thun. Ich will suchen es zu vergessen.«

Sie hielt mir die Hand hin, sie schlug die Augen auf und sah mich an. Es war nicht ihre Schuld, mich allein trifft aller Vorwurf. Im nächsten Augenblick war sie in meinen Armen. Ich drückte sie an meine Brust, ich fühlte den schnellen Schlag ihres Herzens, ich ergoß das wilde Bekennniß meines Schmerzes, meiner Scham, meiner Liebe in ihr Ohr, ich kostete wieder und wieder die Süßigkeit ihrer Lippen. Sie schlängt ihren Arm um meinen Nacken und zog mit einem langen Seufzer ihren Kopf zurück.

»Haben Sie Mitleid mit meiner Schwäche,« flüsterte sie. »Wir dürfen uns nicht wieder sehen.«

Mit zitternden Hand schob sie mich zurück und verließ das Zimmer. Was habe ich gethan? Was soll ich beginnen? Mir bleibt nur eines übrig, ich muß St. Germain verlassen. Jetzt, wo es zu spät ist, werde ich erst inne, wie hart das Leben der beständigen Entsagung für mich gewesen ist.

Ich hatte bis hierher geschrieben, als das Kindermädchen mir einen kleinen mit Bleistift geschriebenen Zettel überbrachte; sie sollte nicht auf Antwort warten.

Die wenigen Zeilen waren von Stella, die mir schrieb:

*»Sie dürfen uns nicht zu plötzlich verlassen, Sie würden sonst den Argwohn meiner Mutter erregen. Warten Sie, bis Sie Briefe aus England erhalten und nehmen Sie dieselben als Vorwand für Ihre Abreise. — S.«*

Ich hatte nicht an ihre Mutter gedacht. Sie hat Recht. Selbst wenn sie Unrecht hätte, müßte ich ihr gehorchen.

14. September. Die Briefe von England sind angekommen. Einer derselben gibt mir den gewünschten Vorwand. Mein Gebot für die Yacht ist angenommen. Der Segelmeister und die Mannschaft haben alle anderen Anerbietungen ausgeschlagen und erwarten meine Befehle in Cowes. Es ist durchaus nothwendig, daß ich nach England zurückkehre.

Gleichzeitig mit den Briefen kamen die Zeitungen. Sie enthalten den Bericht eines Engländer, der eben erst von Central-Amerika zurückgekehrt ist und Arizona bereist hat. Er gibt in der Times seinen Namen und seine Adresse an und sagt, daß er die beiden gefangenen Priester gesehen habe.

Der Name dieses Korrespondenten der Times bürgt für die Wahrheit seiner Aussage. Es ist Niemand Geringeres als Mr. Murthwaite, der wohlbekannte indische Reisende, welcher den verlorenen Diamanten, den sogenannten Mondstein, in der Stirn eines indischen Götzenbildes wiederfand. Er schreibt an den Herausgeber der Times wie folgt:

»Sir. Ich kann Ihnen Einiges über die beiden Jesuiten berichten, welche die einzigen Ueberlebenden bei der Schlächterei geblieben sind, die vor vier Monaten im Thale von Santa Cruz stattgefunden hat.

Ich bereiste zu jener Zeit Arizona unter dem Schutze eines Apachehäuptlings, den ich durch einen Tribut von Branntwein und Schießpulver vermocht hatte, mir sein Land und sein Volk zu zeigen, anstatt mir die Kehle abzuschneiden und mich zu skalpieren.

Etwa zwölf Meilen von der kleinen, durch ihre Silberminen bekannten Stadt Pubac stießen wir auf ein Apachelager. Ich entdeckte sogleich zwei weiße Männer unter den Indianern. Es waren die gefangenen Priester.

Einer von ihnen war ein Franzose Namens l'Herbier, der Andere ein Engländer Namens Penrose. Sie dankten ihr Leben zwei Eigenschaften, welche bei den Indianern in hoher Achtung stehen. Der unglückliche l'Herbier verlor den Verstand bei den Gräueln der Metzelei. Irrsinn aber ist, wie Sie wohl wissen werden, bei den Indianern eine geheiligte Sache; sie halten den armen Wahnsinnigen für ein geheimnisvoll begeistertes Wesen. Der andere Priester, Penrose, war mit dem Arzneikasten der Missionare betraut und hatte mehrere Krankheitsfälle der Apaches mit Erfolg behandelt. Als großer Medizinmann ist auch er eine bevorzugte Person und steht unter dem Schutze der Besorgnis der Wilden für deren Leben und Gesundheit. Das Leben der Gefangenen ist nicht bedroht, vorausgesetzt, daß sie die Beschwerden des steten Umherziehens der Indianer ertragen können. Penrose sprach zu mir mit der Ergebung eines wahren Helden: »Ich bin in Gottes Hand, und wenn ich sterbe, sterbe ich im Dienste Gottes.«

*Ich war durchaus ohne Mittel, die Missionare zu befreien und meine Versprechungen blieben bei den Wilden gänzlich erfolglos. Wäre ich nicht durch lange schwere Krankheit verhindert worden, so wäre ich schon längst mit dem hinreichenden Lösegelde für die beiden Missionare nach Arizona unterwegs. Aber ich bin nur eben stark genug, um diesen Brief zu schreiben. Jedoch kann ich eine Subscriptionsliste eröffnen und demjenigen alle nöthige Auskunft erteilen, der Willens ist; die Befreiung der Priester zu unternehmen.«*

So endete der Brief.

Ehe ich diesen Brief gelesen, wußte ich nicht, wohin ich gehen und was ich unternehmen sollte, wenn ich St. Germain verlassen. Jetzt weiß ich es. Ich habe jetzt einen Lebenszweck und will meine ungerechten, schlimmen Worte gegen Stella wieder gut machen. Ich habe schon an Mr. Murthwaite und meinen Schiffsmeister telegraphiert. Den Ersteren habe ich benachrichtigt, daß ich hoffe, ihn morgen in London zu besuchen; den letzteren habe ich angewiesen, die Yacht sofort für eine lange Reise auszurüsten. Wenn ich jene beiden Männer retten kann, besonders Penrose, habe ich nicht umsonst gelebt.

London, 15. September. Nein, ich habe Entschlossenheit genug nach Arizona zu gehen, aber ich habe nicht den Muth, die Abschiedsszene zu beschreiben, als es Zeit war, Lebewohl zu sagen.

Ich hatte mir vorgenommen, mein Unternehmen zu verschweigen und es erst schriftlich mitzutheilen, wenn das Schiff Abfahrt bereit wäre. Aber nachdem ich den Brief in der Times gelesen, verrieth der Ausdruck meiner Züge Stella, daß etwas Besonderes in mir vorging. Nun, es ist vorüber und so lange ich nicht daran denke, bin ich ruhig.

Mr. Murthwaite hat mir nicht allein höchst nützliche Verhaltungsmaßregeln gegeben, sondern mich auch mit Empfehlungsbriefen an die Padtos in Mexiko versehen, die bei einer Expedition, wie die meine, von unschätzbarem Werthe sind. Bei den jetzigen unsicheren Zuständen der

Vereinigten Staaten rathet er mir, nach einem der Häfen der Ostküste von Mexiko zu segeln, dann meine Reise nordwärts zu Lande fortzusetzen und in Arizona meine ersten Nachfragen in der Stadt Tubac zu beginnen. Da seiner Ansicht nach keine Zeit zu verlieren ist, hat ex mir vorgeschlagen in London und Liverpool nachzufragen, ob kein Kauffartheischiff nach Vera Cruz oder Tampico bestimmt segelfertig ist, da die Ausrüstung der Yacht erst in vierzehn Tagen oder drei Wochen beendet sein kann. Ich habe deshalb seinen Rath befolgt.

**16. September.** Eine mexikanische Brigg, nach Vera Cruz bestimmt, liegt im Hafen von Liverpool zum Auslaufen bereit, aber das Schiff ist verschuldet und seine Abfahrt hängt von den erwarteten Geldsendungen ab. Bei dieser Lage der Dinge kann ich beruhigt abwarten, bis ich die Reise an Bord meines eigenen Schooners machen kann.

18. September. Ich habe meine Angelegenheiten geordnet, habe Abschied von meinen Freunden genommen, einen heitern Brief an Stella geschrieben und werde morgen von Portsmouth absegeln, wohl ausgerüstet mit Whisky und Pulverfässern, welche die Befreiung der Gefangenen bewirken sollen.

Es ist eigentümlich, daß bei den ernsten Unternehmungen, an welche ich zu denken habe, ich mich der Trauer nicht erwehren kann, daß ich England ohne meinen treuen Reisegefährten, den Hund, verlassen soll. Aber ich fürchte den guten alten Burschen auf eine so gefährliche Expedition mitzunehmen, wie die meinige werden könnte. Stella hat seine Pflege übernommen und sollte ich nicht wiederkehren, so wird sie sich um seines Herrn willen nicht von ihm trennen. Es ist eine kindische Idee von mir, wie ich glaube, aber es ist mir ein Trost, daß ich mich nicht erinnere, Traveller, jemals ein unfreundliches Wort gesagt, oder meine Hand im Zorn gegen ihn erhoben zu haben.

So viel über den Hund und nicht ein Wort über Stella? Kein Wort. S o l c h e Gedanken lassen sich nicht niederschreiben.

Ich bin zur letzten Seite meines Tagebuches gelangt. Ich werde es schließen und meinem Bankier in Verwahrung geben. Werde ich jemals wieder eines Tagebuches bedürfen? Abergläubische Leute möchten denken, daß mit dem Ende meines Buches auch ein anderweitiges Ende bevorstehe. Ich habe keine Einbildungskraft und stürze mich in das Unbekannte, hoffnungsvoll der herrlichen Worte Byrons eingedenk:

*Ein Seufzer denen, die mich lieben,  
Ein Lächeln nur, dem Haß geweiht.  
Und welcher Himmel über mir sich wölbe,  
Mein Herz bleibt gleich in Freud und Leid.*

Zwischen den Blättern des Tagesbuches sind zwei telegraphische Depeschen vom 1. und 2. Mai 1864 eingehetzt, die also lauten:

**1. Von Bernard Winterfield, Portsmouth, England. An Mrs. Romayne, Adresse M. Raymond, St. Germain bei Paris.** — Penrose ist sicher an Bord der Yacht. Sein unglücklicher Gefährte ist vor Erschöpfung gestorben und er selbst befindet sich in einem Zustande großer Schwäche. Ich nehme ihn mit nach London, um einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Wir erwarten sehnlichst Nachricht von Ihnen, Telegraphieren Sie nach Derwents Hotel.

**2. Von Mrs. Eyrecourt, St. Germain. An Bernard Winterfield, Derwents Hotel, London.** Ihr Telegramm mit Freuden erhalten und sogleich an Stella nach Paris befördert. Alles wohl. Merkwürdige Ereignisse haben stattgefunden. Können Sie nicht sogleich hierher kommen, so gehen Sie zu Lord Loring. Er wird Ihnen Alles mittheilen.

\* \* \*

(Das Tagebuch wird wieder aufgenommen.)

London, 2. Mai. 1864. Ich erhielt Mrs. Eyrecourts Telegramm gerade als Doktor Wybrow seinen ersten Krankenbesuch bei Penrose abgestattet hatte. Ich hatte kaum Zeit, mich durch die Meinung, welche er über Penrose's Krankheit abgegeben hatte, beruhigt zu fühlen, als ich schon wieder durch Mrs. Eyrecourts Telegramm in die größte Aufregung versetzt wurde. Penrose der Pflege unserer vortrefflichen Wirthin überlassend, eilte ich sogleich zu Lord Loring.

Es war noch früh am Tage und Se. Lordschaft waren noch zu Hause. Er machte mich fast wahnsinnig vor Ungeduld, indem er sich Lang und Breit über die unverzeihliche Weise entschuldigte, in welcher er mein Betragen bei jener bedauernswerten Begebenheit in Brüssel beurtheilt habe. Ich that dem Flusse seiner Worte Einhalt und bat ihn, mir vor allen Dingen zu sagen, weshalb Stella sich in Paris befindet.

»Stella, ist bei ihrem Gatten!« erwiderte Lord Loring.

Mein Kopf schwindelte, mein Herz pochte in wilden Schlägen. Lord Loring sah mich an, rannte in das Nebenzimmer und kehrte mit einem Glase Wein zurück. Ich weiß nicht, ob ich den Wein getrunken habe oder nicht. Ich konnte nur das eine Wort hervorstammeln:

»Versöhnt?«

»Ja, Mr. Winterfield, versöhnt vor seinem Sterben.«

Wir schwiegen beide eine Weile.

Woran dachte er? Ich weiß es nicht! Woran dachte ich? Ich wage es nicht dem Papiere anzuvertrauen!

Lord Loring nahm zuerst wieder das Wort, indem er sich nach meinem Befinden erkundigte. Ich antwortete, so gut ich konnte und erzählte ihm Penroses Rettung. Er hatte von meiner Reise zur Befreiung desselben gehört und wünschte mir von Herzen Glück zu meinem Erfolge,

»Dies wird in der That eine willkommene Nachricht für Vater Benwell sein,« sagte er.

Schon der Name Vater Benwells flößte mir Mißtrauen ein.

»Ist auch er in Paris? fragte ich.

»Er verließ Paris gestern Abend,« antworte Lord Loring, »und er ist jetzt in London, soviel ich weiß, in wichtigen Angelegenheiten in Betreff Romaynes.«

Ich dachte sogleich an den Knaben.

»Ist Romayne im Besitze seiner geistigen Fähigkeiten?« fragte ich.

»Vollkommen!«

»Hat ex seinem Sohne, so lange es noch in seiner Macht steht, Gerechtigkeit widerfahren lassen?«

Lord Loring sah etwas verlegen aus, als er antwortete:

»Ich bin davon nicht unterrichtet.«

Ich war weit davon entfernt beruhigt zu sein.

»Sie sind einer von Romaynes besten Freunden,« fuhr ich beharrlich fort.

»Haben Sie ihn nicht gesehen?«

»Ich bin öfter mit ihm zusammen gewesen, aber er hat sich nie gegen mich über seine Angelegenheiten ausgesprochen.«

Nach diesen Worten ging er rasch zu einem anderen Gegenstande der Unterhaltung über.

»Kann ich Ihnen noch sonst über etwas Auskunft geben?« fragte er.

Ich hatte noch immer nicht erfahren, warum Romayne Italien verlassen und sich nach Frankreich begeben und wie seine Gattin von seiner Krankheit Kenntnis erhalten hatte. Lord Loring konnte mir Alles leicht erklären.

»Lady Loring und ich verlebten den letzten Winter in Rom,« sagte er. »Dort sahen wir Romayne. Sie scheinen überrascht. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß wir ihn beleidigt hatten, durch den Rath, welchen wir, obgleich wir es für unsere Pflicht hielten, Stella vor ihrer Heirath gegeben.«

Ich dachte in der That an das, was Stella mir über die Lorings gesagt hatte, an jenem unvergeßlichen Tage, wo sie mich im Hotel besuchte.

»Romayne würde sich wahrscheinlich geweigert haben, uns zu empfangen,« fuhr Lord Loring fort, »wenn mir nicht die Gnade einer Audienz bei dem Papste zu Theil geworden wäre. Der heilige Vater sprach von ihm mit der herablassendsten Freundlichkeit und als er hörte, daß ich ihn noch nicht gesehen habe, gab er Befehl, daß Romayne sich vorstellen solle. Unter diesen Umständen war es ihm unmöglich gemacht, Lady Lorings und meinen Besuch bei einer späteren Gelegenheit abzulehnen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welchen schmerzlichen Eindruck die traurige Veränderung in seiner äußereren Erscheinung auf uns machte. Der italienische Arzt, den er gelegentlich zu konsultieren pflegte, sagte mir, daß er an einer Schwäche der Funktionen des Herzens leide, welche einerseits eine Folge Übermäßiger geistiger Anstrengungen und der Aufregung bei seinen Predigten und der nur unzureichenden Nahrung, welche er sich erlaube, sei. Er esse und trinke nicht mehr, als gerade nothwendig, um ihn am Leben zu erhalten, und weigere sich entschieden, den Einfluß zu versuchen, welchen Ruhe und ein veränderter Aufenthalt auf ihn haben könnte. Meine Frau, die ihn später allein einmal besuchte, vermochte ihn dazu, die Zurückhaltung abzulegen, welche er mir gegenüber beobachtete, und entdeckte eine andere Ursache für die Zerrüttung seiner Gesundheit. Ich erwähne jenes nervösen Elendes nicht, dem er zeitweise in früheren Jahren unterworfen war, ich spreche von dem Eindruck, den die Mittheilung auf sein Gemüth hervorgebracht, welche Dr. Wybrow ihm ohne Zweifel in der besten Absicht machte, daß ihm ein Sohn geboren sei. Diese Enthüllung — er war, als er England ließ, gänzlich unbekannt mit den Umständen, in welchen seine Frau sich befand — scheint ihn tiefer erschüttert zu haben, wie der englische Arzt vorausgesetzte. Lady Loring war so erschrocken über das, was er ihr in dieser Hinsicht sagte, daß sie es mir nur unter gewissem Vorbehalte mitgetheilt hat.

»Wenn ich glauben könnte, daß ich Unrecht gethan,« sagte er, »indem ich mich dem Dienste der Kirche weihte, nachdem mein häusliches Glück vernichtet, so müßte ich glauben, daß die Geburt dieses Kindes die strafende Vergeltung meiner Sünde und eine Mahnung meines nahen Todes ist. Ich kann diese Ansicht nicht annehmen. Und dennoch ist es mir nicht vergönnt, nach dem feierlichen Gelübde, das mich bindet, einem Ereignisse eine tröstende Auslegung zu geben, an welches nur zu denken einen Priester verwirrt und demüthigt.«

Diese eine Probe von seiner Gedankenstimmung wird Ihnen sattsam sagen, in welcher geistigen Verfassung sich der unglückliche Mann befindet. Er gab uns wenig Aufmunterung, unseren freundschaftlichen Verkehr mit ihm fortzusetzen, und erst als wir unsere Abreise nach England festgesetzt hatten, erfuhren wir seine Ernennung zum ersten Attaché bei der Gesandtschaft in Paris. Des Papstes väterliche Besorgnis für seine Gesundheit hatte diesen weisen und edlen Weg gewählt, um ihn zu zwingen, sowohl eine heilsame Luftveränderung, wie auch eine Erholung von seinen unermüdlichen Anstrengungen zu genießen. Vor unserer Abreise sahen wir ihn wiederum. Er sah aus wie ein Greis. Wir erinnerten uns der doppelten Ansprüche, die er als Priester unserer Kirche und als Freund an uns hatte, und beschlossen gemeinschaftlich mit ihm die Reise nach Paris zu machen. Das Wetter war sehr mild und wir reisten sehr langsam. In Paris verließen wir ihn, er hatte sich auf der Reise sichtlich erholt.«

Ich fragte, ob sie bei dieser Gelegenheit Stella gesehen hätten.

»Nein,« sagte Lord Loring. »Wir hegten Zweifel, ob unser Besuch Stella angenehm sein würde und es widerstrebte uns auch, uns in eine so zarte Angelegenheit unaufgefordert zu mischen. Ich traf mit dem Nuntius, den ich die Ehre habe, persönlich zu kennen, das Uebereinkommen, daß er uns über Romayne's Gesundheitszustand benachrichtige, und wir kehrten nach England zurück. Ungefähr acht Tage später erhielten wir aber so beunruhigende Nachrichten, daß Lady Loring sogleich nach Paris zurückkehrte. In ihrem ersten Briefe theilte sie mir mit, daß sie es für ihre Pflicht gehalten habe, Stella von dem beunruhigenden Gesundheitszustande ihres Gatten zu unterrichten. Sie war meiner Frau für ihre Freundlichkeit unendlich dankbar und begab sich sofort nach Paris, um sogleich bereit zu sein, wenn ihr Gatte den Wunsch aussprechen sollte, sie zu sehen. Beide Damen wohnen in demselben Hotel, Familien-Angelegenheiten haben mich bis jetzt in London zurückgehalten, aber wenn ich vor heute Abend keine Nachricht erhalte, daß es mit Romayne besser geht, werde ich Lady Loring mit dem Postzuge nach Paris folgen.«

Es wäre unnütz gewesen, Lord Lorings Zeit länger in Anspruch zu nehmen. Ich dankte ihm und kehrte zu Penrose zurück, den ich schlafend fand.

Auf dem Tische im Wohnzimmer fand ich ein Telegramm von Stella vor, welches folgende Worte enthielt:

»Ich komme soeben von seinem Krankenlager zurück, nachdem ich ihm die Rettung Penroses mitgetheilt habe. Er leidet nicht, er erliegt einer vollständigen Erschöpfung aller seiner Lebenskräfte. So sagen mir wenigstens die Aerzte. Als ich davon sprach, Ihnen schreiben zu wollen, sagten sie: Schicken Sie ihm ein Telegramm, es ist keine Zeit zu verlieren.«

Gegen Abend erwachte Penrose. Ich zeigte ihm das Telegramm. Während unserer ganzen Reise war die Aussicht, Romayne wieder zu sehen, sein einziger Gedanke. In seiner Verzweiflung beschwore er mich, ihn mit nach Paris zu nehmen. Aber ich erinnerte mich, wie sehr ihn die kurze Fahrt auf der Eisenbahn von Portsmouth bis London angegriffen hatte und suchte ihn zu bewegen, mich allein reisen zu lassen. Aber seine Liebe zu Romayne machte ihn taub gegen alle Vernunftgründe. Während wir vergebens bemüht waren, uns gegenseitig zu überzeugen, kam Doktor Wybrow,

Zu meiner Verwunderung stimmte er Penrose bei.

»Stehen Sie nur auf,« sagte er, »wir wollen Ihnen helfen, sich anzukleiden.« Wir halfen ihm aus dem Bette und zogen ihm seinen Schlafrock an. Er dankte uns, und indem er sagte, daß er sich allein ankleiden wolle, ließ er sich in einem Armstuhl nieder. Im nächsten Augenblick war er eingeschlafen, aber so fest eingeschlafen, daß wir ihn wieder in das Bett legten, ohne daß er aufwachte. Doktor Wybrow hatte dies vorausgesehen, er saß den armen Burschen mit freundlichem Lächeln an.

»Auf diese Weise werden wir unsren Patienten wieder auf die Beine bringen,« sagte er. »Schlafen, essen und trinken, das sind die einzigen wirksamen Mittel für ihn, in einigen Wochen wird er vollständig wieder hergestellt sein. Wenn Sie Ihre Heimreise hätten zu Lande machen müssen, würde Penrose unterwegs gestorben sein. Ich werde die Sorge für ihn übernehmen, so lange Sie in Paris sind.«

Am Bahnhofe traf ich Lord Loring. Er sah sogleich, daß auch ich schlimme Nachrichten erhalten hatte und bot mir einen Platz in dem Coupe an, das für ihn reserviert worden war. Wir waren kaum eingestiegen, als wir Vater Benwell, begleitet von einem grauköpfigen Herrn, auf dem Perron gewahrten, der uns Beiden fremd war. Lord Loring liebt Fremde nicht, sonst würde ich mich vielleicht in die Verlegenheit versetzt gesehen haben, die Reise in Gesellschaft jenes hassenswerthen Jesuiten zu machen.

Paris, 3. Mai. Bei unserer Ankunft im Hotel erfuhr ich, daß von der Gesandtschaft noch keine Nachricht eingetroffen sei.

Wir fanden Lady Loring allein beim Frühstück, als wir uns nach unserer Nachtfahrt ausgeruht hatten.

»Romayne ist noch am Leben,« sagte sie. »Aber seine Stimme ist zum Flüstern herabgesunken und er kann nicht atmen, wenn er im Bette liegt. Stella ist nach der Gesandschaft gegangen, sie hofft ihn heute zum zweiten Male zu sehen.«

»Nur zum zweiten Male!« rief ich aus.

»Sie vergessen, Mr. Winterfield, daß Romayne ein Priester ist. Er wurde nur geweiht unter der gewöhnlichen Bedingung einer vollständigen Trennung von seiner Gattin. Ihrerseits, aber lassen Sie Stella nie erfahren, daß ich es Ihnen gesagt, hat Stella ein Dokument unterzeichnet, in welchem sie sich mit der Scheidung ihrer Ehe einverstanden erklärt. Unter diesen Umständen ist die Gegenwart der Gattin an dem Lager des sterbenden Gatten von den anderen Priestern der Gesandschaft als ein Skandal und eine Lästerung angesehen. Der wohlwollende Nuntius ist angeklagt, seine Machtvollkommenheit überschritten zu haben, indem er unter Vorbehalt den letzten Wünschen eines Sterbenden nachgekommen ist. Er hat deshalb in Rom angefragt und erwartet ferner Maßregeln.«

»Hat Romayne sein Kind gesehen?« fragte ich.

»Stella hat das Kind heute mitgenommen. Aber es ist sehr zweifelhaft, ob es dem armen kleinen Knaben erlaubt sein wird, das Zimmer seines Vaters zu betreten. Dieser Umstand ist ernster wie alles Andere. Der sterbende Romayne besteht darauf, sein Kind sehen zu wollen. Bei der Annäherung seines Todes ist seine Denkungsart so total verändert, daß er sogar mit Widerruf droht, wenn sein letzter Wunsch nicht erfüllt wird. Wie das enden wird, ist mir ein Rätsel.«

»Sollte das nachsichtige Verfahren des Nuntius nicht von Rom gutgeheißen werden,« sagte Lord Loring, »so wird es mit einem erneuerten Protest der katholischen Priester Deutschlands gegen die Ehlosigkeit der Priester enden.«

Ich achtete nicht auf das, was Lord Loring sagte, meine Gedanken waren bei Stella und ihrem sterbenden Gatten. Ich sah nach der Uhr.

Lady Loring schien meine Gefühle zu theilen. Sie stand auf und trat an das Fenster.

»Da kommt Nachricht,« sagte sie, als sie ihren Diener erkannte, der in das Hotel kam.

Der Mann überbrachte eine Karte, welche unverzüglich bei der Gesandschaft vorzuzeigen war.

Den **4. Mai**. Ich bin nur eben erst im Stande, in meinem Berichte von gestern fortzufahren.

Ein schweigender Diener nahm die Karte in Empfang und führte mich die Treppe hinauf in das obere Stockwerk. Am Ende eines langen Ganges angelangt, öffnete er eine Thür und zog sich zurück.

Stella empfing mich an der Schwelle. Sie ergriff stumm meine beiden Hände und blickte mich an. Alles was gut, edel und wahr drückte sich in diesem einen Blicke aus.

»Ueben Sie noch ein Werk der Barmherzigkeit aus, Bernard,« sagte sie traurig, »erleichtern Sie ihm das Sterben.«

Sie trat zurück und ich näherte mich ihm.

Er ruhte von Kissen unterstützt in einem Lehnstuhle; es war dies die einzige Lage, in welcher es ihm möglich war, zu atmen. Der graue Schatten des Todes war über sein abgezehrtes Gesicht ausgebreitet. Nur in seinen Augen, als er sie zu mir aufschlug, schimmerte ein schwacher Lebensfunke. Der eine seiner Arme hing über der Lehne des Stuhles herab, mit dem anderen hielt er sein Kind umfangen, das auf seinen Knieen saß. Der

Knabe sah mich verwundert an, als ich neben seinem Vater stand. Romayne machte mir ein Zeichen, daß ich mich zu ihm herabbeugen möge, damit ich hören könne, was er mir zu sagen habe.

»Penrose?« fragte er mit schwachem Flüstern. »Der gute Arthur? Nicht sterbend wie ich?«

Ich beruhigte ihn über diese Sorge. Für einen Moment erhellt ein schwaches Lächeln seine Züge, als ich ihm erzählte, welche vergebliche Anstrengungen Penrose gemacht habe, um mich auf meiner Reise zu begleiten. Er machte mir ein neues Zeichen, mein Ohr wieder zu nähern.

»Meine letzten dankbaren Segenswünsche für Penrose und für Sie. Soll ich es nicht sagen? Sie haben Arthur gerettet,« und dann Stella erblickend, »und waren i h r bester Freund.«

Er hielt inne, um Athem zu holen, indem er sich in dem großen Zimmer umsaß. Ein melancholisches Lächeln umspielte eine Lippen und verschwand bald wieder. »Christus nahm ein Kind auf seinen Schoß,« sagte er dann. »Die Priester nennen sich Diener Christi. Sie alle haben mich dieses Kindes wegen verlassen, das auf meinen Knien sitzt. Unrecht, sehr Unrecht! Winterfield, der Tod ist ein großer Lehrmeister. Ich weiß, wie ich geirrt habe, ich weiß, was ich verloren. Weib und Kind. Wie armselig und öde erscheint mir jetzt alles Uebrige.«

Er schwieg eine Weile. Dachte er nach? Nein, er schien zu lauschen und dennoch war kein Laut im Zimmer zu vernehmen.

»Quält es Dich noch immer?« fragte Stella liebevoll besorgt.

»Nein,« sagte er. »Seit ich Rom verlassen, habe ich es nie mehr deutlich gehört. Es wurde immer schwächer und schwächer von da ab. Es ist jetzt keine Stimme mehr, es ist kaum ein Flüstern. Meine Reue ist angenommen, meine Erlösung ist nahe. — Wo ist Winterfield?«

Sie zeigte auf mich.

»Ich sprach soeben von Rom. Woran erinnerte mich Rom doch?« Er dachte einen Augenblick nach. »Erzähle Winterfield, Stella, was der Nuntius sagte, als er erfuhr, daß ich sterben müsse. Der große Mann zählte die Ehren und Würden auf, deren ich hätte theilhaftig werden können, wenn ich leben geblieben wäre. Von meiner Stellung hier bei der Gesandtschaft —« »Laß mich fortfahren.« sagte sie, »spare Deine Kräfte für bessere Sachen auf. Von Deiner Stellung hier bei der Gesandtschaft wärst Du zu dem Amte eines Vice-Legaten befördert, und wenn Du Dich als tauglich bewährt hättest, bis zum Range der Auditorschaft der apostolischen Kammer gestiegen und dann wäre Dir nur noch ein Schritt zu der höchsten Würde übrig geblieben, der Würde eines Fürsten der Kirche.«

»Alles Eitelkeit!« sagte der sterbende Romayne mit einem Blick auf Weib und Kind. »Das wahre Glück wartete meiner hier bei Euch, Erst jetzt erkenne ich es zu spät, zu spät.«

Er lehnte den Kopf in die Kissen zurück und schloß die Augen, Stella und ich glaubten, ex wolle schlafen, sie versuchte vorsichtig ihn von dem Kinde zu befreien. »Nein,« flüsterte er. »Ich ruhe nur meine Augen, um ihn wieder anblicken zu können.« Wir warteten. Das Kind! starrte mich mit neugierigen Augen an. Seine Mutter kniete neben ihm nieder und flüsterte ihm etwas zu. Seine klaren blauen Augen glänzten freudig auf und sich der vergessenen Worte von früher wieder erinnernd, wiederholte er: »Onkel Ber.«

Romayne hörte es. Er schlug die schweren Lider wieder auf. »Nein,« sagte er, »nicht Onkel. Etwas Besseres und Lieberes. Stella, gib mir Deine Hand.«

Noch immer kniend gehorchte sie ihm. Er richtete sich langsam in seinem Stuhle auf. »Nehmen Sie ihre Hand, Winterfield.« Auch ich kniete nieder. Ihre Hand lag kalt in der meinen. Nach einer längeren Pause redete er zu

mir.

»Bernard Winterfield,«« sagte er, »liebe sie und schätze sie, wenn ich nicht mehr bin.« Er legte seine schwache Hand auf unsere Hände. »Möge Gott Euch behüten! Möge Gott Euch segnen!« murmelte er. »Küsse mich, Stella.«

Ich weiß nicht mehr was weiter vorging. Ich Hatte alle Fassung verloren und weinte laut.

Die Augenblicke vergingen, waren sie lang oder kurz, ich kann mich nicht darauf besinnen.

Ein leises Klopfen an der Thür brachte mich wieder zu mir selber. Ich trocknete hastig meine Thränen. Stella hatte sich in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen. Sie saß mit dem Kinde in den Armen neben dem Kamin. Auch ich trat zu ihnen, aber nicht so nahe, um sie zu stören.

Zwei Fremde kamen herein und stellten sich zu beiden Seiten von Romaynes Stuhle. Aus der Art, wie sie sich mit ihm beschäftigten, sah ich, daß sie Aerzte waren. Nach einer kurzen Berathung verließ einer von ihnen das Zimmer.

Gleich darauf kehrte er wieder zurück, gefolgt von Vater Benwell und dem grauhaarigen Herrn, den ich bei unserer Abreise von London in seiner Gesellschaft bemerkt hatte.

Des Jesuiten wachsames Auge entdeckte uns sogleich. Es schien mir als zeige sich ein Ausdruck des Erstaunens und des Argwohns in seinen Zügen, aber er faßte sich sogleich wieder. Er verbeugte sich gegen Stella, die seinen Gruß nicht erwiderte, sondern that, als sehe sie ihn nicht.

Einer der Aerzte war ein Engländer. Er sagte zu Vater Benwell: »Was auch Ihr Geschäft sein mag, Vater Benwell, so rathen wir Ihnen, dasselbe unverzüglich vorzunehmen. Sollen wir das Zimmer verlassen?«

»Keinesfalls! entgegnete Vater Benwell. »Je mehr Zeugen gegenwärtig sind, je beruhigter werde ich mich fühlen.« Er wandte sich zu seinem Reisegefährten. »Der Sachwalter Mr. Romayne wird Ihnen die Ursache unseres Hierseins erklären.«

Der grauköpfige Herr trat ein.

»Sind Sie fähig, mir zu folgen, Sir?« fragte er.

Romayne, der in seine Kissen gelegt, für das, was um ihn vorging, nicht die geringste Theilnahme bewiesen, antwortete etwas, das ich nicht verstehen konnte. Der Sachwalter schien befriedigt und richtete eine formelle Frage an die Aerzie. Er fragte, ob Mr. Romayne im vollen Besitz seiner geistigen Fähigkeiten sei.

Beide Doktoren bejahten dieses, Vater Benwell bestätigte es,

»Während seiner Krankheit,« sagte er bestimmt, »war sein Verstand eben so klar wie der meine.«

Während dieser Vorgänge war das Kind mit der natürlichen Regsamkeit seines Alters von den Knieen seiner Mutter herabgeglitten. Er stand vor dem Kamin und bewunderte den rothen Glanz der Kohlen des verbrannten Holzes. In einem Winkel neben dem Kamin lag ein kleines Bündel Kiehnspäne, die dort gelassen waren, im Falle das Feuer neu entzündet werden sollte. Der Knabe nahm einen der Spähne und warf ihn in das Kamin. Die auflodernde Flamme, als der Spahn Feuer fing, entzückte ihn. Spahn noch Spahn warf ex in die Gluth. Dies neue Spiel hielt ihn ruhig und seine Mutter begnügte sich damit, darüber zu wachen, daß er dabei nicht zu Schaden kam.

Unterdessen gab der Rechtsgelehrte eine kurze Uebersicht des Sachverhaltes.

»Sie werden sich erinnern, Mr. Romayne, daß Ihr Testament sich in meinem Bureau zur Verwahrung befand,« begann er, »Vater Benwell zeigte mir eine von Ihnen unterzeichnete Anweisung vor, durch welche er

bevollmächtigt wurde, das Testament von London nach Paris zu bringen. Der Zweck war, Ihre Unterschrift unter ein Codizill zu erhalten, welches nothwendig war, hinzuzufügen, um dem Testamente Gültigkeit zu verschaffen. Sind Sie meiner Rede mit Aufmerksamkeit gefolgt, Sir?«

Romayne neigte bejahend den Kopf, sein Auge ruhte auf dem Knaben, der fortfuhr, einen Spahn nach dem andern zu verbrennen.

»Zur Zeit, als Ihr Testament aufgesetzt wurde,« fuhr der Sachwalter fort, »erhielt Vater Benwell die Erlaubnis, eine Abschrift desselben zu nehmen. Als er von ihrer Krankheit hörte, legte er jene Abschrift einer hohen richterlichen Autorität zur Begutachtung vor. Diese maßgebende Persönlichkeit erklärt die Klausel, welche die Besitzung Vange der römischen Kirche zuschreibt, so unzulänglich und unklar abgefaßt, daß das Testament nach dem Tode des Testators angegriffen werden konnte. Er hat demselben deswegen ein Codizill angehängt, welches dieses Versehen wieder gut macht. Als ihr Sachwalter hielt ich es für meine Pflicht, Vater Benwell nach Paris zu begleiten, für den Fall, daß Sie in dem Testament einige Änderungen vorzunehmen wünschten.« Er sah nach Stella und dem Kinde hinüber, als er seine Rede beendet. Vater Benwell's scharfes Auge folgte derselben Richtung. »Soll ich das Testament vorlesen?« fragte der Rechtsglehrte, »oder ziehen Sie es vor, es selbst durchzulesen?\*

Romayne streckte schweigend die Hand nach dem Dokumente aus. Unverwandt blickte er nach seinem Sohne. Die Spähne waren bis auf wenige alle verbrannt.

»Ein Wort, Mr. Romayne,« sagte Vater Benwell, »ehe Sie das Schriftstück prüfen. Die Kirche empfängt von Ihnen das Besitzthum zurück, das ihr einst gehörte. Außerdem aber bevollmächtigt dieselbe Sie, ja sie wünscht es sogar, und hat mich beauftragt, es Ihnen kund zu thun, daß Sie jede Anordnung in Ihrem Testamente vornehmen möchten, welche Ihr Sachwalter für nöthig erachtet. Ich berücksichtige dabei die Klauseln des Testamentes, die sich auf das Vermögen beziehen, welches Sie von Lady Berrik geerbt haben und bitte die Anwesenden, die wenigen einfachen Worte im Gedächtnisse zu behalten, welche ich gesprochen.«

Er verbeugte sich würdevoll und zog sich zurück.

Selbst der Sachwalter fühlte sich angenehm berührt. Die Aerzte blickten sich gegenseitig mit stillem Beifall an. Zum ersten Male wurde die traurige Ruhe in Stellas Zügen gestört, ich sah, welche Anstrengung es sie kostete, ihren Unwillen zurückzuhalten. Die einzige unbewegte Person im Zimmer war Romayne. Das Testament lag unbeachtet auf seinem Schoße, seine Augen waren fortwährend auf die kleine Gestalt vor dem Kamin geheftet.

Das Kind hatte den letzten Spahn in das Feuer geworfen. Es sah sich vergeblich nach einem neuen Vorrathe um. Seine frische, helle Kinderstimme schallte eigentümlich in dem stillen Raume.

Mehr!« rief er, »Mehr!«

Die Mutter drohte warnend mit dem Finger.

»Still!« flüsterte sie ihm zu, aber der Knabe wich zurück, als sie versuchte, ihn milde auf ihre Knie zu nehmen und sah seinen Vater an.

»Mehr!« rief er lauter wie zuvor.

Romayne winkte mir und zeigte auf den Knaben.

Ich führte ihn durch das Zimmer und er verlangte wieder auf des Vaters Knie zu steigen.

»Heben Sie ihn zu mir auf,« sagte Romayne.

Ich konnte die Worte kaum vernehmen, selbst die Kraft zu flüstern schien ihn schnell zu verlassen. Er küßte seinen Sohn mit einer Anstrengung, welche schmerzlich anzusehen war. Als ich den Knaben wieder nieder

gestellt hatte, sah er seinen sterbenden Vater an, und noch immer von demselben Wunsche erfüllt, rief das Kind:

»Mehr, Vater! Mehr!«

Romayne gab ihm das Testament in die Hand,

Des Knaben Augen glänzten vor Entzücken: »Verbrennen?« fragte er eifrig.

»Ja.«

Mit ausgestreckten Händen sprang Vater Benwell vor. Ich hielt ihn zurück. Er rang mit mir. Ich vergaß das Vorrecht seines schwarzen Rockes. Ich faßte ihn bei der Kehle.

Der Knabe warf das Testament in das Feuer. »Oh!« rief er jubelnd aus und klatschte freudig in die kleinen, dicken Hände, als die helle leuchtende Flamme emporschlug, Ich ließ den Priester los.

In wahnsinniger Wuth und Verzweiflung blickte er die Umstehenden an.

»Sie nehme Sie Alle zu Zeugen,« schrie er, »daß dies die Handlung eines Verrückten ist.«

»Sie selbst haben eben erklärt,« erwiderte der Sachwalter, »daß Mr. Romayne im vollen Besitz seiner geistigen Fakultäten sei.«

Der geschlagene Jesuit wandte sich jetzt wüthend gegen den Sterbenden. Beider Blicke begegneten sich.

Für einen schrecklichen Augenblick gewannen Romayne's Augen wieder ihren alten Glanz, auch Romayne's Stimme erhob sich wieder mit alter Kraft, als sei das Leben wieder zurückgekehrt. Als finster, die Stirn runzelnd, der Priester die Frage an ihn richtete: »Warum thaten Sie das?« erschallte fest und klar die Antwort:

»Für Weib und Kind!«

Ein letzter langer Athemzug und mit diesen heiligen Worten auf den Lippen, sank Romayne leblos in die Kissen zurück.

\*       \*  
\*       \*

London, 6. Mai. Auf Stella's Wunsch bin ich zu Penrose zurückgekehrt, nur von einem Reisegesellschafter begleitet. Mein treuer Gefährte, mein Hund, liegt fest schlafend zu meinen Füßen, während ich diese Zeilen schreibe. Penrose ist schon soweit hergestellt, um mir im Wohnzimmer Gesellschaft zu leisten. In wenigen Tagen wird er Stella wiedersehen.

Welche Instruktionen die Gesandtschaft von Rom aus erhalten, ob Romayne mit den Heilmitteln der katholischen Kirche schon früher während seiner Krankheit versehen worden, haben wir nie erfahren. Es wurden keinerlei Einwände erhoben, als Lord Loring den Antrag stellte, den Körper Romayne's nach England überzuführen, um in der Familiengruft von Vange Abbey beigesetzt zu werden.

Ich hatte es übernommen, in London die nöthigen Anordnungen für das Leichenbegägniß zu treffen. Auf meinem Rückwege zum Hotel begegnete mir Vater Benwell auf der Straße. Ich wollte an ihm vorübergehen, aber er hielt mich an.

»Wie geht es Mrs. Romayne?« fragte er mit jener teuflischen Sanftmüthigkeit, die ihm jederzeit zu Gebote zu stehen scheint. »Hoffentlich ist sie wohl? Und der Knabe? Ah, er wußte wenig davon, wie viel besser sich seine Aussichten für die Zukunft dadurch gestalten würden, als er jenes Freudenfeuer anzündete! Entschuldigen Sie, Mr. Winterfield, aber Sie scheinen mir nicht mehr so freundschaftlich wie früher gegen mich zu sein. Denken Sie etwa noch an den rücksichtslosen Angriff an meine Kehle. Lassen Sie das vergeben und vergessen sein. Oder tragen Sie mir nach, daß ich Romayne bekehrte und bereit war, von ihm die Rückgabe des einstigen

Eigentums der Kirche anzunehmen? In beiden Fällen habe ich nur meine Pflicht als Priester erfüllt. Sie sind ein freisinniger Mann. Ich verdiene doch sicherlich eine vortheilhafte Beurtheilung meines Betragens, nicht wahr?«

Ich konnte dies nicht länger ertragen.

»Ich habe meine eigene Meinung darüber, was Sie eigentlich verdienten,« entgegnete ich. »Fordern Sie mich nicht heraus, sie Ihnen zu sagen.«

Er sah mich mit drohendem Lächeln an.

»Ich bin nicht so alt, wie ich aussehe,« versetzte er. »Ich kann noch weitere zwanzig Jahre leben.«

»Nun?« fragte ich.

»Nun,« antwortete er, »in zwanzig Jahren kann sich Manches ereignen.«

Mit diesen Worten verließ er mich. Wenn er über ferneres Unheil brütet, so kann ich ihm doch sagen, daß er mich sehr im Wege finden wird.

Aber kehren wir zu anderen angenehmeren Gegenständen zurück. Indem ich Alles überdachte, was sich beim Tode Romayne's zugetragen, nahm es mich Wunder, daß Keiner der Anwesenden einen Versuch gemacht hatte, den Knaben daran zu hindern, das Testament zu verbrennen. Von Stella war es natürlich nicht zu erwarten, auch nicht von den Aerzten, die kein weiteres Interesse bei der Sache hatten, aber ich konnte die passive Rolle nicht begreifen, welche der Sachwalter dabei beobachtet hatte. Er klärte mich in wenigen Worten darüber auf.

»Vange Abbey und das Berriksche Vermögen waren Romayne's freies Eigentum,« sagte er. »Starb er, ohne ein Testament zu hinterlassen, so kannte er das Gesetz genau genug, um zu wissen, daß Häuser, Ländereien, Baarvermögen und alles andere Besitzthum seinem nächsten Erben zufallen müsse. In einfacheren Worten, seiner Gattin und seinem Sohne.

Wenn Penrose fähig ist, zu reisen, wird er mich nach Beaupark begleiten. Stella, ihr kleiner Sohn und Mrs. Eyrecourt werden die einzigen anderen Gäste in meinem Hause sein. Es muß noch einige Zeit darüber hingehen und der Knabe ein wenig älter geworden sein, ehe ich Stella an Romayne's letzte Wünsche erinnere, die er an jenem traurigen Morgen aussprach, als sie und ich neben ihm knieten. Indessen ist es schon Seligkeit genug für mich, jenem Tage entgegenhoffen zu dürfen. —

**Anmerkung.** Das nächste Blatt in dem Tagebuche fehlt. Durch irgend einen Zufall befindet sich an dessen Stelle ein Schreiben von späterem Datum, welches großartige Anweisungen zur Herstellung eines Brautkleides enthält. Die Handschrift ist nachträglich von Mrs. Eyrecourt als die ihrige anerkannt worden.

—E n d e—